

Oberschlesien

vor 55 Jahren

und wie ich es wiederfand

von

A. Oskar Klaussmann



Phönix-Verlag

Inhaber: Fritz und Carl Siwinna
Berlin · Breslau · Kattowitz · Leipzig



Hohenlohehütte im Jahre 1830.

Verlag Cotta, Stuttgart

Oberschlesien vor 55 Jahren und wie ich es wieder fand

Nach persönlichen Erinnerungen geschildert

von

A. Oskar Klaufmann

Mit einem buntfarbigen Titelbild, 3 doppelseitigen und
29 ganzseitigen Illustrationen nach alten Lithographien
und Photographien, sowie mit 21 Originalzeichnungen
und einem Original-Umschlagbild von Professor

Richard Knötel



Phoenix-Verlag

Inh.: Fritz und Carl Siwinna

Berlin □ Breslau □ Rattowitz □ Leipzig

Meiner lieben Frau gewidmet

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort	Seite XI
I. Scharley und Deutsch-Pietar	1
Scharley. — Kindliche Spiele. — Hasenheken. — Ein Grubenunglück. — Der „Herr Leutnant“. — Eine brutale Szene. — Ein Schadenfeuer. — Ablaß. — Der Glaubenswechsel August III.	
II. Myslowik-Rattowik	11
Die Galmei-Rosbahn. — Nach Rattowik. — In Rattowik. — Nach Myslowik. — In Myslowik. — Schulverhältnisse. — Mein Hauslehrer. — „Der König ist tot!“	
III. Etwas vom Verkehr (1860—1864)	20
Telegraphenverkehr. — Posttarif. — Eisenbahnverkehr. — An der Eisenbahn. — Eisenbahnsignale. — Jollys Schicksal. — Ein harmloser Kranker. — Ein Eisenbahnunglück. — Münzsorten. — Goldstücke. — Maß und Gewicht. — Goldwagen. — Längenmaße.	
IV. Haus, Küche, Keller (1860—1864)	34
Wohnungseinrichtung. — Sofaehren. — Teppiche und Fußböden. — Häusliche Wasserversorgung. — Zinkverladung. — Nächtliche Ruhestörung. — Beleuchtung. — Lebensmittel. — Getränke. — Delikatessen. — Wein. — Bier. — „Doppelte Liebe“.	
V. Die polnische Insurrektion von 1863	49
Mitschüler. — Die ersten Soldaten. — Wilde Gerüchte. — Roscheniere. — Es geht los! — Die Russen flüchten. — Verwundete. — Russenbiwak in Rattowik. — Die Nationalregierung. — Der weibliche Adjutant. — Unterricht im Trommeln.	
VI. Öffentliches Leben	61
Der „Schäfer“. — Gesundheitspflege. — Der Lutschbeutel. — Leibeigenschaft. — Badeorte. — Religiöser	

	Seite
Friede. — Pollak und Prussak. — An der Przemsa. — Die vier Reiche. — Der erste Photograph.	
VII. Auf Straßen und Märkten	76
Besturanz. — Der Herr Gendarm. — Ein Hochzeitszug. — Hochzeitsfeier. — Leichenzüge. — Zigeuner. — Straßentypen. — Das erste Fahrrad. — Volkstrachten. — Schönwalder Bauern. — Marktthändler. — Marktleben.	
VIII. Gleiwitz	93
In Quarta II. — Unsere Lehrer. — Das alte Kloster. — Die Abiturienten. — Jüngere und ältere Schüler. — Repetenten. — Verhängnisvolle Würstchen. — Strenge Überwachung. — Alte Knaben. — Abgeschlossenheit. — Turnunterricht. — In Obertertia. — Bessere Verhältnisse. — „Fünf Glas Bier!“ — Die erste Nähmaschine. — Vierter Klasse. — Die Stadt Gleiwitz.	
IX. Der Krieg von 1866	111
Kriegsgerüchte. — Die Angst vor den Kroaten. — Jubiläum. — Die Mobilmachung. — Berliner Fouriere. — Freikorps. — Der Kronprinz in Gleiwitz. — Es wird Ernst. — „Die Österreicher kommen!“ — Flüchtlinge.	
X. Die Gefechte bei Oświęcim und bei Myslowitz . .	123
Gesprenzte Brücken. — Das Korps des Grafen Stollberg. — Plänkeleien. — „Ordre de bataille“. — Das Gefechtsfeld. — Aus dem Generalstabswerk. — Am 27. Juni. — Ein unschuldiges Opfer.	
XI. Der weitere Verlauf des Krieges und die Cholera .	137
Die Zivil-Strategen. — Gefangene „Finanzer“. — Aus dem Generalstabswerk. — Wieder in Sicherheit. — Ein Kriegslied. — Die Cholera.	
XII. Feste, Vergnügungen, Zeitvertreib, Volksbrauch und Kinderspiele. (1860—1870.)	146
Boiki. — Der Berggeist. — Rolende. — Osterfest. — Begießen. — „Päschen“. — Kirchliche Feste. — Schweineschlachten. — „Nidel“ und „Krippel“. — Heilige drei Könige. — Bergfeste. — Schulschüßlergang. — Kinderspiele. — Kunst und Literatur. — Musik. — Die Kempener. — Vereinsleben und Theater. — Konzerte. — Sonntagsvergnügen.	
XIII. Beuthen	176
Ablehnung der Eisenbahn. — Beuthen schlecht angeschrieben. — Beuthener Zustände. — „Perlen“. —	

Große Schadenfeuer. — Das Gymnasium. — Die Lehrer. — „Jung-Oberschlesien“.

XIV. Reisen und Ausflüge 187

Heizung der Eisenbahnwagen. — Tarnowitz. — „Bis hierher und nicht weiter!“ — Durch die Wälder. — Waldfreier. — Nach Wien. — Wallfahrt nach Czestochau. — In Czestochau. — Die Schatzkammer. — Ablassbettler. — Sonntagsausflüge.

XV. Auf Berg- und Hüttenwerken 201

Ungünstige Tarife. — Die Beamten. — Maschinenmeister. — Arbeiterkontrolle. — Andacht im Zechen-
hause. — Schichtlohn der Bergarbeiter. — Abzüge auf den Lohn. — „Gellat“. — „Schluß“. — Geldgebahrung. — Lohn der Hüttenarbeiter. — Zinkhüttenbetrieb. — Anzahl der Zinkhütten. — Gebratene Strolche. — Hochöfen. — Schlechte Konjunktur. — Personal der Königshütte.

XVI. Oberschlesischer Humor 223

Der Graf Gaschin. — Der Fürst Sulkowski. — Der Adept von Myslowitz. — Offizielle Brandstiftung. — Die reiche Braut. — „Märder“ im Walde. — „Lewa, links!“ — Jägerlatein. — Der „schiefe“ Wasserspiegel. — Der König von Spanien. — „Im Auftrage der Regierung“. — Travestien. — Spitznamen. — Ein Löwe. — „Servus“.

XVII. Gerichtswesen. Polizei. Öffentliche Sicherheit . . 246

Patrimonialgerichte. — Der Landrat. — Gutspolizei. — Ein nächtliches Verhör. — Das letzte Vaterunser. — „Ich will gestehen!“ — Noch einmal die Gutspolizei. — Unsicherheit. — Wen man bestehlen darf. — Räuber. — Fürst Sulkowski. — Ein Meuchelmord. — Mordgeschichten. — Eine böse Nacht. — Elias und Pistulka.

XVIII. Grenzverkehr 268

Bestechungsgelder. — Der neue Kammerdirektor. — Er ist unbestechlich. — Eine interessante Unterredung. — Eine Enttäuschung. — Schmuggel auf der Lokomotive. — Der Revisor kommt. — Ehrwürdige, alte Bräuche. — Die Bücher sind fort. — Der Revolver. — Der bekehrte Kammerdirektor. — Russische Korruption. — Grenzwächter. — Eisenbahner als Schmuggler. —

	Seite
Bei der Verzollung. — Ohne Paß. — Österreichische Finanzier.	
XIX. Wald und Jagd in Oberschlesien	288
Wildddiebe. — Kaiserjagd. — Die Kempener vor Wilhelm I. — Die aufbewahrte Zigarre. — Der Kronprinz und die Kempener.	
XX. Der Krieg von 1870/71 und der beginnende Aufschwung Oberschlesiens	294
Betrogene Landwehrfrauen. — Oberschlesische Tapferkeit. — Gefangene Franzosen in Kosel. — Dornröschen Oberschlesiens. — Die rechte Oderuferbahn. — Dr. Strousberg. — Der Aufschwung. — Gründerzeit und Krach.	
XXI. Wie ich Oberschlesien wiederfand	304
Ein schönes Landschaftsbild. — Rauchwolken. — Verkehr auf den Straßen. — Oberschlesiens Fortschritte. — Ordnung und Reinlichkeit. — Kulturelle Förderung. — Gieschewald. — G. v. Giesches Erben. — Großzügigkeit. — Architektur. — Schönheitssinn. — Die Straßenbahn. — Einst und jetzt. — Gleiwitz. — Im Gymnasium. — Gleiwitzer Industrie. — Beuthen. — Roßberg. — Myslowitz. — Eine Überraschung. — Die Feldarbeiterzentrale. — An der Grenze. — Schoppinitz-Kosdzin. — Königshütte. — Zabrze. — Die Donnersmarchhütte. — Rattowitz. — Die Stadt der Intelligenz. — Oberschlesiens Zukunft.	

Illustrationen.

	Seite
1. Anselmhütte	1
2. Baildonhütte bei Rattowitz in den 1860er Jahren	48
3. Dreikaiserreichede, alte Aufnahme, zur Zeit des Fürsten Sulkowski	32
4. Dreikaiserreichede, neueste Aufnahme 1912	32
5. Dreikaiserreichede, Das alte Schloß der Fürsten Sul- kowski zu Glupna im Jahre 1875	33
6. Gleiwitz, aufgenommen in der Nähe des Bahnhofes Mitte des 19. Jahrhunderts	96
7. Gleiwitz, Die Königliche Hütte im Jahre 1851	112
8. Gleiwitz, Die Königliche Hütte in Gleiwitz im Jahre 1851 (von der Alodnik)	128
9. Hohenloehhütte im Jahre 1830	Titelbild
10. Rattowitz in den 1830er Jahren	16
11. Königshütte mit dem Denkmal des Grafen Wilhelm von Reden	176
12. Königshütte im Jahre 1856	208
13. Die Königshütte im Jahre 1828	192
14. Die Königshütte im Jahre 1828 (Rotsplatz)	192
15. Die Königshütte im Jahre 1802 (Längendurchschnitt)	193
16. Die Königshütte, Gebläsemaschine im Jahre 1802	209
17. Die Königshütte, Dampfkessel-Anlage im Jahre 1802	208
18—20. Kosel: Gefangene Franzosen in Kosel, D.-G., im Jahre 1870/71:	
1. Die Adjutanten und ihr Blockhaus	304
2. Barackenlager mit Küche und Kantine auf der „Insel“	320
3. Die Inselkirche für französische Gefangene	305
21. Kreuzburgerhütte im Jahre 1850	336
22. Laurahütte im Jahre 1845—1850	144

	Seite
23. Die Laurahütte im Jahre 1840	160
24. Gelände zwischen Laura-, Fanny- und Georg-Grube, früher Mansteinsche Grubenfelder	64
25. Der Hochofen zu Malapane im Jahre 1835	225
26. Niederhammer bei Glawentzig	240
27. Oppeln im Jahre 1851	80
28. Polnisch-Osttau im Jahre 1854	224
29. Ratibor in den 1830er Jahren	272
30. Prinz Wilhelm mit seinem Vater, Kronprinz Friedrich Wilhelm, als Jagdgast des Herzogs von Ratibor im Jahre 1882	289
31. Glawentzig im Jahre 1830	256
32. Unbekannte oberschlesische Landschaft aus der Mitte des 19. Jahrhunderts	340
33—53. 21 Originalillustrationen von Professor Richard Knötel als Kopfleisten.	
54. 1 Kartenskizze: Gefecht bei Oswiecim	129

Vorwort.

„Niemandem zu Leide!“

Das war der Grundsatz, der mich beim Niederschreiben meiner Erinnerungen aus Oberschlesien leitete. Ich wollte ein gerechtes und unparteiisches Bild der oberschlesischen Verhältnisse seit 1855 schreiben, der Verhältnisse, wie sie sich in meiner Erinnerung widerspiegeln. Ich habe nach Möglichkeit diese Erinnerungen kontrolliert und, wo ich konnte, durch unanfechtbares, amtliches Material geprüft und berichtigt. Wenn mir trotzdem Irrtümer unterlaufen sind, so ist das nicht meine Schuld. Manches mag in der Erinnerung verblaßt, manches durch die Erinnerung verschönt worden sein, aber die Absicht, etwas Unrichtiges anzuführen, lag mir vollkommen fern. Die Herren Verleger und ich werden deshalb für alle Korrekturen und auch für alle etwaigen Ergänzungen, die in den Neuauflagen berücksichtigt werden sollen, dankbar sein.

Ich habe es durchaus vermieden, meine Person mehr herauszustellen, als notwendig war, wenn man nach persönlichen Erinnerungen schreibt. Aber manche dieser Erinnerungen hat ohne persönliche Note auch für den Fernstehenden und Unparteiischen nur wenig Wert.

Auch die Absicht, eine Geschichte Oberschlesiens und seiner Industrie zu schreiben, lag mir fern. Die nachfolgenden Zeilen sollen nur eine kulturgeschichtliche Skizze des ober Schlesischen Industriebezirkes sein und ich glaube, als solche haben sie Wert nicht nur für die jetzt lebenden Oberschlesier, sondern auch über die Grenzen des ober Schlesischen Landes hinaus.

Besonderen Dank muß ich den Herren Verlegern für die prächtige Ausstattung des Buches hier aussprechen. Das Beschaffen der alten Lithographien und Photographien, deren Originale sich zum Teil in Privatbesitz befanden, hat ungeahnte Schwierigkeiten und deren Überwindung außerordentliche Mühe und Arbeit verursacht. Grade durch diese alten Darstellungen erhält das Buch aber noch einen besonderen Wert.

Berlin, im Oktober 1911.

A. Oskar Klaufmann.



Anfelmühle



Erstes Kapitel.

Scharlen und Deutsch-Pietar.

Geboren bin ich nicht in Oberschlesien, sondern in Breslau, aber als ich vier Jahre alt war, zogen meine Eltern nach ihrer oberschlesischen Heimat zurück.

Meine ältesten Erinnerungen gehen bis zum Jahre 1856. Ich war fünf Jahre und wurde nach der Gemeindegemeinschaft in Beuthen zu einem befreundeten Lehrer gebracht, bei dem ich das Stillsitzen lernen sollte. Ich erinnere mich noch des großen grauen Gebäudes mit den hallenden Kreuzgängen und den großen Klassenzimmern mit gewölbter Decke. Die Schule befand sich in dem ehemaligen Minoritenkloster, das im Jahre 1528 in Beuthen errichtet worden war.

Vom Stillsitzen war in der Schule allerdings nicht viel die Rede. Der Lehrer L. war auch noch Organist und daher viel durch den Kirchendienst in Anspruch genommen. Ältere Jungen unterrichteten, in dem sie mit einem Rohrstock auf großen Papptafeln die aufgedruckten

Buchstaben zeigten und die ganze Klasse im Chor die Namen der Buchstaben nennen ließen. Diese älteren Jungen nahmen auch das Recht in Anspruch, die jüngeren Kinder mit dem Rohrstock zu prügeln. Ich wurde rasch in die Myssterien des a-b ab und b-a ba eingeweiht und kämpfte mit den ungesiasten und barfüßigen Mitschülern heftig um mein Bilderbuch, von dem ich mich nie trennte, sondern das ich auch mit in die Schule nahm. Auf dem Umschlag des Bilderbuches war nämlich ein bunter Hahn abgebildet, und wenn ich sehr artig war legte er mir einen Dreier (kupfernes Dreipfennigstück), das ich dann in dem Buche fand. Der Dreier war damals die offizielle „Kindermünze“.

Meine nächsten Erinnerungen stammen dann aus Scharley, wohin meine Eltern im Anfang 1857 zogen. Hier gab es eine Privatschule vor allem für die Kinder der Beamten, und unser Lehrer Gumpert verstand es, wie ich mich heute noch gern erinnere, nicht nur streng, sondern auch scherzhaft zu sein, so daß wir ausnahmslos gern zur Schule gingen. Ich kann mich nicht erinnern, daß uns das Lesen, Schreiben, Rechnen oder die biblische Geschichte irgendwelche Schwierigkeiten gemacht hätte.

In Scharley blieben wir bis zum Winter 1859, dann zogen wir nach der Morgenroth-Grube bei Schoppinik. Aus diesem Aufenthalt in Scharley sind mir verschiedene Tatsachen noch recht gut im Gedächtnis, so z. B. das Erscheinen des großen Kometen von 1857, der viele Abende lang deutlich zu sehen war und viel Schrecken verbreitete, die Welt sollte damals untergehen. Es war auch der 13. Juni, mein Namenstag, für dieses

Ereignis festgesetzt und ich weiß noch, wieviel Angst ich an diesem Tage ausgestanden habe. Aber ich fürchtete mich nicht allein, auch die Erwachsenen taten es.

Scharley erstreckte sich, soweit ich mich erinnere, ca. 500 Meter zur Rechten und Linken der Chaussee, die von Beuthen bis nach Deutsch-Piekar führte. An der Straße lag nur ein größeres Maschinengebäude und eine große Galmeiwäsche, dann einige Beamtenhäuser, und das Wohnhaus des Direktors Scherbenning. Die Schichtmeisterei war das letzte Haus links auf dem Wege nach Deutsch-Piekar. Gegenüber von ihr stand ein Gasthaus, in dessen Obergeschoß meine Eltern wohnten. Von da bis Deutsch-Piekar war rechts und links freies Feld. Rechts kam man schon mit wenigen hundert Schritten an die Brinika und an die russische Grenze, links lag inmitten hügeligen Terrains das Vorwerk Rakenberg mit einem imposanten Herrenhause, in welchem der Direktor und zwei Inspektoren wohnten. Ich bin in diesem Hause als Kind sehr oft zu Gast gewesen, denn der eine der Inspektoren hatte einen Knaben und ein Mädchen meines Alters, mit denen ich spielte. Die junge Frau des Inspektors, eine gebildete, liebenswürdige Dame, lag krank im Bett und hat dieses Bett auch, soviel ich weiß, bis zu ihrem Tode nicht verlassen, wohl auch ein Zeichen der damaligen Verhältnisse, in denen man nicht daran dachte, der Frau, die jedenfalls durch irgendeine Operation gesund zu machen gewesen wäre, zu helfen. Unser Hauptspiel bestand darin, uns irgendwie und mit den primitivsten Mitteln zu verkleiden und dann im Zimmer der Kranken zu erscheinen, um sie raten zu lassen, was wir darstellen wollten. Natürlich half sie

uns schon, wenn wir unsere Pläne für die Verkleidung machten und unsere Phantasie wurde gewaltig durch diese eigenartigen Spiele angeregt.

Wenn wir im Freien waren, tollten wir in der großen Brennerei, die nicht im Betriebe war, herum und hierher flüchteten wir uns auch, wenn nachmittags die große Rinderheerde von der Weide kam und der riesige Bulle, der Herr dieser Herde, sich ungebärdig und angriffslustig zeigte.

Im Herbst fanden auf den Stoppelfeldern dieses Vorwerks wöchentlich einmal Hasenhegen statt. In frühester Morgenstunde kamen von Siemanowik einige Leiterwagen, die mit Windhunden des Grafen Hendel v. Donnersmarck besetzt waren. Es kamen die in Decken gehüllten Jagdpferde mit Stallknechten und Bereitern, und Rendezvous für die Jagdgesellschaft war das Gasthaus, in dessen Oberstock wir wohnten. Es kamen Equipagen mit zwei, vier und sechs Pferden, die Jagdgesellschaft bestieg die Reitpferde, und dann ging das Hasenhegen los, das man von den Fenstern unserer Wohnung sehr gut beobachten konnte, da ja der Blick weit über die Felder reichte. Sowie ein Windhund einen Hasen aufgestöbert hatte und ihn verfolgte, jagte ihm ein Reiter oder eine Reiterin nach.

Die Jagd dauerte gewöhnlich von 9 bis 11 Uhr vormittags, dann waren Pferde und Reiter, wohl auch die Hunde, ermüdet, die Reiter und Reiterinnen bestiegen die Equipagen und fuhren wieder fort. Die Pferde wurden auf und ab geführt, um sich abzukühlen, wurden in Decken gehüllt, erhielten etwas verschlagenes Wasser und wurden abgeführt. Für die Windhunde, von denen

vierzig bis fünfzig vorhanden waren, war im Gasthaus eine Suppe mit Fleisch gekocht worden. Die erlegten Hasen — doch wohl immer mehrere Duzend — wurden auf besonderen Wagen fortgeschafft, und wenn die Hunde ihre Mahlzeit eingenommen hatten, kamen sie ebenfalls auf die Wagen und fuhren davon.

Besonderen Eindruck hat auf mich damals ein Grubenunglück gemacht: ein Teich, in dem sich Schlamm-Galmei absetzte, brach in das Bergwerk durch und verschüttete eine Anzahl von Arbeitern, darunter auch einen jungen Steiger, der kurz vor seiner Hochzeit stand. Alle Rettungsversuche waren vergeblich. Es dauerte wohl ein Jahr, ehe die Leichen herausgeschafft werden konnten, und zwar wurden die Leichen der Arbeiter zuerst gefunden. Daß man die Leiche des Steigers erst viel später fand, lag nach dem Volksglauben daran, daß der Mann protestantisch war. Es sollen sich in seinem Notizbuch Aufzeichnungen gefunden haben, aus denen hervorging, daß ein Teil der Verunglückten, deren Zahl ich nicht mehr anzugeben vermag, nicht sofort in dem Schlamm ertranken, sondern durch Hunger und Luftmangel langsam und elend zugrunde gegangen ist.

Ich erinnere mich noch aus Scharley an die kolossale Aufdecke, aus welcher Galmei gewonnen wurde. Diese Aufdecke lag in einer tiefen Schlucht, welche das hügelige Gelände durchsekte. An der einen Seite sah man die steile Böschung der Schlucht, an der anderen Terrassen, auf denen ebenso wie auf dem Boden der Aufdecke viele Hunderte von Arbeitern beschäftigt waren. Mir kleinem Kerl erschien diese Aufdecke unendlich tief (100 Fuß), und die menschlichen Gestalten da unten auf dem Boden

der Aufdecke sahen so spielzeughaft klein aus. Die ganze Aufdecke bot aber ein Bild reger Arbeit und ununterbrochener Bewegung. Auf Bremsbergen gingen von den Terrassen bis tief hinunter zur Sohle der Aufdecke die mit Salmei beladenen Wagen. Dann wurden sie bis in eine Strecke geschoben, über der sich dicht neben der Aufdecke ein Schacht befand. Aus diesem hob die Dampfmaschine die mit Salmei beladenen Wagen herauf. Ich erinnere mich, daß stets der leere Wagen, der auf die Schale geschoben wurde, aus einem Bassin, an dem ein Maschinenwärter stand, mittels einer weiten Röhre mit Wasser gefüllt wurde und mit diesem hinunterging. Wahrscheinlich sollte durch die Belastung mit Wasser ein Gegengewicht für den heraufkommenden gefüllten Kasten geschaffen werden.

Ich erinnere mich in Scharley noch einen alten Herrn namens Scharnow, einen pensionierten Beamten, kennen gelernt zu haben, der während der Befreiungskriege es bis zum Offizier gebracht hatte, bekanntlich in damaliger Zeit für einen Bürgerlichen außerordentlich viel. Es wurde auch von seinen Angehörigen streng darauf gehalten, daß wir Kinder zu dem alten Herrn nie anders als „Herr Leutnant“ sagten.

Doch auch schreckhafte Erinnerungen sind mir aus Scharley verblieben. Es wurde zu irgendwelchen Zwecken an der Grenze ein Flutgraben gebaut und hunderte von Erdarbeitern, die irgendwo in der Gegend hausten, waren dabei beschäftigt. Sie erhielten ihre Verpflegung aus dem Gasthose, in dem wir wohnten. Dort wurden sie auch von den Schachtmeistern ausgezahlt, und es gab jeden Sonnabend unvermeidliche Schlägerei. Von den

Fenstern unserer Wohnung aus wurde ich unfreiwilliger Zeuge einer solchen Schlägerei, bei der sich wohl mehr als hundert Personen prügelten. Ich sah deutlich, wie einer der Erdarbeiter seine Schaufel zwei oder dreimal in den Schädel seines Gegners, den er mit der linken Hand an der Gurgel festhielt, hineinschlug, bis der Unglückliche zusammenbrach. Ich sah eine Stunde später den fürchterlich Verletzten im Waschhause, das zu dem Vorderhause gehörte, in seinem Blute auf dem Boden liegen, sah wie das Wundfieber seinen Körper schüttelte und hoch empor springen ließ. Mit einem Wagen mußte erst der Arzt aus Beuthen geholt werden und ehe er ankam war der Schwerverletzte bereits verschieden. Noch heute bringen mich laute Bank- und Prügelszenen in eine Erregung, die ich nicht bemeistern kann — es ist die Erinnerung an die furchtbare Szene, deren Zeuge ich als Kind war. Ich erinnere mich noch genau, daß damals erzählt wurde: ein Bergmann hätte sich nie zu einer so rohen Handlung hinreißen lassen, aber unter den Erdarbeitern war, wie das auch heute noch der Fall ist, viel Gesindel. Auch die sogenannten „Monarchen“ muß es unter ihnen gegeben haben: Entgleiste aus allen Bildungs- und Gesellschaftskreisen, denn als der Bau des Flutgrabens beendet war, feierten die Erdarbeiter das Ereignis durch ein dreitägiges Fest, bei dem sie niemand störte, denn Polizei war nicht vorhanden.

Sie hatten sich einen „König“ gewählt, der einen Papierhut, Epaulettes und Schärpe aus Papier trug, und dem Adjutanten und Marschälle zur Seite standen. Der König und sein Gefolge wurden in zweirädrigen Erdkarren herumgefahren, es wurden Reden gehalten

in deutscher und polnischer Sprache, aus deren Inhalt zu schließen war, daß die Redner gebildete Leute sein mußten. Drei Tage lang dauerte dieser Rummel, bis das Geld der Arbeiter vertrunken und verlübert war, dann erschien ein Gendarm und machte der Festlichkeit ein Ende.

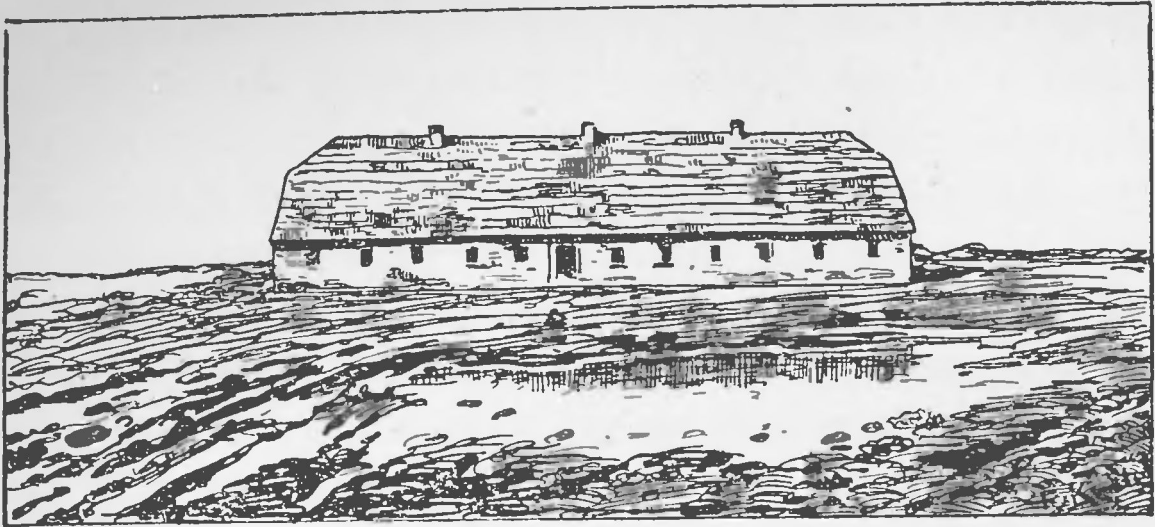
Schreckhaft ist auch noch die Erinnerung an ein großes Feuer, das in Deutsch-Piekar Sonntags nachmittags gegenüber der Wallfahrtskirche ausbrach. Es brannte infolge von Wassermangel ein massives, zweistöckiges Gebäude, in dem sich eine große Kolonialwarenhandlung befand, vollständig nieder. Der Besitzer des Hauses war versichert, damals eine Seltenheit. Ich erfuhr beim Feuer, daß Leute, die sich versichert hatten, von ihrer Habe nichts retten dürften, sondern alles niederbrennen lassen mußten, weil sie den Schaden von der Versicherungsgesellschaft ersetzt bekämen. Mein Vater, den ich deshalb interpellierte, erklärte mir, gerade das Gegenteil sei der Fall, auch die Versicherten seien verpflichtet, soviel wie möglich von ihrer Habe zu retten, was mir auch nicht recht in den Kopf wollte. Es war ein Zufall, daß dieses Schadenfeuer nicht an einem der großen Abblästage ausbrach, an dem tausende und abertausende von Menschen in feierlicher Prozession zu dem wunderthätigen Bilde der Muttergottes von Deutsch-Piekar kamen. Schon am Sonnabend vor diesem großen Festtage kam mit Gesang und Musik aus weiter Ferne, auch von jenseits der polnischen Grenze, mit fliegenden Kreuzesfahnen, meist geführt von den Geistlichen, die Prozessionen an, manchmal dreißig bis vierzig Menschen zusammen, manchmal hundert bis zweihundert Per-

sonen, zum größten Teil Frauen. Am Sonntag vormittag kam dann die große Prozession aus Beuthen, die eine wirkliche Sehenswürdigkeit bildete. Es kamen wohl an tausend Menschen mit mehreren Musikchören mit fliegenden bunten, seidenen Fahnen, mit weißgekleideten Mädchen, welche auf ihren Schultern Bahren mit der herrlich gekleideten Figur der Madonna oder anderer Heiligen trugen.

An einem solchen Ablaßtage herrschte in der einzigen Straße von Deutsch-Pietkar ein geradezu lebensgefährliches Gedränge. Endlos waren die Reihen der Verkaufsbuden, in denen allerlei fromme Andenken, Skapuliere, Rosenkränze, Heiligenbilder, Gebetbücher und Beschreibungen der Wallfahrts-Kirche verkauft wurden. Zu dieser Kirche führte von der Straße eine doppelwangige steinerne Treppe hinauf. Die zweitürmige Kirche war sehr groß, und das wundertätige Muttergottesbild über dem Hochaltar war mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt.

Auf dem Platze um die Kirche herum standen verschiedene Kapellen, an deren Wänden sowohl Krücken wie Stöcke von Krüppeln, die durch die Wunderkraft der Madonna geheilt worden waren, wie auch Gliedmaßen aus Wachs, Hände, Füße, aber auch Herzen aus Wachs aufgehängt waren. Am Pfarrhof vorüber kam man durch eine schattige Allee zu einer Quelle, deren Wasser ebenfalls Wunder wirken sollte. Nach großen Ablaßtagen aber war die Umgegend der Quelle von den sich andrängenden Gläubigen arg zertreten und die Quelle sehr getrübt, in ruhigen Zeiten gab sie, wie ich mich erinnere, ein sehr klares Wasser in reichlichem Maße.

Man liest vielfach in Geschichtswerken die Angabe, daß sich in der Wallfahrtskirche zu Deutsch-Pietar ein wichtiges geschichtliches Ereignis vollzogen haben soll. Es wird behauptet, Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, sei hier, bevor er zum erstenmal nach Polen ging, zum Katholizismus übergetreten. Unmittelbar nachdem dies geschehen sei, habe er die nahe polnische Grenze überschritten. Diese Glaubensänderung des Königs August soll in Deutsch-Pietar in Gegenwart einer großen Anzahl polnischer Fürstlichkeiten erfolgt sein. In Wirklichkeit soll aber doch August am 1. Juni 1697 in Baden bei Wien zum Katholizismus übergetreten sein. Möglich ist es schon, daß sein Nachfolger August III. König von Polen (als Kurfürst von Sachsen Friedrich August II.), der am 11. Oktober 1717 in Wien öffentlich zum Katholizismus übergetreten ist, in Deutsch-Pietar im Jahre 1734 sein katholisches Glaubensbekenntnis erneut hat. Dann wäre allerdings, wenn das letzte Datum richtig ist, doch Deutsch-Pietar ein Ort von historischer Bedeutung, denn der Übertritt Augusts III. brachte Sachsen um die Vormacht unter den protestantischen Staaten Deutschlands, und das Feld wurde für die Entwicklung und den Aufstieg Preußens, das nunmehr die protestantische Vormacht wurde, frei.



Zweites Kapitel.

Myslowik-Rattowik.

Im Jahre 1859 zogen, wie bereits erwähnt, meine Eltern von Scharley nach Morgenrothgrube bei Schoppinik-Rosdzin. Wir wohnten in einem Beamtenhause bei den Familienhäusern der Morgenroth-Grube, die nicht weit entfernt von der Chaussee lagen, die von Rattowik nach Myslowik führt. Wir lagen südlich von dieser Chaussee, während nordöstlich von derselben sich die Wilhelminen-Hütte befand, ein Komplex von Zinkhütten, welche Tag und Nacht ungeheure Rauchwolken ausstießen und welche etwas weiter östlich nach der nahen polnischen Grenze zu ihre Räumasche zu riesigen Halden aufgeschüttet hatten, die wie gewaltige Festungswerke aussahen.

Ging man von der Rattowik-Myslowiker Chaussee aus nach Norden, so kreuzte man im Niveau die Oberschlesische Eisenbahn, die von Rattowik nach Myslowik führte, aber in Schoppinik keine Station hatte. Bald

hinter der Bahn kam man auf einem ziemlich gut gehaltenen, mit Räumasche beschütteten Wege an den Schulgebäuden von Rosdzin vorüber. Rechts führte dann ein sehr sandiger, schlechtgehaltener Weg über Schoppinik und Piossek nach Myslowik. Nach links kam man nach Burowiek, Klein-Dombrowka und Bogutschük.

Ging man von unseren Familienhäusern nach dem Süden, so kam man an der Morgenroth- und Elfriedegrube vorüber nach Janow, einem Bauerndorf ohne jegliche Industrie. Nur vielfach sich kreuzende Gleise der Galmei-Roßbahn lagen zwischen uns und Janow. Diese Galmei-Roßbahn, damals schon von Pringsheim gepachtet, verwendete noch hin und wieder kleine Lokomotiven, die indes fortwährend reparaturbedürftig waren und vollständig durch Pferde — fast ausnahmslos Dänen und Brabanter, prächtige Tiere, von denen immer zwei voreinandergespannt vor den Wagen gingen — ersetzt wurden.

Hinter Janow lag „unerforschtes Land“, Wälder, nichts als Wälder, die sich meilenweit hinzogen. Sehr selten traf man innerhalb dieser Wälder auf kleine Bergwerksanlagen, sogenannte „Klitichen“, welche die zu Tage streichenden, wenig mächtigen Kohlenflöze ausbeuteten. Vielfach stieß man allerdings hier auf Eisenstein-Duckeln, schachtartige, wenig tiefe Löcher, in denen man Raseneisenstein gegraben hatte. Erst weit, weit im Süden lag die Glashütte von Wessolla, wo angeblich durch einen Zufall der Glasmeister Zink aus Galmei gewonnen haben soll, als er eine neue Glasmischung von dunkler Farbe zusammenstellte.

Ging man auf der Chaussee von Wilhelminenhütte

nach Westen auf Rattowitz zu, so kam man auf freies Feld, welches zu dem Thiele-Winklerschen Vorwerk Antonienhof, das noch in Schoppinik lag, gehörte. Man kreuzte dann wieder die Oberschlesische Eisenbahn, die einen Bogen nach Nordosten machte, und hatte von nun ab bis Rattowitz die Bahnstrecke zur Linken. Jenseits der Bahnstrecke erstreckte sich wieder der gewaltige Thiele-Winklersche Forst, meilen- und meilenweit. Am Rande des Waldes stand das Forsthaus, in dem der weitbekannte Förster Schönbrunn, ein großer Humorist, prächtiger Gesellschafter und großer Jägerlateiner, wohnte. Dann kam eine kleine Kolonie, mit offiziellem Namen „Bagno“, im Volksmunde aber „Diebeskolonie“ genannt. Es folgte ein kleiner Wald, in dem es angeblich nachts nicht recht geheuer war.

Man kreuzte dann wieder einmal die Salmei-Roßbahn, welche rechts zur Norma-Zinkhütte führte. Dann kam man an das Zollhaus, in dem das Chausseeegeld erhoben wurde, und in dem der weitbekannte Chausseeaufseher Schönfelder wohnte, der die Strecke bis Myslowitz zu beaufsichtigen und durch seine Arbeiter in Stand zu halten hatte. Links jenseits der Eisenbahn lag die Runigundenweiche, bestehend aus wenigen Häusern und einer Kohlenverladung. Rechts und links kamen dann noch vereinzelte Häuser, bis man nach Rattowitz gelangte, wo rechts als erstes großes Bauwerk die evangelische Kirche auffiel, in der Nähe das Wohnhaus des Pastors Clausniger, der ebenfalls zu den sehr bekannten und von allen Oberschlesiern geachteten Persönlichkeiten gehörte.

Unter den einzelnen Häusern rechts und links befand

sich rechts die Villa des Generaldirektors Grundmann, links des Sanitätsrats Dr. Holke, dann gelangte man auf einen freien Platz mit einer gewaltigen Pflanze, hinter der man ein langgestrecktes, schindelgedecktes, einstöckiges Gebäude stehen sah, die Urrende, das Haus, in dem früher der Branntweinpächter gewohnt und einen Ausschank gehabt hatte. Rechts ging es hinunter zur Ferdinandgrube und nach den Gebäuden der Thiele-Winklerschen Verwaltung.

Nach links ging es, wenn auch nicht direkt, zu dem großen Bahnhofe der Oberschlesischen Eisenbahn. Geradeaus führte eine Straße mit vereinzelt Häusern rechts und links, nach Balenze. Rattowik war eben damals ein Dorf, das zum Gerichtsprengel Myslowik gehörte. Kein Mensch hätte zu behaupten gewagt, daß dieser Ort eine große Zukunft haben würde, denn die „Empore“ der ganzen Gegend war noch Myslowik, wohin auch wir von Morgenrothgrube aus gerichtlich und kirchlich hingehörten.

Der Bahnhof in Rattowik war für damalige Verhältnisse recht stattlich und neu ausgebaut, denn es mündete ja auch die Strecke der Warschau-Wiener Eisenbahn, die von Rattowik nach Sosnowice jenseits der Grenze führte, hier ein. Diese Teilstrecke von Rattowik nach Sosnowice tat Myslowik großen Abbruch, welches bis zum Jahre 1854 die alleinige Eisenbahnverbindung nach Rußland und Österreich gehabt hatte.

Außer der Oberschlesischen Eisenbahn besaß Oberschlesien die Privatbahn Oppeln—Tarnowitz, welche durch menschenleere Gegenden führte und so angelegt war, daß sie der Oberschlesischen Eisenbahn keine Kon-

kurrenz machen konnte, und auch infolgedessen niemals die Erlaubnis zum Weiterbau erhielt. Nach den Buchstaben, die auf den Eisenbahnwagen standen, O. S. E. und O. T. E. nannte man die beiden Bahnen „Oh selige Erfindung! und „Oh traurige Erfindung“!

Von Rattowik ging auch die Wilhelmsbahn nach Süden über Nikolai, Rybnik bis Ratibor. Die hier genannten Eisenbahnstrecken waren die einzigen, über welche ganz Oberschlesien verfügte. Die Oberschlesische Eisenbahn gabelte sich in der Nähe der Festung Kosel und führte östlich über Gleiwik nach Rattowik, südlich über Ratibor nach Oderberg.

Ging man von Wilhelminenhütte nach Osten, nach Myslowik zu, so kam man links an Hüttengebäuden und verräucherten Familienhäusern, in denen die Hüttenarbeiter wohnten, sowie an einigen Beamtenhäusern und Bureaus vorbei. Dann kam freies Feld, links ein Weg, welcher nach Schoppinik führte und Eigentum des Dominiums war. Rechts lag in einer Vertiefung der Weiler Stawiska, aus wenigen Bauerngehöften bestehend, durchflossen vom Bolinabach, in dem in der Nähe der Chausseebrücke angeblich ein Wassermann hauste.

Man hatte es in damaliger Zeit bequem, wenn man das Baden an verbotener Stelle verhindern wollte: es brauchte dann nur die Nachricht verbreitet zu werden, daß dort ein Wassermann hause, und jung und alt blieb dem Wasser fern.

Die Chaussee führte dann mit ziemlicher Steigung auf die Hochebene hinauf, auf welcher Myslowik liegt. Rechts und links auf der Höhe lagen tiefe Steinbrüche, die aber nicht im Betriebe waren. Weit und breit stand

kein Haus, von der Höhe sah man über die Oberschlesische Eisenbahn hinab tief hinein nach Polen, und links die Amalien-Zinkhütte bei Myslowitz. Wenn man in Sommernächten die Chaussee befuhr, hörte man drüben von Polen her die melancholischen Signaltuten der Bahnwärter (erst viel später wurden diese Signaltuten auch an der Oberschlesischen Bahn eingeführt).

Rechts hinter den Steinbrüchen führte ein Weg nach Janow. Kurz vor Myslowitz kreuzte man im Niveau wiederum die Oberschlesische Eisenbahn. Man sah links die Häuser der Sandvorstadt und kam an den stattlichen Neubau des großen Knappschaftslazarets vorüber, dessen Leiter Dr. Almende war. Dicht hinter dem Lazarett stand links an der Kreuzung des Weges, der von Schoppinitz über Piossek nach Myslowitz führte, eine kleine achteckige Kirche: die Kreuzkirche, rechts lagen eine Menge von Scheunen, die sich bis an das erste Gasthaus von Myslowitz, im Volksmunde genannt „Der letzte Heller“, erstreckten. Der Weg ging hier etwas bergab, während links das Terrain ziemlich hoch anstieg.

Oben auf der Höhe lagen das Schloß und der Schloßpark. Man gelangte, die Straße immer geradeaus verfolgend, bis zur katholischen Kirche, die mit einer Mauer umgeben war, links an dieser vorbei auf den Ring und dann nach rechts hinunter zum Bahnhofe, der immer noch auf der Hochebene lag, die indes steil am Bahnhofe nach Osten zu abfiel.

Unten im Tal lag ein Wäldchen, durch das man nach Glupna und dann an die Stelle kam, wo an der Kreuzung der schwarzen und der weißen Przemsja die drei Grenzen von Preußen, Rußland und Österreich zusammenstießen.

Kamm-Franzhütte

Zugwerkhammer

Beamtenhaus und Gut Rattowitz

Strende



Von der Mitte der jetzigen Grundmannstraße aus

Rattowitz in den 1830er Jahren

Wohltätigkeits-Vereinigung, Rattowitz

Myslowitz machte für damalige Verhältnisse in den Hauptstraßen einen recht stattlichen Eindruck. Der orientalische Krieg von 1853 bis 1856 hatte für Myslowitz eine große Blütezeit gebracht, weil Rußland den größten Teil seiner Bedürfnisse nur über Myslowitz mit der Eisenbahn beziehen konnte. Durch die Nähe der österreichischen und russischen Grenze herrschte in der Stadt sehr viel Verkehr, und besonders an den Wochenmarktstagen ging es sehr lebhaft zu.

Die hier kurz skizzierte Gegend war die Welt, in der man lebte, Myslowitz der Hauptort, dem alles zustrebte, wohin man zu Fuß oder zu Wagen ging, wenn irgend etwas zu besorgen war. Das nächste Gymnasium war in Gleiwitz. Von Fachschulen gab es ein einzige: die Bergschule in Tarnowitz. Die nächste Kavalleriegarnison war in Gleiwitz, wo einige Schwadronen der 2. Ulanen, der sogenannten „Oderkosaken“ standen, der Rest der Schwadronen stand in Pleß, und da es nach dorthin gar keine Eisenbahnverbindung gab, lag die Stadt sozusagen außerhalb des Verkehrs. Infanteriebesatzung fand man erst in Kosel.

Die nächste Schule für mich war die katholische Volksschule in Rosdzin. Ich besuchte dieselbe nur indirekt, der Hilfslehrer, der Adjutant, war mein Hauslehrer. Er kam nachmittags nach Schulschluß gegen vier Uhr in unsere Wohnung und erteilte mir hier gewöhnlich zwei Stunden Unterricht. Vormittags war ich meist in der Schule, um ihm beim Unterricht zu helfen, ich beaufsichtigte wenigstens die Kinder. Es gab, soviel ich weiß, zwei große Schulklassen in dem Hause, die eine hatte der Hauptlehrer, die andere der Adjutant. Bei der großen

Zahl der Kinder wurde nur Halbtagsunterricht, natürlich in polnischer Sprache, erteilt, und wenn die Listen verlesen wurden, in denen die Kinder verzeichnet standen, ging immer eine halbe Stunde Zeit darauf. Dieses Listenverlesen und das Vermerken, welche Kinder anwesend waren, gehörte zu meinen Obliegenheiten, denn der Adjuvant war gleichzeitig Gemeindeschreiber und hatte infolgedessen sehr viel Schreibarbeit. Wenn in Myslowitz Viehmarkt war, und sich die Leute, welche Vieh zu Märkte brachten, den Ausweisschein holten, durch den ihnen bestätigt wurde, daß das Vieh aus dem Orte stammte, hatte natürlich der Gemeindeschreiber sehr viel zu tun. Diese Viehpässe wurden gebraucht, um sie den patrouillierenden Zollbeamten vorzuzeigen und um zu beweisen, daß das Vieh nicht etwa über die Grenze gepaßt war. Auch mit der Aufnahme von Kontrakten und anderen öffentlichen Akten hatte der Adjuvant viel Arbeit.

Die Kinder besuchten, wie die Listen ergaben, diese Schule sehr unregelmäßig. Über ein verhältnismäßig geringes Maß von Lesen und Schreiben kamen sie nicht hinaus, und nur wenn die Revision durch den Schulinspektor drohte, wurde die Klasse von dem Lehrer etwas zurechtgedrillt. Das ganze Unterrichtsmaterial: Leseheftchen, Schiefertafeln, Schreibhefte lieferte die Schule, sie erhielt die Mittel dazu aus dem Freikurgelderfonds des Knappschaftsvereins.

Der Adjuvant war ein Sonderling, er hatte zum Beispiel sämtliche Möbel in den beiden Zimmern, die er im Giebel des Schulhauses bewohnte, grün angestrichen, weil die grüne Farbe angeblich den Augen wohl-

tat, nur der Flügel hatte seine braune Politur behalten. Den Leseunterricht, der meist im Ablesen von Buchstaben bestand, die auf die großen Papptafeln mit einem Rohrstock den Kindern gezeigt wurden, konnte ich nach einiger Übung den Kindern auch erteilen, und die Kinder hatten diesen Unterricht gern, denn ich besaß einen Hund, eine Art Terrier, der natürlich mit auf dem Ratheder saß und hin und wieder Kunststücke machte.

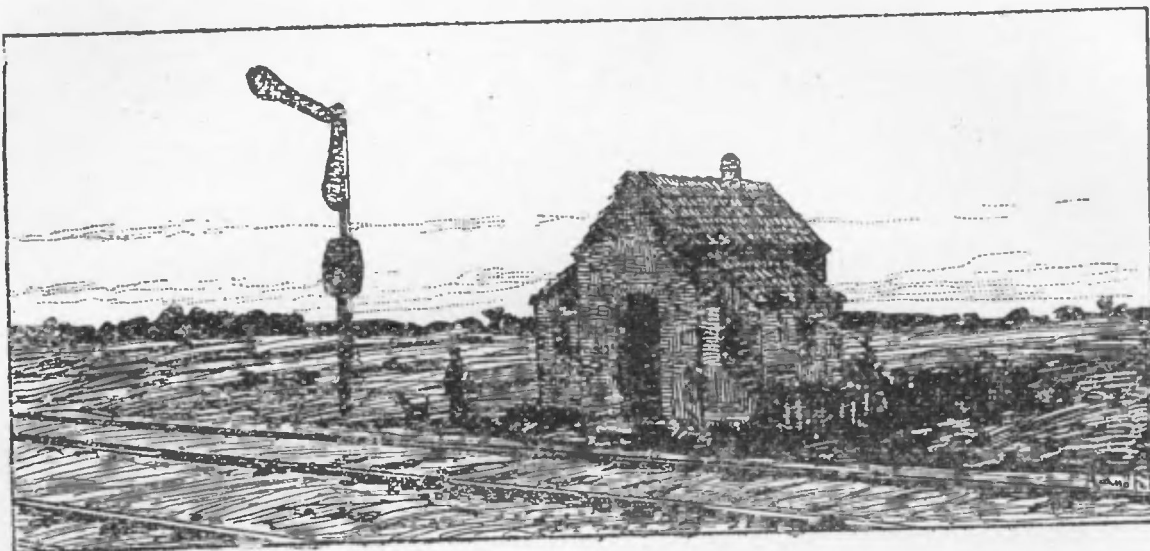
In den ersten Tagen des Januars 1861 kam nachmittags mein Vater nach Hause und teilte uns mit:

„Der König ist tot, der Prinzregent ist König geworden.“

Meine Mutter war darüber sehr erschrocken und rief:

„Ach Gott, dann gibt es Krieg. Jedesmal wenn der König stirbt, gibt es Krieg.“

Mein Vater beruhigte sie betreffs der Kriegsangst, aber sie behielt doch recht. Nur noch wenige Monate Friedenszeit waren uns beschieden, dann sollten wir da unten an der österreichisch-russischen Grenze im östlichsten Winkel Schlesiens den Krieg mit all seinen Schrecken in verschiedenster Form kennen lernen.



Drittes Kapitel.

Etwas vom Verkehr (1860 bis 1864).

Von den damaligen Verkehrsverhältnissen hat die heutige Generation natürlich keine Ahnung. Das Briefporto war Ende der fünfziger Jahre ermäßigt worden. Im Jahre 1863 hatten wir den Dreizonentarif. Es kostete ein Brief bis 10 Meilen Entfernung (75 km) 1 Silbergroschen = 10 Pfennigen; bis 20 Meilen Entfernung 2 Silbergroschen, auf eine Entfernung von mehr als 20 Meilen 3 Silbergroschen. Diese Portosätze galten natürlich nur, wenn der Brief einfach war, das heißt nicht mehr als ein Lot ($16\frac{2}{3}$ g) wog. Wog er mehr als 1 Lot, so kostete er das Doppelte. Nach Breslau waren es mehr als 20 Meilen; der Brief von Oberschlesien nach Breslau kostete also 30 Pfennige heutigen Geldes und wenn es ein Doppelbrief war, 60 Pfennige. Man vermied ja nach Möglichkeit, Doppelbriefe zu versenden und benützte, wenn es sein mußte, außerordentlich dünnes Briefpapier. Der frankierte Brief kostete aber noch Be-

stellgeld, besonders wenn er über Land getragen wurde, und zwar einen halben bis einen ganzen Silbergroſchen. Kein Wunder, wenn man ſich beſann, ehe man einen Brief ſchickte.

Von einem bedeutenden Telegraphenverkehr war gar keine Rede, denn die Koſten waren nach heutigen Begriffen ungeheuerliche. Es beſtand ſeit 1850 ein deutsch-öſterreichiſcher Telegraphenverein, dem Öſterreich, Holland und die Staaten des Deutſchen Bundes angehörten. Dieſer deutsch-öſterreichiſche Telegraphenverein hatte einen beſonderen Tarif.*) Es koſteten nämlich 20 Worte für 10 Meilen 12 Silbergroſchen, für 20 Meilen 24 Silbergroſchen und für mehr als 20 Meilen 36 Silbergroſchen = 3,60 Mark. Für je 10 Worte mehr betrug der Zuſchlag aber pro 10 Meilen jedesmal 6 Silbergroſchen. Gab man ein Telegramm beſtehend aus 25 Worten auf, das weiter als 20 Meilen ging, ſo zahlte man dafür 5,40 Mark. Dazu kam jedoch noch das Beſtellgeld über Land. Dieſes betrug bis zu 2 Meilen (alſo auch ſchon für eine viertel Meile) 24 Silbergroſchen = 2,40 Mark. Bei Entfernungen über 2 Meilen hatte die Poſt gar keinen Tarif für den Boten; es ſtand ihr dann frei, das Telegramm durch eine Staffette, durch einen reitenden Boten oder durch einen Fußboten zu beſtellen, der eventuell für den Weg $1\frac{1}{2}$ Taler = 4,50 Mark forderte. Wenn man Telegramme aufgab, die über Land gingen und man am Aufgabsort nicht genau wußte, wie weit der Ort, in dem der Adreſſat wohnte, von der End-Telegraphen-

*) Siehe Eiſenbahn-, Poſt- und Dampfſchiff-Kursbuch von 1863, bearbeitet nach dem Material des Königlich-königlichen Poſtkursbureau in Berlin.

station entfernt war, so konnte die Telegraphenstation, die die Depesche aufnahm, verlangen, daß eine größere Summe zur Bezahlung des Boten am Bestimmungsorte deponiert wurde. Die Station an welche das Telegramm ging, hatte die Verpflichtung, möglichst sofort zurückzutelegraphieren, wie viel der Bote kostete. Der Aufgeber der Depesche aber, der die Kaution für den Botenlohn gestellt hatte, war erst nach zwei Tagen berechtigt, das etwa zu viel gezahlte Geld zurückzufordern.

Innerhalb Preußens gab es einen billigeren Telegraphentarif von nur zwei Zonen. Hier kostete das Telegramm von 20 Worten bis 10 Meilen 8 Silbergroschen, über 10 Meilen 16 Silbergroschen. Für je 10 Worte mehr wurde ein Zuschlag gezahlt von 4 Silbergroschen für die erste und von 8 Silbergroschen für die zweite Zone. Es kostete also ein Telegramm von 25 Worten von Oberschlesien nach Breslau 2,40 Mark. Es war aber noch ein Haken bei dieser intern-preußischen Telegraphengebühr. Nicht alle Orte hatten Telegraphenstationen. So befand sich nach dem Ausweis des Kursbuches im Jahre 1863 wohl eine Telegraphenstation in Myslowitz, aber nicht in Rattowitz. Wenn man von Breslau ein Telegramm nach Rattowitz schickte, so konnte man dies nicht auf dem Staatstelegraphen, sondern nur auf dem Eisenbahnbetriebstelegraphen versenden. Auf den Drähten der Eisenbahn aber kostete das Telegramm gerade so viel wie im deutsch-österreichischen Telegraphenverein: für die Zone 12 Silbergroschen für 20 Worte. Daß man unter solchen Umständen nur in den äußersten Notfällen ein Telegramm losließ, war ganz selbstverständlich. Wenn daher ein Telegramm in einer Privat-

familie ankam, so gab das einen furchtbaren Schreck; das konnte ja nichts anderes bedeuten als einen Todesfall, sonst verschwendete man sein Geld doch nicht für Telegramme.

Sehen wir uns einmal den Eisenbahnverkehr an, wie er damals auf der oberschlesischen Eisenbahn zwischen Breslau und Myslowik im Gange war. Von Breslau bis Myslowik waren folgende Stationen vorhanden: Breslau, Ohlau, Brieg, Löwen, Oppeln, Gogolin, Randzin (Cosel), Rudzinitz, Gleiwitz, Zabrze, Ruda, Morgenroth, Schwientochlowitz, Rattowitz, Myslowik. Der Zug legte $35\frac{1}{4}$ Meilen bis Myslowik zurück. Es gingen täglich von Breslau nach Myslowik und umgekehrt ein Schnellzug und drei Personenzüge. Der Lokalverkehr wurde durch gemischte Züge — damals hießen sie „Güterzüge mit Personenbeförderung“, und das Publikum nannte sie „Bummelzüge“ — besorgt. Der Schnellzug von Breslau ging früh ab um 6 Uhr 50 Minuten und traf in Myslowik ein um 11 Uhr 44 Minuten. Der Schnellzug fuhr also 4 Stunden und 56 Minuten, fast 5 Stunden die Strecke. (Heute laut Kursbuch 3 Stunden 8 Minuten.) Der erste der Personenzüge ging von Breslau früh um 7 Uhr 15 Minuten ab und kam in Myslowik an um 4 Uhr 50 Minuten nachmittags. Der Personenzug brauchte zur Strecke also 9 Stunden 35 Minuten. (Heute 5 Stunden 4 Minuten.) Die Schnellzüge führten nur erste und zweite Klasse und hatten höhere Preise als die Personenzüge. Man zahlte im Schnellzug zweiter Klasse von Breslau bis Myslowik und umgekehrt 135 Silbergroschen = 13,50 Mark. (Heute mit Fahrkartensteuer und Schnellzugszuschlag 11,20 Mark.) Für

den Personenzug zahlte man dritter Klasse 81 Silbergrößen = 8,10 Mark (heute 6,20 Mark); zweiter Klasse 122 Silbergrößen = 12,20 Mark (heute 9,20 Mark.)

Natürlich gab es auch eine vierte Klasse. Die Personenwagen waren gleichmäßig braun; erst viel später unterschied man die verschiedenen Wagenklassen durch die Farbe der Wagen. Der Eisenbahnpostwagen war immer gelb lackiert, ganz so, wie sämtliche anderen Postgefährte heutzutage. Dieses Gelb leuchtete so weit, daß man auf große Entfernungen sehen konnte, ob sich in einem Eisenbahnzuge ein Postwagen befand.

Mein Vater hatte die Kohlenexpedition bei der Morgenroth- und Elfriedegrube und die Verladestelle, die große Rampe lag jenseits der Wilhelminenhütte an der Oberschlesischen Eisenbahn. Von den Bergwerken her wurden auf einer schmalspurigen Bahn immer zehn Förderkästen mit Kohlen von einem Pferde bis zur Verladerrampe gezogen. Diese kleine Bahn war zweigleisig und bei starkem Betrieb gingen die vollen und die leeren Güge ununterbrochen hin und her. Die Verladerrampe befand sich gerade gegenüber der Stelle, wo sich die Warschau—Wiener—Bahn von der Oberschlesischen Eisenbahn abzweigt. In dem Winkel zwischen den beiden Bahnstrecken lag ein Bahnwärterhaus, in dem der Telegraphist und Lademeister hauste. Einige Schritt weiter auf Rattowitz zu stand ein ebenso großes Bahnwärterhaus. In diesem kleinen massiven Häuschen, bestehend aus einem Dienstraum, einer Stube, einer Kammer und einer Küche, habe ich das Leben der Bahnwärter, aber auch den Eisenbahndienst kennen gelernt. Mein

Hund Jolly und ich bildeten uns sehr rasch zu praktischen Eisenbahnern aus.

Beim Lademeister befand sich ein Telegraphenapparat (Zeiger-Apparat Wheatstone), der tagsüber fast beständig klapperte, denn er meldete die Züge von und nach Myslowik und von und nach Sosnowice. Die Eisenbahnsignale waren ganz andere als heut; wohl gab es den Mast des optischen Telegraphen mit den beiden Armen: wenn kein Zug signalisiert war, sah man aber von den Armen nichts, sie hingen dann am Mast glatt herunter, und erst wenn ein Zug gemeldet war, wurde der Arm in der Fahrtrichtung, ganz wie heut, hochgezogen. Für die Signale „Langsam fahren“ und „Halt“ diente ein rotgestrichener Korb in Sonnenform, der mit Leinen und Rollen am Mast emporgezogen werden konnte. Stand dieser auf halber Masthöhe, so hieß das „Langsam fahren“, war er ganz hochgezogen, so hieß das für den Lokomotivführer „Halt“!

Alle Übergänge waren im gleichen Niveau mit dem Bahnkörper, die Schranken, die natürlich nicht durch Drahtzug, sondern mit der Hand auf und zu gezogen wurden, hießen nach der französischen Bezeichnung „appareille“ „Aprelje“. Hatte der Lademeister eine briefliche Nachricht an die vorgesetzte Behörde nach Myslowik oder Rattowik zu schicken, so wurde für den Güterzug der Signalkorb auf Halbmast gezogen, dann wurde eine lange Stange genommen, die am Ende einen Schliß hatte, in diesem wurde der Brief gesteckt, und wenn dann der Zug langsam vorüberfuhr, nahm der Zugführer oder der Heizer den Brief von der Stange und mit sich. Lange schon hatten die Ortschaften Schop-

pinik und Rosdzin gebeten, in Schoppinik eine Haltestelle der Oberschlesischen Eisenbahn einzurichten, die Eisenbahndirektion aber rechnete heraus, daß das Anhalten eines Zuges durch Abnußen der Bremsen und Schienen jedesmal ungefähr zehn Taler kosten könnte, und diese Kosten würden durch den Verkehr voraussichtlich nicht einkommen. Wer konnte damals ahnen, daß sieben Jahre später der Ort zwei Bahnhöfe haben würde!

Täglich kamen einzelne Lokomotiven von Myslowik heraus, welche leere Kohlenwagen zum Beladen an die Rampe brachten, und abends die beladenen Wagen wieder nach Myslowik zur Beförderung mit den Güterzügen abholten. Jolly und ich lernten rasch auf die Lokomotiven klettern und hatten großen Spaß am Hin- und Herfahren.

Zu den sonstigen Vergnügungen gehörte es, einen Dreier, auf die Schienen zu legen und dann den Schnellzug, der mittags durchkam, darüber hinweggehen zu lassen. Der Dreier war dann zu anderthalbfacher Größe ausgewalzt. Der Sport aber, den mein Jolly trieb, bestand darin, daß er jedem durchgehenden Güter- oder Personenzuge entgegenlief und ihn bellend begleitete, solange ihm das möglich war. Alle Fachleute prophezeiten dem Hunde ein frühzeitiges Ende, ein Verunglücken bei diesem Sport, aber Prophezeiungen gehen höchst selten in Erfüllung, und Jolly fand ein sehr unrühmliches Ende in einer Bratpfanne. Er befand sich in einem so guten Futterzustande, daß ihn die Biegelstreicher der Morgenrothgrube als Sonntagsbraten verzehrten. Nachdem ich den Hund jammernd und wehklagend gesucht hatte, hielt auf meine Bitte ein Steiger

eine Revision in den Baracken der Ziegelftreicher ab, unter denen ja auch nicht gerade die Erwähltesten der Nation zu finden waren, und das schwarzweiße Fell Jollys das gefunden wurde, bewies, daß er den Weg alles Fleisches gegangen war.

Die Arbeiter, die mein Vater hatte, die Verlader und Rangierer, waren durchweg sehr gutmütige, fleißige Menschen. Sie erwarteten eine patriarchalische Behandlung und waren willig zu jeder Zeit, selbst wenn sie eins über den Durst getrunken hatten. Der Vorarbeiter, ein gewisser Pawlik, bekam zeitweise das Delirium tremens. Dasselbe tat sich hauptsächlich dadurch kund, daß er in dem Häuschen erschien, in dem sich das Bureau meines Vaters befand, in landesüblicher Weise die Knie meines Vaters umfaßte und küßte und sich dann beklagte, „es seien Kerle unter der Verladerampe, die ihn ärgerten“. Es wurde dann ein anderer Arbeiter mit einem Stock unter die Verladerampe geschickt, der eine Zeitlang gegen die Balken schlug, welche die Verladerampe stützten, und mit der Meldung wiederkam, die Kerle seien nun fort. Dann beruhigte sich Pawlik wieder, aber nach einigen Tagen gab ihm doch mein Vater einen Bettel und dirigierte ihn nach dem Knappschaftslazarett in Myslowitz, wohin Pawlik auch willig mit dem Bettel in der Hand ging. Nach einiger Zeit meldete er sich wieder gesund, wieder mit Umfassen und Küssen der Knie und mit dem feierlichen Versprechen, nie wieder Schnaps zu trinken. Er hat dieses Versprechen auch manchmal drei, ja sogar vier Stunden lang gehalten.

Es gab damals viel Wild in Oberschlesien. An den Telegraphendrähten brachen sich im Sommer und

Herbst viele Rebhühner die Flügel oder sie schlugen sich beim dagegenfliegen die Köpfe ein. Wenn der Herbst kam, fanden viele Zugvögel an den Telegraphendrähten durch Anschlagen ihren Tod. Die Arbeiter, die von weit her zum Dienst kamen, fanden auf der Strecke öfters Hasen, die vom Zuge mitten entzweigefahren waren, oder denen der Kopf oder der Hinterleib fehlte. Die Hasen passierten die Strecke, wenn nachts ein Zug kam, wurden durch das Geräusch und die Lichter erschreckt, blieben eine Zeitlang sitzen und versuchten dann, fortwährend zwischen den Schienen laufend, dem Zuge zu entkommen. Kam ihnen das Ungeheuer zu nah auf den Leib, dann versuchten sie im letzten Augenblick mit einem Satz nach rechts oder nach links zu entfliehen und wurden dabei überfahren.

Auch ein Eisenbahnunglück geschah damals auf der Warschau—Wiener-Bahn, dicht bei dem Einlauf in die oberschlesische Strecke. Das Gleis hat dort Gefälle. Ein schwerer Güterzug mit zwei Lokomotiven kam von Rußland, ein Wagen mitten im Zug entgleiste, und sofort türmten sich die nachdrängenden Wagen zu dreien und vieren übereinander. Es gab einen großen Materialschaden, und ich erinnere mich noch, wie Lokomotiven von Sosnowice und von Rattowitz kamen, welche mit kolossalen Ketten die ineinander gekeilten Trümmer der verunglückten Wagen auseinanderrißen. Auf dem Felde neben der Eisenbahn aber lagen die aufgesprungenen Säcke mit Getreide, lagen zerbrochene Kisten und Kasten, deren Inhalt von der Anwohnerschaft für „Strandgut“ erklärt wurde.

Die jetzige Generation weiß auch gar nicht, wie gut sie es durch die Einheit der Münzen, des Maßes und des Gewichtes im Deutschen Reiche hat. In damaliger Zeit gab es mit diesen Dingen viel Umständlichkeiten. In Maß und Münze herrschte das Duodezimalsystem, dasselbe war aber keineswegs einheitlich durchgeführt. Die Hauptsilbermünze war der Taler. Dieser wurde in 30 Silbergroschen geteilt; der Silbergroshen zerfiel in 12 Pfennige. In ganz Schlesien führte der Silbergroshen den Namen „Böhm“, einfach deshalb, weil die ersten Groschen unter dem böhmischen Könige Wenzel II. im Jahre 1300 in Prag geprägt worden waren. Diese Bezeichnung „Böhm“ für Silbergroshen war aber auch deshalb nötig, weil es neben den „Silbergroshen“ auch noch „Groschen“ gab. Es waren dies allerdings gute Groschen, die schriftlich bezeichnet wurden: „g. Gr.“ Diese guten Groschen stammten aus der alten Einteilung des Talers in 24 Groschen; der gute Groschen hatte also $1\frac{1}{4}$ Silbergroshen. — Es wurden geprägt Talerstücke (nur selten waren die Zweitalerstücke, die infolge einer Münzkonvention mit Süddeutschland in sämtlichen norddeutschen und süddeutschen Staaten nach demselben Münzfuße ausgeprägt wurden); dann gab es Achtgroshenstücke im Werte einer heutigen Mark, Viergroshenstücke im Werte von heutigen 50 Pfennigen, Zweigroschenstücke im Werte von 25 Pfennigen, dann die Silbergroshen, von denen 30 auf den Taler gingen und die, wie gesagt, den Namen „Böhm“ führten. Dann silberne Sechser, das heißt Sechspfennigstücke aus Silber. (Das Wort „Sechser“ hat sich ja bis heute für das Fünfpfennigstück aus Nickel erhalten, denn nichts ändert sich

im Volksmunde so langsam wie die Bezeichnung der Münzen.) — Das Rupfergeld stellten Vierpfennigstücke, Dreipfennigstücke Zweipfennigstücke und Einpfennigstücke dar. — Gold sah man außerordentlich selten. Man ging nur zum Geldwechsler oder Bankier und erstand für 3 Taler und 5 bis 12 Silbergroschen einen Dukaten, wenn man ein Pate war und dem Patenkinde in den Patenbrief „etwas einbinden“ wollte. Gewöhnlich wurde ein Dukaten gewählt, der für das Kind zum Andenken aufbewahrt wurde. Man konnte auch Gläser herstellen lassen, in deren Fuß der Pathendukaten eingegossen wurde, so daß das Kind, selbst wenn es erwachsen war, immer ein Andenken an seinen Paten hatte, vorausgesetzt natürlich, daß das Trinkglas nicht entzwei ging. Sehr selten sah man Friedrichsdore, und zwar einfache oder Doppel-Friedrichsdore, und eine große Sehenswürdigkeit war hin und wieder eine französische Goldmünze, ein Louisdor oder Doppel-Louisdor. Wie aber heute beim Pferdehandel noch immer nach Doppelkronen gerechnet wird, so berechnete man damals den Preis nach „Schneppen“, das heißt nach Friedrichsdoren, obgleich sich die Münze höchst selten im Verkehre fand.

Die Münzen wiesen sehr altes Gepräge auf; es befanden sich sogar noch sehr viele Stücke aus der Zeit Friedrichs des Großen im Umlauf, nicht nur Taler, sondern auch Acht- und Viergroschenstücke mit dem Bildnis des großen Königs. Man fand also allein an preussischen Münzen solche mit dem Bilde Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II., Friedrich Wilhelms III., Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. Es waren aber auch noch andere Münzen im Umlaufe, so z. B. der sächsische Neu-

großchen. Auch der sächsische Taler zerfiel in 30 Neugroschen und jeder Neugroschen in 10 Pfennige. Es gab außerdem noch polnische Acht- und Viergroschenstücke sehr alten Gepräges, und schließlich galten diese polnischen Münzen für minderwertig, da sie nicht den genügenden Silberwert hatten. Es zirkulierte auch russisches Silber- und Kupfergeld. Besonders groß waren einzelne russische Kupferstücke, die den bezeichnenden Namen „Brummer“ führten. Auch österreichisches Silber- und Kupfergeld befand sich im Verkehr, und besonders ungarische und österreichische Kupferpfennige wurden anstandslos genommen und gegeben. Die österreichischen Silbergulden wurden später sogar einmal zu einer Kalamität, worüber wir weiterhin berichten werden.

Auch bei Maß und Gewicht gab es gewaltige Unterschiede. Preußen, Sachsen, Hannover, Hessen, Bayern, Württemberg und Baden hatten durchaus verschiedene Maße und Gewichte. Das Hauptgewicht war in Preußen der Zentner. Man unterschied aber zwei Arten: den Bollzentner zu 100 Pfund (50 Kilogramm) und den gewöhnlichen Zentner zu 110 Pfund ($51\frac{1}{2}$ Kilogramm). Das Pfund hatte 30 Lot, das Lot hatte 12 Quentchen. Das Längenmaß war der Fuß. Der preußische Fuß hatte 12 Zoll, der rheinische Fuß dagegen wurde nur in 10 Zolle eingeteilt; 1 Zoll rheinisch war also größer als ein Zoll preußisch. 12 Fuß bildeten 1 Rute; der Fuß zerfiel, wie bereits erwähnt, in 12 Zoll und der Zoll in 12 Linien. Für den Verkehr mit Schnittwaren diente die Elle, wobei man sorgfältig darauf achten mußte, ob man eine lange oder eine kurze Elle bekam. Die lange Elle war die Berliner, sie hatte 2 Fuß; die kurze Elle, auch „Bres-

lauer Elle“ genannt, war um einige Zentimeter kürzer. Es wurde aber auch nach Brabanter Ellen gerechnet. Das Flüssigkeitsmaß war das Quart (1,15 Liter); es gab halbe Quartmaße und Viertelquart, letztere hießen „Quartierel“. Getreide, Hülsenfrüchte, Obst Kartoffeln verkaufte man nach dem Scheffel. Der Scheffel hatte 12 Meßen, und die Meße wurde in kleinere zylindrische Holzmaße eingeteilt, von denen das wichtigste das „Mäßel“ war. Erwachsene und Kinder kauften sich ein Mäßel Pflaumen, ein Mäßel Kirschen, ein Mäßel Johannisbeeren.

Leute, die viel auf Reisen waren und mit Goldmünzen zu tun hatten, wie z. B. Vieh- und Pferdehändler, führten kleine Kästchen meist aus Bedernholz bei sich, in denen sich eine sehr sauber gearbeitete Goldwage befand, deren kleine Wiegeschalen mit grünseidenen Schnüren an den kleinen eisernen Wagebalken befestigt waren. In dem Kästchen befanden sich die verschiedenen Gewichte von Dukaten, Friedrichs- und Louisdors von einfachen und doppelten Stücken. Man sah besonders bei Eisenbahnfahrten häufig Leute, welche Geldtaschen um den Leib geschnallt trugen, das heißt schlauchartige Leibgurte, die in ihrem Innern manchmal viele hundert Taler in Silbergeld bargen.

Der Bergmann rechnete nach Lachter. Von einem Schacht gab man an, es sei so und so viele Lachter tief; ebenso wurde angegeben, wie viele Lachter weit eine Strecke vorwärts getrieben war. Der Lachter hatte 80 rheinische Zoll ($209\frac{1}{4}$ Zentimeter). Für wissenschaftliche Berechnungen verwendete man den Pariser Fuß, der als internationales Maß galt. Berghöhen z. B.

Rußland

Oesterreich



Deutschland

Drei-Kaiserreich-Ged.

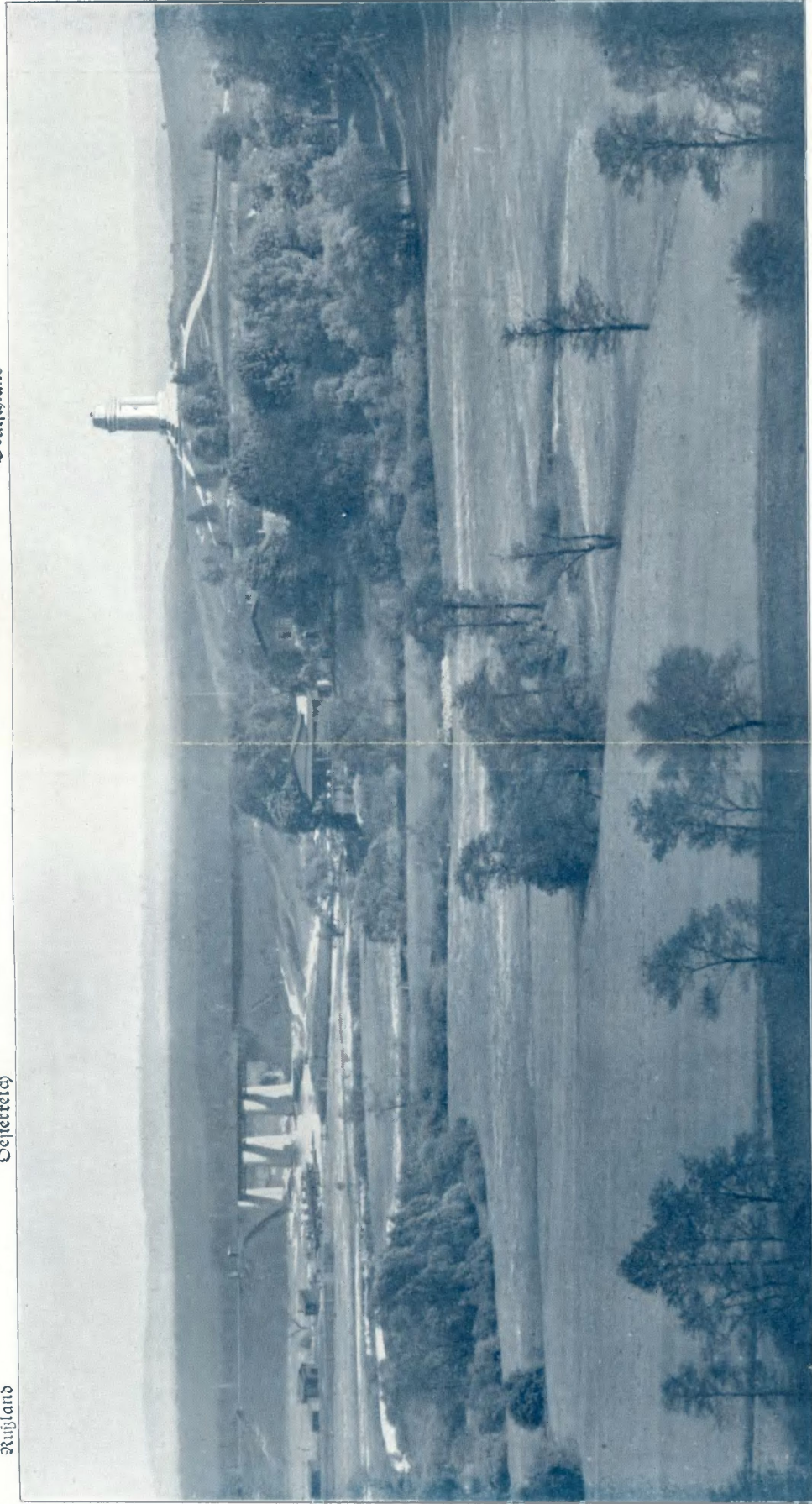
Nach einer alten Aufnahme zurzeit des Fürsten Sulkowski

König-Verlag & Witten, Stationen

Deutschland

Österreich

Rußland



Phönix-Verlag Eivinnar, Rattowitz

Drei Kaiserreichs-Gefe
Neueste Aufnahme

phot. Max Steddel Rattowitz 1912



Das „alte Schloß“ des Fürsten Eulowski zu Słupna
Nach einer Handzeichnung von O. Girsch aus dem Jahre 1875

wurden stets in Pariser Fuß angegeben. Nimmt man dazu daß in Süddeutschland nicht der Taler-, sondern der Guldenfuß herrschte, daß der Gulden in Kreuzer zerfiel, daß aber der bayrische Gulden einen ganz anderen Wert hatte als der württembergische oder badische, daß in Hamburg die Banko-Mark galt, daß die Fuße, Quarte, Ellen in verschiedenen deutschen Staaten ganz verschieden waren, so wird man sich einen Begriff davon machen können, welche schöne Exempel sich beim bürgerlichen Rechnen ergaben, wenn man sich beispielsweise mit der Aufgabe herumquälte, die preußische Rute in mecklenburgische Feld- oder Grabenruten oder in Hamburgische Geestruten umzuwandeln. Nirgends zeigte sich die deutsche Zerrissenheit so deutlich, wie im Maß und Gewicht und im Geld.



Viertes Kapitel.

Haus, Küche, Keller, (1860 bis 1864).

Wir lebten damals in einer patriarchalischen Zeit, in jener nüchternen, sparsamen, einfachen, bescheidenen Zeit, die notwendig war, damit sich Preußen und Deutschland von den furchtbaren Folgen der napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege erholen konnte. Die fünfzig Friedensjahre, die Deutschland beschieden waren, hatten auch ihre einchläfernde, verflachende Wirkung auf Oberschlesien ausgeübt, trotzdem dasselbe gewissermaßen außerhalb der Kulturwelt lag. Alles war primitiv, selbst in den Beamtenwohnungen gab es keine Tapeten, die Stuben waren entweder geweißt oder mit Leimfarbe gestrichen und ein blauer, roter oder lila Streifen unterhalb der Decke war die ganze Dekoration. Wände, die mit Ölfarben gestrichen waren, galten schon für Luxus. Das Mobilar war überaus einfach, aber es war solide gearbeitet und erbte sich durch Generationen fort. Jungverheiratete Ehepaare besaßen Mobilar, das schon ihre

Großeltern benützt hatten. Kunst im heutigen Sinne, besonders Kunst für das Haus, existierte ja gar nicht, man kannte das Wort „Innendekoration“ noch nicht, man hatte nur die Grundsätze der Billigkeit und guten Benützbarkeit. Möbel aus Birkenholz und Tannenholz waren das Gewöhnliche, Mahagonimöbel schon etwas ganz besonders Luxuriöses. Man nannte das Mahagoniholz damals Zuckerlistenholz, und es verdiente diesen Namen, denn der unraffinierte Zucker, der in früheren Zeiten und vor Einführung des Rübenzuckers aus Amerika kam, wurde in Kisten aus Mahagoniholz verpackt, aus denen man Möbel machte.

Noch immer spielte das Sofa als Prunkstück in der Wohnung eine große Rolle. Im Jahre 1843 erschien in Leipzig ein eigentümliches Buch: „Oberschlesische Zustände im freien Rasierspiegel gesehen von Dr. F. Weidemann, Justizkommissarius beim Königlichem Oberlandesgericht Ratibor“. Dieses Buch, höchst merkwürdig, voll von schiefen Urteilen über das damalige Oberschlesien und verfaßt von einem Manne, der den Aufenthalt in Oberschlesien als Verbannung betrachtete, bringt doch viel des Interessanten. In diesem kleinen Buche hat der Verfasser ein besonderes Kapitel, welches lautet:

„Oberschlesische Zustände des Sofas.“

Das Sofa spielt in Oberschlesien in allen gesellschaftlichen Birkeln eine Hauptrolle und gilt als Barometer des Ranges. In allen Kreisen bildet es einen Quasithron, in welchen sich diejenige Dame rechts setzt, welche vor den übrigen den Vorrang behauptet. Ist dasselbe zufällig schon von bevorrechteten Damen besetzt und tritt


eine Dame höheren Ranges ein, so räumen die ersteren sofort den Ehrenplatz. Wo dies einmal nicht geschieht, da würde es als ein Mangel an Bildung, Verletzung der Sitte, ja wohl als beabsichtigte Beleidigung angesehen werden.

Es ist vielfach versucht worden, dieses zeremonielle Sofa aus den Gesellschaftszirkeln zu verdrängen; man hat Eck- und Wandsofas als Auskunftsmittel hingestellt; man hat nach Berliner Sitte, junge Leute mit übergeschlagenen Füßen und ausgespreizten Armen darauf hinsetzen lassen, kein Mittel hat bis jetzt anschlagen wollen, die altschlesische Sitte läßt sich nicht so leicht ausrotten.

Müßte der Platz, wie in der ersten Klasse des Eisenbahnwagens, auch bezahlt werden, so würde er doch nicht aufgegeben werden. Diese Wut der Sofaehren hat alle Kreise der Frauenwelt ergriffen.“

Einen Teil dieses Nimbus hatte noch zu meiner Zeit das Sofa, wir Kinder durften nicht auf dasselbe hinauf, wenigstens nicht auf dasjenige, das in der guten Stube stand. Wir hatten auch gar keine Gelegenheit, dasselbe zu benützen, denn war Besuch da, so saß der immer auf dem Sofa, und wurde die gute Stube nicht gebraucht, dann war das Sofa mit einer weißen Decke zum Schutze gegen Sonne und Staub überzogen. Auf den Polstern des Sofas lagen außerdem gehäkelte Decken, sogenannte Antimacassars, sie sollten besonders die Polsterung der Rückwand gegen das Öl, daß die Menschen in den Kopshaaren trugen, schützen, und der Name dieser gehäkelten Decken kam daher, weil man als Haaröl hauptsächlich das sogenannte Macassaröl verwendete. Handarbeiten der Frauen, besonders Tischdecken und Wanddekorationen

bildeten den einzigen Schmuck der Wohnung. An den Wänden hingen billige Bildbrücke oder Kupferstiche, wie sie als Prämien schon damals von Buchhändlern gegeben wurden, wenn man Lieferungswerke oder Zeitschriften hielt. Sehr häufig verwendete man zum Schmuck der Wände die damals neu auf gekommenen Photographien. Verglichen mit den heutigen Kunstwerken von Photographien waren jene sehr traurige Produkte, die rasch im Licht verblaßten, aber man kaufte dazu billige, aus Papier gepreßte braune Rahmen, viereckig und oval, und hing an eine Wand dreißig bis vierzig Photographien von Verwandten und Bekannten reihenweise auf.

 Teppiche waren sehr selten und nur in sehr kleinem Format im Gebrauch, dagegen wurden Läuferstoffe besonders in den guten Stuben verwandt. Parkett und Öl-anstrich der Fußböden kannte man nicht. In den Wohnungen der Deutschen und überhaupt in den besseren Familien hatte man weiße Dielen, welche mindestens jeden Sonnabend sehr sorgfältig gewaschen werden mußten; dann deckte die Hausfrau alte Säcke und Packleinwand, die sie sich von ihrem Kaufmann im Laufe der Jahre hatte schenken lassen, einige Stunden über die nassen Dielen, bis diese unter dem Schutz der alten Säcke schneeweiß geworden waren. Dann wurde Sand in die Zimmer gestreut, der bei nassem Wetter doch einen Teil des Schmutzes, den man an den Stiefeln trug, in sich aufnahm. In den Bauernhäusern gab es natürlich gar keine hölzernen Fußböden, sondern an Stelle der Dielen gestampften Lehm. In den Gewerkschaftsgebäuden und Arbeiterwohnungen waren wenigstens in den Parterrezimmern die Fußböden aus sorgfältig gefügten roten

Ziegelsteinen gebildet, was besonders für die Küchen außerordentlich praktisch war. Wasserleitung kannte natürlich kein Mensch, Brunnen mit gutem Wasser waren selten, sehr häufig aber versagten die Brunnen besonders in der Nähe der Bergwerke, weil das Wasser durch die Wasserhaltungsmaschinen der Gruben abgezogen wurde. Man hatte aber überall Pumpbrunnen, welche indes nicht immer gutes Wasser gaben, und manchmal mußte das Trinkwasser recht weit hergeholt werden, und man mußte dem Besitzer des Brunnens natürlich dankbar sein, daß er einem das Wasser gab. Bezahlen ließ sich niemand solche Kleinigkeit, man war in dem Oberschlesien jener Tage nicht kleinlich und übte sogar eine echt slawische Gastfreiheit, wie wir noch später sehen werden. Das Wasser wurde in hölzernen Rannen geholt, von denen jede einige Liter faßte. Diese Rannen, mit eisernen oder messingenen Reifen beschlagen, waren an und für sich schon sehr schwer. Um sie leichter tragen zu können, besonders wenn sie mit Wasser gefüllt waren, benützte man ein Tragholz, das auf die Schultern paßte und über diese hinausragte, eine sogenannte Klobe. An beiden Enden des Tragholzes hingen starke Schnuren herunter, die in eisernen Haken endeten. Mit diesen eisernen Haken faßte man die Henkel der hölzernen Rannen und trug so die Last nicht nur mit Hilfe der Arme, sondern auch mit Hilfe der Schultern und des Rückens. Eine solche Tracht Wasser von zwei Rannen hieß eine „Fahrt“. In jeder Wohnung stand an einem kühlen Ort, meist draußen im Hausflur oder in der Küche, ja sogar im Keller, die „Stande“, ein hölzerner, mit eisernen oder kupfernen Reifen beschlagener Wasserbehälter, dreibeinig, von 30-

lindrischer Form, meist indes nach oben enger zugehend, so daß ein hölzerner Deckel mit hölzernem Handgriff das Wasser in der Stande vor Staub und Schmutz schützen konnte. An der Stande hing ein hölzerner Schöpfer, mit dem man das Wasser zu Trink- und Wirtschaftszwecken aus der Stande herausholte.

Man lebte im Industriebezirk und richtete sich natürlich nach der Zeiteinteilung der Industrie, und ich möchte wohl hören, was die Mitglieder des heutigen Anti-Lärmvereins sagen würden, wenn sie in damaliger Zeit im Oberschlesischen Industriebezirk gelebt hätten. Wenn auf der Verladestelle meines Vaters nachts Zink von der Wilhelminenhütte verladen wurde, so hörte man das kilometerweit von der Verladestelle her. Die Verladung fand immer nachts statt, weil am Tage der Platz von den Kohlenwagen eingenommen wurde. Das Zink kam auf der schmalspurigen Bahn von der Wilhelminenhütte auf niedrigen Plateauwagen und wurde in gedeckte Eisenbahnwagen, wie sie zum Kalktransport verwendet werden, verladen, damit unterwegs von der Ladung nichts fortkommen konnte. Die silbergrau-bläulich schimmernden Zinkplatten hatte wohl jede ein Drittel- bis ein Viertelzentner Gewicht und werden von der Verladerampe aus auf ein Brett geworfen, das bis in den Eisenbahnwagen hineinragte. Mit Donnerkrachen schlug jede Zinkplatte gegen die Wand aus Eisenblech, die man in die Wagen gesetzt hatte, um zu verhindern, daß die Wand des Eisenbahnwagens, die damals fast ausnahmslos aus Holz bestand, von den Platten zerschlagen wurde. Erst wenn einige hundert Platten in einen solchen Wagen hineingeworfen waren, wurde eine Pause gemacht, dann wurden

die Platten sorgfältig auf die hohe Kante gestellt, immer die zehnte Platte etwas herausgezogen, sodaß sie über die Reihen der anderen Platten hinüberstand, dann wurden die Platten noch einmal sorgfältig gezählt, vom Lademeister der Wagen übernommen, geschlossen und plombiert. Nun wurde der nächste Wagen beladen, und das donnernde Krachen dauerte stundenlang. Aber man gewöhnt sich an alles, selbst daran, zu schlafen, wenn unter den Fenstern nachts Kessel genietet wurden, ein Geräusch, mit dem man Tote erwecken kann, und das dadurch um so unangenehmer auf die Schlafenden wirkte, weil auf das heftige Hämmern immer wieder eine kurze Ruhepause folgte, während welcher der glühende Niet herbeigebracht, dem im Kessel steckenden Schmiede zugereicht und von ihm durch die Bohrlöcher der Kesselplatten gesteckt wurde. Dann folgten einige rasche, nervöse Schläge der kleinen Hämmer, und dann das dröhnende, langsame Schlagen der großen Fäustel.

So recht ruhig wurde es in der Nacht überhaupt nicht. Wenn viel Bestellungen da waren, wurden auch nachts die Kohlenzüge von den Bergwerken nach der Verladestelle gefahren, oder die Zinkhütte mit Kohlen versorgt. Während auf den Bergwerken die Glocken zum Schichtwechsel früh und abends um halb sechs und dann mittags um ein Uhr geläutet wurden, läuteten sie in dem Hüttenwerk auch noch um ein Uhr nachts, weil in dieser Zeit der Wechsel der Schmelzer vor den Öfen stattfand. Früh um fünf Uhr gingen die Bergarbeiter mit ihren Lampen nach dem Bechenhaus, und um Mitternacht kehrten die Heuer, nachdem sie die Sprengschüsse vor Ort herausgebracht hatten, schon wieder von der Arbeit

zurück. Wenn man im Bett lag, sah man den Wiederschein der offenen Grubenlampen an der Decke und an den Wänden des Zimmers entlang tanzen. Zur Zimmerbeleuchtung dienten Öllampen. Talglichte brauchte man zum Herumleuchten, zum „Gockeln“ im Haushalt. Streichhölzer kamen in kleine Papiertüten gepackt, aus Bielik-Biala.

Nächtliche Straßen-Beleuchtung gab es natürlich nicht. Entweder schien der Mond oder es war finstere Nacht. Im Winter leuchtete der Schnee. Auf den Bergwerken beleuchtete man nachts mit großen Kohlenfeuern, welche hier und dort direkt auf dem Erdboden angelegt waren, oder man benützte Feuerkörbe, zylindrische Körbe, ungefähr $\frac{3}{4}$ m hoch, aus Bandeisen zusammengesetzt, wurden mit Steinkohlen gefüllt, angezündet und mit Ketten an ziemlich hohen Galgen emporgehängt. Sie gaben insbesondere beim Winde ein höchst unsicheres, flackerndes Licht, mit dem man heute sicher auf den Arbeitsstätten, die taghell durch elektrisches Licht erleuchtet sind, nicht zufrieden wäre.

Man stand früh auf, spätestens wenn die Grubenglocken läuteten, und trank den unvermeidlichen Kaffee, der bei uns, ebenso wie der Tee, aus Gläsern getrunken wurde. Frische Semmeln gab es an kleinen Orten nur ein- oder zweimal wöchentlich, man aß Brot. Die Verpflegung war überhaupt, soweit man nicht eigene Vorräte im Keller hatte, recht mangelhaft. Man mußte sich bei dem Fleischer des Ortes genau erkundigen, wann er schlachtete, weil nur dann Fleisch zu haben war. Schweinefleisch gab es noch am häufigsten, oft wanderte der Fleischer aber tagelang umher, ohne daß er eine Ruh zum Schlachten kaufen konnte, und wenn gar

drüben in Rußland die Rinderpest herrschte, die bekanntlich dort niemals erlischt, und die Grenzen durch Militär hermetisch abgeschlossen wurden, dann war es mit dem Rindfleisch schlecht bestellt. Kälber wurden geschlachtet, wenn sie zwei bis drei Tage alt waren. Die Fleischer hatten die abscheuliche Angewohnheit, mittels Strohhalmen die Häute des Kalbfleisches aufzublasen, damit es dadurch ansehnlicher wurde, heute würde man wahrscheinlich aus hygienischen Gründen energisch gegen diesen Brauch vorgehen. Geflügel hielt man sich selbst, nur war es schwer, Enten und Gänse zu halten, weil es meist an Wasser fehlte, Hühner und Tauben wurden aber überall gezüchtet. Butter und Eier wurden von Frauen, besonders aus Rußland, über die Grenze gebracht. Man konnte diese Küchenbedürfnisse auf dem Wochenmarkt kaufen, doch fand dieser in Myslowitz statt, so daß die Hausfrauen mit den Dienstmädchen mehr als einen halben Tag brauchten, wenn sie den Markt besuchen wollten. Einen Wagen hatte man nicht immer zur Verfügung, selbst wenn man einen solchen bezahlen wollte, denn wer Pferd und Wagen hatte, leistete damit Fuhrdienste für die Industrie.

Es wird die heutige Hausfrau interessieren, auch etwas über die Lebensmittel in jener Zeit zu erfahren. Die Preise waren für damalige Verhältnisse hoch, weil durch die starke Bevölkerung viel Nachfrage vorhanden war. Für heutige Verhältnisse wären diese Preise aber natürlich immer noch sehr niedrig. Das Rindfleisch kostete 3 bis 4 Böhm (Silbergroschen), Kalbfleisch 3 Böhm, Schöpsenfleisch 4 Böhm, Schweinefleisch 5 Böhm, eine Henne 8 Groschen (1 Mark nach heutigem Gelde) eine

Ente 8 bis 10 gute Groschen (1 Mark bis 1,25 Mark), eine Gans, nicht fett, 15 bis 20 Böhm. Das preußische Quart Butter 12 bis 15 Böhm, denselben Preis hatte ungefähr das Schock Eier. Kartoffeln und Gemüse kaufte man im Herbst ein, so daß man bis zum nächsten Jahre davon genug hatte. Auch der Deutsche hatte im Keller sein Faß Sauerkraut, das der Arbeiter und Bauer in der Wohnstube hielt, wo es seine ebenso charakteristischen wie abscheulichen Dünste aushauchte. Man hielt für den Winter geschnittene grüne Bohnen in Fässern, Eier in Kaltwasser, einiges Gemüse und Grünkräuter im Sandhaufen im Keller. Den Hauptteil des häuslichen Proviantes lieferte das Schweineschlachten, eine höchst wichtige Institution, die wir unter „Festlichkeiten“ näher schildern werden.

Man beschaffte sich einfaches Bier (obergäriges), füllte es selbst in die großen grünen Flaschen und ließ es im Keller lagern. Wein war wohl nur in sehr wenigen Kellern zu finden, dafür aber größere Vorräte an Spirituosen, auch an Schnaps und Rum. Die tüchtige Hausfrau, die zu sparen und zu rechter Zeit einzukaufen verstand, hatte damals außerordentlich viel Arbeit, und besonders im Herbst, wenn sie Früchte und Obst einmachte, und ihren Keller für den Winter füllte, hatte sie Tag und Nacht zu tun. Auch den Arbeitern wurde die Möglichkeit gegeben, Kartoffelvorräte für den Winter einzuführen, indem die Gewerkschaften ganze Eisenbahnwaggons mit Kartoffeln kommen ließen und an die Arbeiter abgaben. Die Bezahlung für die Kartoffeln wurde den Arbeitern in kleinen Raten in den nächsten Monaten vom Lohn abgezogen. Die Arbeiter erhielten auch Brot

geliefert, das durch große Bäckereien an die Berg- und Hüttenwerke kam, sie erhielten Öl und später Petroleum geliefert, denn im Jahre 1863 bis 1864 kamen die Petroleumlampen auch nach Oberschlesien. Man verwendete damals unraffiniertes Petroleum, und Unglücke durch Explosion der Lampen waren überaus häufig.

Wild und Fische gab es nur sehr selten und konnten nur durch Gelegenheitskauf erworben werden. Einen Hasen bekam man wohl hin und wieder von einem befreundeten Förster geschenkt, und Fische brachten Arbeiter, welche in ihrer freien Zeit fischen gingen, ebenso auch Krebse. Da aber wenig Flußläufe vorhanden waren, und in diesen wenigen Flüssen nicht immer einwandsfreies Wasser sich befand, war der Fisch, der allgemein genossen wurde, der Hering in gesalzener und geräucherter Form. Die Delikatessen, die man erhielt, waren nach heutigen Begriffen sehr bescheiden und entsprachen der damaligen Genügsamkeit und den Verkehrsverhältnissen. Immer zu haben war, wegen der nahen, russischen Grenze, der Kaviar. Für Freunde dieses Gerichtes waren damals gute Zeiten. Das polnische Pfund, etwas geringer an Gewicht als das preußische, kostete einen Taler. Natürlich nur wenn der Kaviar „geschwärzt“ (geschmuggelt) war; aber an der Grenze denkt man über das Schmuggeln anders als im Binnenlande, und geschmuggelter Kaviar schmeckte sogar besser als der verzollte, so behaupteten wenigstens die Kenner. Dann kam als Delikatesse, die man in jedem Gasthause fand, die „Brücke“, das heißt das marinierte Neunauge. In den Gasthäusern, auf dem Lande und selbst in größeren Industriorten fand man außer den Brücken als Deli-

katessen nur noch Sooleier, steinharte Schladwurst und ebenso harte Krakauer Wurst. Auch die Apfelsine gehörte zu den Leckerbissen. Das Stück wurde mit 40 bis 50 Pfennigen bezahlt, und ich weiß, daß wir als Kinder wiederholt zusammengessen haben und uns wünschten, einmal so reich zu sein, daß jeder von uns eine ganze Apfelsine essen könne. Wenn man als Kind zu einem Rindergeburtstag ging, nahm man als hochwillkommenes Geschenk eine Apfelsine mit und half dem Geburtstagskinde sie noch verzehren. Man lebte eben damals sparsam und einfach, und die Verkehrsmittel waren keineswegs dazu angetan, besondere Genüsse bis in den fernsten südöstlichen Winkel Preußens zu schaffen. Wir Kinder begnügten uns bei Einkäufen von Näscherien mit braunem Randiszucker und verstiegen uns höchstens zu Fruchtbonbons (Drops). Ein Stück Reglise oder Jungfernnleder aus der Apotheke war der Inbegriff aller Seligkeit. Natürlich gab es Konditoreien in den Städten, und es war für uns Kinder immer ein Festtag, wenn wir einmal in Begleitung der Eltern die Konditorei besuchen und von den dort feilgebotenen Herrlichkeiten etwas kosten durften.

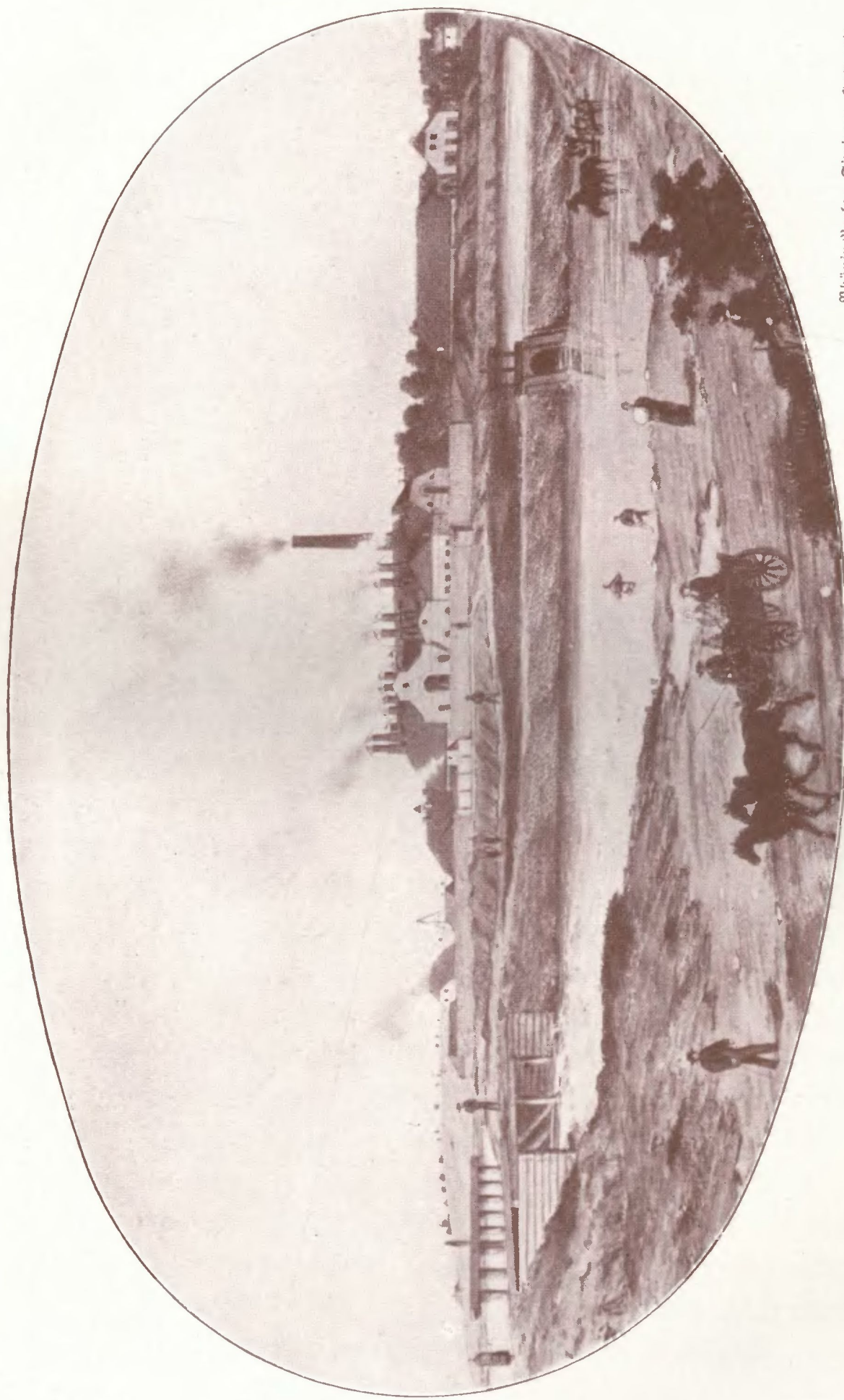
Rieler Sprotten tauchten meines Wissens erst in den siebziger Jahren auch in kleineren Orten Oberschlesiens auf und wurden das Stück mit einem Silbergröschchen bezahlt. 5 Sprotten nebst einer halben Semmel für 50 Pfennige bildeten ein Sonntagsfrühstück für den Schlemmer, der zum Frühschoppen ging. Auch geräucherter Lachs war hin und wieder zu haben, aber er war sehr selten und teuer. Die Transportkosten vom Rhein oder von der Weser waren eben recht hohe und der

Lachs besonders in der warmen Jahreszeit leicht dem Verderben ausgesetzt. Im Restaurant Pniower in Beuthen am Ring gab es jeden Sonnabend noch in den siebziger Jahren als Delikatesse für die ganze Stadt gegen Mittag frische Lachsbrötchen. Dann kamen die jüdischen Kaufleute vom Gottesdienst aus der Synagoge und frühstückten Lachsbrötchen und ein kleines Gläschen Portwein oder Sherry. Es fanden sich aber auch die Schlemmer anderer Konfessionen ein, die an diesem Tage sich eine Güte an den Lachsbrötchen antun wollten. Man aß natürlich nur ein Lachsbrötchen auf beiden Seiten belegt; hätte sich jemand zwei geleistet, so hätte man geglaubt, er verdiene unter Kuratel gestellt zu werden.

Wenn man in Oberschlesien Wein trank, so war es natürlich Ungarwein; sonst auch als Frühstückswein Madeira und Portwein. Ungarwein war billig und ausgezeichnet, und die Weinhandlung von Tropplowitz in Gleiwitz im ganzen oberschlesischen Lande renommirt und wohlbekannt. Moselwein hielt man für ein verächtliches, dünnes Getränk. Dagegen war bei den „Harttrinkern“ der Bocksbeutelwein, der Würzburger Steinwein, der in den eigentümlichen kugelförmigen Flaschen versendet wird, sehr beliebt. Man erzählte Wunderdinge von vier trinkfesten Männern, höheren Grubenbeamten, die allmonatlich einmal im Hotel Wiener in Rattowitz zusammenkamen, sich hier ein Zimmer geben ließen und plaudernd und rauchend eine, jeden Monat frisch angekommene Kiste, die 25 Bocksbeutel enthielt, „erledigten“. Dann tranken sie noch ein paar Glas Bier zur Abkühlung und fuhren in dem Bewußtsein, einen schönen Sonntag-

nachmittag verlegt zu haben, wieder nach verschiedenen Richtungen auseinander und ihren Berg- und Hüttenwerken zu. Auch Ungarweintrinker gab es von hervorragender Art. Wenn sich drei oder vier Mann bei Tropplowitz in Gleiwitz zusammenfanden, ruhten sie nicht eher, als bis der Tisch zur Hälfte wenigstens mit leergetrunkenen Flaschen besetzt war. Bei solchen Bechgelagen blieb gewöhnlich der Ungarwein Sieger, da dieses köstliche Getränk vor allem in die Beine geht und den Trinker, selbst wenn der Kopf noch klar zu sein scheint, des Gebrauchs seiner Gehwerkzeuge beraubt. — Die Bierverhältnisse besserten sich in Oberschlesien sehr, als der Fürst von Pleß in Tichau seine berühmte Brauerei anlegte. Man trank in den siebziger Jahren aber auch österreichisches Bier, Karwiner Bier, Kießlingsches Bier aus Breslau, Kulmbacher und Nürnberger. Auch Dresdener Waldschlößchen war eine Zeitlang sehr beliebt und wurde in besonders guter Qualität von einem höchst originellen Wirt namens S. in Tarnowitz zum Ausschank gebracht. Er pflegte das Bier ungemein gut und brachte es in geschliffenen Gläsern zum Ausschank. Wollten Gäste mit den Gläsern anstoßen, so fuhr S. sofort dazwischen, riß sein Hauskäppchen vom Kopf und hielt es zwischen die Gläser, damit die kostbaren Gefäße nicht beschädigt wurden. Natürlich machten sich die Gäste den Spaß, immer wieder anzustoßen. Auch Schwechater Bier aus der Brauerei Schwechat bei Wien wurde in den siebziger Jahren häufig getrunken. Die Beamten, Geschäftsleute und Reisenden, die von Westen her nach Oberschlesien kamen, konnten mit den Einheimischen beim Trinken nicht Stange halten, weil es

üblich war, hinter jedem Glase Bier einen Nordhäuser oder Breslauer Korn zu trinken. Es wurde durch die beständige Abwechslung von Bier und Korn die sogenannte Voltasche Säule gebaut, welche für den an diese Mischung nicht Gewöhnten meist verhängnisvoll wurde. Auch die Damen tranken ihr Gläschen Likör, aber natürlich nur süße Sachen, und besonders der Rosenlikör, „Doppelte Liebe“ genannt, war bei manchen Damen recht beliebt.



Wöhring-Verlag Givina, Kattowitz

Baildonhütte bei Kattowitz in den 1860er Jahren



Fünftes Kapitel.

Die polnische Insurrektion von 1863.

Unerthalb Jahre genoß ich den Privatunterricht des Rosdziner Abjuvanten, als aber der lateinische Unterricht beginnen sollte, hatte die Sache ein Ende. Zwar machte der Lehrer einen Versuch, mit mir zusammen lateinisch zu lernen, aber wir kamen nicht weiter. Ich wurde nun Schüler der Rektorklasse in Myslowitz, in welcher man bis zur Quarta vorbereitet werden konnte. Von nun ab wanderte ich täglich im Sommer und im Winter (mit Ausnahme der Ferien und der Sonn- und Feiertage) die halbe Meile bis zur Schule und wieder zurück. Ich war aber fast nie allein, denn es ging eine Anzahl anderer Kinder von Morgenrothgrube, Wilhelminenhütte und aus Stawiska nach Myslowitz zur Schule. Die meisten dieser Knaben im Alter von 10 bis 12 Jahren besuchten die evangelische Privatschule von Anlauf in Myslowitz. Gewöhnlich machten wir den Marsch früh zusammen und nachmittags warteten wir

am Ausgang der Stadt auf einander, um gemeinsam den Rückweg anzutreten. Im Winter bei Schneetreiben und Sturm, im Sommer bei Gewitter und Regengüssen war es manchmal ein böser Weg. Wenn uns ein Gewitter überraschte, waren wir sehr froh, in den Steinbrüchen rechts und links von der Chaussee auf der Höhe von Myslowik Zuflucht suchen zu können.

Die Rektorklasse der Myslowiker Schule genoß einen guten Ruf, Leiter der Klasse war der Rektor Baumann, ein kleiner, energischer, recht gebildeter Mann. Die Klasse bestand aus vier Bänken, und als Bankaufseher fungierte je ein Präparand. Von den Mitschülern sind mir noch einige besonders in Erinnerung, unter ihnen die beiden Lipinski, die Söhne des Bergwerksdirektors aus Slupna. Einer von ihnen starb frühzeitig, der zweite ist erst vor wenigen Monaten in Berlin als pensionierter Generalleutnant und Exzellenz verstorben.

Zu unseren Mitschülern gehörte auch Benno Amende, der Sohn des Leiters des Knappschaftslazarets. Benno Amende lebt heute als Generaloberarzt in Berlin.

In der Nähe von Myslowik gab es kein Bergwerk. Die Einwohner bezogen ihre Kohlen von Rosdzin her. Nahe dem Bahnhofs stand in Myslowik ein kleines Fabrikgebäude mit Bogenfenstern, daneben ein mittelhoher, viereckiger Fabrikschornstein. Diese Fabrik war nicht im Betriebe und bildete eine Art Wahrzeichen für Myslowik, welches Kunde davon gab, daß an den Einwohnern von Myslowik einst ein Betrug verübt worden war, der ihnen viel Spott und Hohn bei den Nachbarorten eintrug, sehr mit Unrecht, wie ich glaube, denn auch die Bewohner einer anderen Stadt waren dem

Schwindler zum Opfer gefallen. (Siehe das Kapitel „Oberschlesischer Humor“.)

Es war in den ersten Tagen des Februar 1863, wir Schuljungen von Wilhelminenhütte waren auf dem Wege nach Myslowik, als wir im Morgengrauen auf der Chaussee eine Begegnung hatten, die uns sämtlich verblüffend neu war. Wir hörten Hufschlag und sahen drei Ulanen von Myslowik herangesprengt kommen. Höchst selten hatten wir einen Soldaten auf Urlaub gesehen, aber solch richtige wirkliche Kavalleristen auf schnaubenden Pferden hatten wir noch nie erblickt. Die Ulanenpatrouille bestand aus einem Unteroffizier und zwei Mann. Der eine Ulan hatte den Säbel gezogen, der andere hielt den Karabiner schußfertig auf den rechten Oberschenkel gestützt. Der Unteroffizier machte mit den beiden Mann Halt und fragte uns nach dem Wege. Er hatte uns gerade an einer sehr günstigen Stelle, an den Steinbrüchen, getroffen, von der aus wir ihm genau die Ortschaften, die wir von oben sahen und die Wege, die dorthin führten, erklären konnten. Er bog auch gleich mit seinen beiden Mann in den sandigen Landweg ein, der nach dem Bahndamm der Oberschlesischen Eisenbahn und hinunter nach der Grenze führte.

Es wurde also Ernst. Drüben in Polen war der Teufel los, die Revolution war ausgebrochen. Schon seit Tagen gingen dumpfe Gerüchte um, daß im Januar wegen der Rekrutierung die Polen gegen die Russen aufgestanden seien. Wir hörten das von den Erwachsenen, und mit dem Instinkt der Kinder lasen wir von den Gesichtern unserer erwachsenen Angehörigen die Besorgnis, die beim Erzählen dieser Tatsachen sich kund gab.

Wenn es nichts anderes Unangenehmes gab, so waren doch Handel und Wandel arg gestört, sobald es da drüben jenseits der russischen Grenze zu einer Revolution kam, welche vielleicht jahrelang dauern konnte. Gar zu sehr waren ja die Interessen der preußischen Oberschlesier und der österreichischen und russischen Gebietsteile jenseits der Grenze mit einander verknüpft.

Die Zeitungen wurden eifrig gelesen, soweit sie in den Gasthäusern auslagen, denn nur wenige Menschen hielten sich eine Zeitung selbst. Sicheres über die Verhältnisse in Kongreß-Polen war aber doch nicht aus den Zeitungen zu erfahren. Die Russen hüteten sich, Nachrichten über etwaige Niederlagen zu veröffentlichen, und die Insurgenten hatten dazu erst recht keine Veranlassung. Aber die Geschäftsleute und die Reisenden, welche über die Grenze kamen, brachten von dorthier nach Preußen ganz ungeheuerliche Nachrichten. Großfürst Konstantin, der Bruder des Kaisers Alexander II. von Rußland, sollte in Warschau, wo er Statthalter war, ermordet sein. Alle Russen waren angeblich umgebracht und die Polen sollten so siegreich sein, daß sie bereits daran dachten, Schlesien zurück zu erobern, das ja früher einmal zu Polen gehört hatte.

Die oberschlesische Bevölkerung hatte gar keine Sympathien mit den Insurgenten jenseits der Grenze. Die Oberschlesier fühlten sich als Preußen und wünschten keineswegs etwa unter polnische Oberhoheit zu kommen. Man fürchtete aber wirklich, daß die polnischen Aufständischen über die Grenze kommen könnten, nur um eventuell Waffen, Proviant und Furance, sowie Geld zu holen. (Die preußische Grenzbesatzung bestand aus

einem Zug der 2. Ulanen aus Gleiwitz.) Waren doch z. B. 1807 polnische Soldaten ohne weiteres nach Oberschlesien vorgedrungen und hatten dort die Republik proklamiert. Später war dann wieder ein polnisches Freikorps unter dem Fürsten Sulkowsky eingedrungen und hatten in Myslowitz und Umgegend geplündert und viele Verwüstungen angerichtet.

Man erzählte sich 1863 Wunderdinge von der Tapferkeit der polnischen Koscheniere, das heißt der Sensemänner. Die Polen hatten wieder zu der alten Waffe gegriffen, mit der sie schon in früheren Aufständen gekämpft hatten: sie befestigten die Sensen so auf dem Stiel, daß sie nicht rechtwinkelig, sondern in der Verlängerung desselben standen. So wurde eine Art Hellebarde von bedeutender Länge gebildet, welche gleichzeitig zu Hieb und Stich geeignet war und furchtbare Verletzungen zufügen konnte. Es hieß auch, die Polen hätten hölzerne Geschütze, die dicht mit eisernen Reifen beschlagen waren und die sie aus Brunnenröhren hergestellt hatten.

Jeden Tag erwarteten wir preußische Infanterie aus Kosel oder Meisse, aber diese Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die Ulanen patrouillierten fortwährend an der Grenze entlang, schickten auch nachts Patrouillen aus, was konnte aber diese Handvoll Menschen tun, wenn die Polen wirklich über die Grenze kamen!

Am Morgen des 7. Februars ging es wirklich los. Als um halb sechs Uhr früh wie üblich auf den Bergwerken die Glocken erklangen, welche zur Morgenschicht riefen, kamen nur wenige Arbeiter, und zwischen den Familienhäusern der Morgenrothgrube war es zu früher

Stunde lebendig und wurde es immer lauter. Man hörte Frauen jammern und Kinder schreien: die polnischen Insurgenten waren über die Grenze gekommen. Man hörte in der Tat Gewehrfeuer von der Grenze her, das jedoch bald verstummte. Meine Mutter war außer sich, als der Vater frühzeitig wie immer nach seiner Verladestelle ging, aber bald brachte einer der Kutscher, die mit den leeren Förderkästen dicht an unserem Hause auf der Bahn vorüberkamen, einen Zettel von unserem Vater mit der Nachricht, daß die Insurgenten nachts wohl über die Grenze gekommen seien, aber nur bis zum ersten Bahnwärterhaus an der Warschau—Wiener-Eisenbahn. Als sie dann erfuhren, daß sie auf preußischem Gebiet seien, gingen sie sofort zurück, aber Sosnowice hatten sie überfallen, und dort sollte es auch viele Tote und Verwundete gegeben haben. Auch bei Myslowik sollte ein Gefecht zwischen den Insurgenten und den Russen stattgefunden haben. Es sei viel preußische Infanterie unten an der Grenze bei Schoppinik aufgestellt.

Vom Schulgang war natürlich an diesem Tage keine Rede. Ich eilte mit meiner Mutter hinunter zu der Verladestelle des Vaters an der Oberschlesischen Eisenbahn, und mit uns waren hunderte von Menschen auf dem Wege nach der Grenze. Mehrere Schwadronen Ulanen trabten an uns vorüber und als wir in der Nähe der Eisenbahnbrücke über die Brinika, welche die Warschau—Wiener-Eisenbahn überführt, ankamen, sahen wir drei preußische Kompagnien dicht nebeneinander an der Grenze aufgestellt. Von der Brücke bis zum Bahnhof Sosnowice sind es nur wenige hundert Meter, der Bahn-

hof liegt aber hinter einem Wäldchen und ist nicht direkt sichtbar, da die Bahn dort eine Kurve macht.

Es stieg Rauch auf aus den Ruinen des niedergebrannten Bahnhofsgebäudes in Sosnowice. Die polnischen Insurgenten hatten in Dombrowa sich einen Eisenbahnzug zusammengestellt, hatten diesen ganz vorschriftsmäßig nach Sosnowice anmelden lassen und waren gegen 4 Uhr morgens eingetroffen, hatten die fünfzig russischen Grenzwächter, die hier stationiert waren, überfallen, zum Teil niedergemacht oder schwer verletzt, hatten sich der Zollkasse bemächtigt, hatten Streifpatrouillen bis über die preußische Grenze geschickt und waren dann wieder mit dem Zuge verschwunden.

Links von der Brücke stand auf russischem Gebiet ein langgestrecktes Blockhaus mit Strohschobendach, das Wachlokal und die Kaserne der russischen Grenzwächter. Unter den Russen herrschte eine vollständige Panik, selbst nachdem jetzt die Polen wieder abgezogen waren. Von weit entfernten Posten, die gar nicht von den Polen überfallen worden waren, flüchteten die Soldaten mit und ohne Waffen nach der preußischen Grenze und überschritten sie. Sie wurden hier sofort entwaffnet und zu größeren Trupps vereinigt. Aus dem Wachlokal der Grenzwächter schaffte man Sättel, Gewehre, Stiefel, Mäntel, Patronentaschen, Mützen, kurzum den ganzen Inhalt der Munitions- und Waffenkammer auf preußisches Gebiet hinüber, man schien jeden Augenblick einen neuen Überfall der Insurgenten zu befürchten. Auch verwundete Russen kamen herüber, und ein schrecklicher Anblick sollte uns einige Zeit später werden, als ein Bauernwagen kam, auf dem vier verwundete russische

Grenzsoldaten lagen. Einer dieser Verwundeten bot einen so gräßlichen Anblick, daß ich ihn Zeit meines Lebens nicht vergessen konnte. Er hatte von einem der Koscheniere einen Hieb über das Gesicht erhalten, und zwar von oben nach unten. Stirnhaut, Nase, Oberlippe hatten sich von dem Gesicht losgelöst. Der Verwundete war natürlich bewußtlos, sein graubrauner Mantel troff von Blut, ebenso waren die anderen drei Verwundeten blutbedeckt, und auch die Binden, die sie um den Kopf und die verwundeten Arme trugen, troffen von Blut. Der Wagen fuhr langsam nach dem Knappschaftslazarett in Myslowik wo diese vier schrecklich Verletzten Unterkunft und Pflege fanden.

So waren uns mit einem Male und ganz unerwartet die Schrecken des Krieges wirklich entgegen getreten. Je weiter der Vormittag fortschritt, desto mehr flüchtige Grenzwächter kamen an, hatte doch Rußland drüben an seiner Grenze einen dreifachen Kordon von Grenzwächtern gezogen, und als der Mittag kam, standen selbst bei Schoppinik hunderte von entwaffneten Russen, die durch preußische Mannen nach Rattowik hinüber transportiert wurden. Es gab unendlich viel des Neuen und Interessanten zu sehen und zu hören, und die unsinnigsten Gerüchte gingen, wie immer bei solchen Gelegenheiten, von Mund zu Mund. Man gedachte mit Angst und Sorge der deutschen Bekannten, die jenseits der russischen Grenze wohnten, einzelne von ihnen kamen auch mit Weib und Kind herüber nach Schoppinik, wobei sie durch den Grenzbach Brinika trotz der Kälte gewatet waren. Am Nachmittag aber marschierten auf der Chaussee von Myslowik nach Rattowik lange Büge, bestehend aus

hundertten von entwaffneten Russen, eskortiert von preußischen Soldaten, und noch am späten Abend wiederholte die Chaussee vom Pferdegetrappel der preußischen Kavallerie und dem Marschtritt der preußischen Infanteriekolonnen, die der Grenze zustrebten.

Wir waren nun in Sicherheit, wir hatten ja genügend Militärbesatzung. Noch spät am Abend erhielten auch wir Einquartierung, und zwar einen Unteroffizier und zwölf Mann. Es wurden den Leuten eine besondere Stube und eine Kammer eingeräumt, die Mannschaften wurden aufs beste gepflegt und schliefen nachts auf Stroh.

Auf einem freien Platze in Rattowik befand sich das Biwak der vielen Hunderte russischer Soldaten, die von Mysowik bis Laurahütte über die Grenze geflüchtet waren und hier vereinigt wurden. Am nächsten Tage war ich mit meiner Mutter in Rattowik, um mir dieses Lager anzusehen. Eisgraue Leute sah man da unter diesen Grenzwächtern, denn die Dienstzeit in Rußland dauerte damals noch dreißig Jahre. Es sollen sogar Vater und Sohn sich als Soldaten hier in dem Biwak zu Rattowik wiedergefunden haben. Als der russische Vater Soldat wurde, war der Sohn noch ein kleines Kind, und der Vater hatte solange gedient, daß unterdes der Sohn auch Soldat geworden war.

Die Russen wurden außerordentlich gut gepflegt. Sie saßen um lodernde Biwakfeuer herum, hatten die Nacht über auf Stroh im Freien geschlafen und sich mit den Decken, die man ihnen zur Verfügung stellte, gegen die Kälte geschützt. Sie wurden überreichlich mit Zigarren, Tabak und Schnaps versorgt und erhielten

natürlich volle Verpflegung auf Staatskosten. Unsere friedliche Gegend, in welcher wir bisher selten einen Soldaten erblickt hatten, war auf einmal in ein Feldlager verwandelt und bot ein durchaus kriegerisches Bild. Zwei oder drei Tage blieben die Russen in Rattowitz, dann wurden sie weiter transportiert und zwar über Beuthen und Tarnowitz bis in die Nähe von Lublin und von dort über die Grenze gebracht. Als sie die Grenze passierten, erhielten die Russen ihre Waffen zurück. Preußen aber besetzte jetzt außerordentlich streng die ganze polnische Grenze, um Rußland gefällig zu sein und um den Insurgenten die Möglichkeit zu nehmen, aus Preußen Pferde, Waffen, Munition und Bezug von Mannschaften zu erhalten.

Dank dieser preußischen Hilfe wurde auch im Jahre 1863 der polnische Aufstand niedergeschlagen, aber im ersten Monate dieses Jahres behielten die Insurgentenbanden in Polen die Oberhand, wenn sie auch gezwungen waren, sich auf einen Kleinkrieg einzulassen da ein Teil der polnischen Bauern sich gar nicht an der Revolution beteiligte, welche vor allem von dem Adel in Szene gesetzt worden war. Der Adel hatte die damalige Nationalregierung gebildet, die schon vor Ausbruch der Revolution mit Meuchelmord und Drohungen vorgegangen war. Die Nationalregierung machte sich auch weiterhin in Polen selbst so verhaßt, daß sie 1864 sich auflösen mußte, weil auch die Polen nichts mehr von ihr wissen wollten.

Trotz der preußischen Hilfe wurden aber die Russen mit den wenigen Insurgenten nicht sobald fertig. Es nahm das in Oberschlesien niemand Wunder, denn man

wußte, wie erbärmlich die Militärverhältnisse in Rußland waren und welche Korruption auch in der Militärverwaltung schon damals herrschte. Der Hauptführer der polnischen Insurgenten war Langiewicz (es wurde erzählt, er sei ein ehemaliger preußischer Artillerieoffizier namens Lange). Er leistete besonders Großes in kühnen und raschen Überfällen der Russen; er nahm ihnen dabei Waffen und Geschütze ab und hielt die wenigen Garnisonen, die sie noch in Polen hatten, in fortwährendem Alarm. Adjutant des Langiewicz war seine Geliebte, eine Polin namens Pustowoitoff, die in Männerkleidern ihn begleitete. Überall waren auch in Oberschlesien die Bilder des tapferen Polenführers und seines weiblichen Adjutanten zu haben, und die Bilderbogen im Neuruppiner Stil bemühten sich, die Heldentaten der Koschaniere in gräulich bunten Farben zu feiern.

Für anderthalb Jahre bekamen wir nun starke Garnisonen. Die Grenzen wurden geradezu hermetisch durch Vorposten und durch Truppenmassen, die in den Dörfern lagen, abgesperrt. Überall begegnete man in der Nähe der Grenze den Patrouillen der grünen und braunen Husaren, der 2. Ulanen, und jedes Haus nahe der Grenze war mit Infanterieeinquartierung belegt.

Selbst im Sommer hörte man noch an heiteren Tagen von jenseits der Grenze her das eigentümliche, dumpfe Dröhnen der Geschütze, einen Ton so eigentümlich, daß man ihn nie wieder vergißt, wenn man ihn je gehört hat. Langiewicz war wieder einmal dabei, den Russen ein Gefecht zu liefern. Handel und Wandel stockten, soweit Rußland in Betracht kam, aber der Schmuggel blühte wie noch nie. Die russischen Grenzwächter waren

froh, wenn man ihnen nichts tat, und zitterten beständig vor Langiewicz und seinen Koschenieren. In Oberschlesien aber ging alles wieder seinen gewohnten Gang und nur die starke Truppenmacht, die aufgestellt war, erinnerte uns daran, daß andere Zeiten als sonst eingetreten waren. Daß für uns Jungen die Soldaten ein Gegenstand höchsten Interesses waren, daß wir stundenlang beim Exerzieren zusahen und selbst eifrig Soldat spielten, ist selbstverständlich. Ein Tambour erteilte einer Anzahl von Schülern der Myslowitzer Stadtschule Unterricht im Trommeln, damit für den Schulsparziergang im Sommer ein Trommler- und Pfeiferkorps vorhanden war. Ich mußte an diesen Übungen teilnehmen und wurde später zu dem hohen Range eines Bataillons-tambours befördert. Als solcher fungierte ich bei dem Schulsparziergange, der wie üblich unter außerordentlicher Teilnahme der mehr als 5000 Einwohner von Myslowitz und der ganzen Anwohnerschaft der Umgegend nach dem Walde bei Janow stattfand.

Es ist wohl hier die passende Gelegenheit, um im Anschluß an diesen Schulsparziergang auch etwas über die Vergnügungen, die damals den Oberschlesiern geboten wurden, mitzuteilen.



Sechstes Kapitel.

Öffentliches Leben.

Wir Jungen, die nach Myslowitz in die Schule gingen, nahmen uns natürlich Frühstück mit, erhielten aber auch etwas Geld, um uns warme Wurst zu kaufen. Es gab für uns keine bequeme Möglichkeit, uns ein Mittagessen in der Stadt zu schaffen, warmes Essen erhielten wir erst, wenn wir aus der Schule kamen, und das war gewöhnlich erst um 4 oder 5 Uhr nachmittags. Der tägliche Schulgang in Wind und Wetter härtete zwar ab, griff aber oft auch sehr an. Ich hatte zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst, das Wechselfieber (wahrscheinlich Malaria), gewöhnte mich an starke Chinindosen und las während meiner verschiedenen Krankheiten zwei Leihbibliotheken aus. Mit den medizinischen und hygienischen Verhältnissen stand es damals schlimm in Oberschlesien, unser Hausarzt wohnte in Myslowitz, denn nur dort und in Rattowitz fand man Ärzte.

Unser Hausarzt v. Sz. war Werkarzt auf der Wil-

helminenhütte und auf einigen anderen Hüttenwerken. Ein Arzt konnte damals in Oberschlesien nur ein genügendes Auskommen finden, wenn er gleichzeitig Gewerkschaftsarzt war, von der Privatpraxis konnte er kaum leben. Die Arbeiter brauchten ihn nicht, sie wurden im Knapp-schaftslazarett umsonst verpflegt, die Bauern nahmen keine Arznei und starben „ohne ärztliche Hilfe“, so blieben nur die Beamten übrig, zu denen die Bürgerschaft in den Städten trat.

Die Kurpfuscherei blühte infolgedessen. Auch in den Familienhäusern der Morgenrothgrube, in denen wir wohnten, gab es einen „Schäfer“, der einen außerordentlichen Ruf genoß. Dieser bescheidene Mann hieß Flöter und arbeitete als Zimmerhauer. Er war ein durchaus anständiger Mann von verhältnismäßig guter Bildung. Er war auch Mitglied der Schützengilde von Myslowitz. Sonntags aber sah man vor dem Hause, in dem er wohnte, manchmal zehn, zwölf Bauernwagen mit Kranken und Gesunden, die gekommen waren, um den Rat des berühmten „Schäfers“ in Anspruch zu nehmen. Die Schwerkranken besichtigte Flöter in den Wagen und traf dann seine Verordnungen, die leichter Erkrankten empfing er in seiner primitiven Wohnung und verschrieb hier Medikamente. Niemand hinderte ihn an dieser Tätigkeit. Ich selbst bin einmal von ihm behandelt worden. Ich erwachte, als ich, schon als Gymnasiast, in den Ferien zu Hause war, eines Morgens mit geschwellenem Fußknöchel, an dem ich unerträgliche Schmerzen hatte. Da ich sehr jammerte, wurde Flöter geholt, der den Fuß betrachtete und schließlich erklärte, es handle sich um ein „Überbein“. Er verordnete Jodpinselungen, die aber

den Schmerz noch vermehrten. Am Nachmittag als Dr. v. Sz. aus Myslowitz kam, konstatierte er, daß ich den Gelenkrheumatismus hatte, den ich durch Jahre nicht losgeworden bin.

Flöter ist ein paar Jahre später durch „matte Wetter“ verunglückt. Er war zur Nachtschicht mit einigen anderen Zimmerhäuern auf Elfriedengrube eingefahren, um die Strecke auszubauen, als sie durch matte Wetter zu eiligem Rückzuge gezwungen wurden. Flöter kam aber nur bis zur ersten Bühne im Schacht. Hier sank er zusammen und erstickte. Mit ihm verloren damals noch drei andere Zimmerer ihr Leben in der Sticlufst. Man hatte geglaubt, daß Flöter durch seine Kuren viel Geld eingenommen haben würde, er hinterließ aber nichts, hat also höchstwahrscheinlich von seinen Patienten nur sehr wenig genommen und nur um seinen Mitmenschen zu helfen, seine Praxis als „Schäfer“ ausgeübt.

Das Wort „Hygiene“ kannte man damals noch nicht; ebensowenig war der Begriff „Gesundheitspflege“ irgendwie bekannt. Man vertraute auf Gott und die eigne gute Gesundheit. Diese war damals allerdings wirklich noch ein kostbarer Schatz, der indes sehr wenig geachtet wurde. In einem kleinen Anbau in dem Beamtenhause, in dem wir auf Morgenrothgrube wohnten, hatte auch eine Bergmannsfamilie ihre Wohnung. Die Frau dieses Bergmanns, die schon zwei Kinder hatte, eine Frau am Ende der Zwanziger, wurde vormittags gegen elf Uhr von einem Knaben entbunden, und zwar ohne alle Hilfe eines Arztes oder einer Hebamme. Es war im Winter und es lag tiefer Schnee. Nachmittags um drei Uhr, also vier Stunden nach der Geburt des Kindes, trug die

Frau barfuß im Schnee herumlaufend, wieder die erste „Fahrt“ Wasser, also die Klobe auf der Schulter und zwei schwere mit Wasser gefüllte Rannen. Ich erinnere mich noch des Aufschreiens meiner Mutter, als sie die Frau mit der Fahrt Wasser herankommen sah. Geschadet aber hat der Frau diese Leistung nicht im mindesten. Es waren eben Menschen „vom eisernen Kerne der Vorzeit“. Der Schmiedemeister in Wilhelminenhütte, der alte H., ein weißköpfiger, untersehter, kräftiger Mann, der für jeden Maler die Idealgestalt eines alten, würdigen Schmiedes gewesen wäre, heiratete mit 72 Jahren noch einmal ein älteres Mädchen und — jedes Jahr kam ein Kind, wohl fünf, sechs Jahre hindurch.

Nervosität kannten natürlich derartige Leute nicht, und ihrem Körper konnten sie die höchsten Leistungen zumuten. Der alte Spruch „Alkohol konserviert“ schien sich auch hier zu bestätigen. Schon die kleinen Kinder erhielten Schnaps, was ihnen freilich nicht gut bekam. Die polnische Oberschlesierin war so wenig entwickelt, daß sie selten für ihr Kind genügend eigene Nahrung hatte. Der Säugling bekam einen Lutschbeutel, das heißt ein Stückchen Leinwand, in welchem Brei von Semmel mit Milch sich befand. Diesen zusammengebundenen kartoffelgroßen Lutschbeutel steckte die Mutter erst in ihren Mund, um ihn anzufeuchten, und dann in den Mund des Kindes. Schrie das Kind aber, dann gab man ihm wohl eine gekochte zerdrückte Kartoffel mit ein paar Tropfen Schnaps in den Lutschbeutel, und nach wenigen Minuten hatte das Kind seinen ersten Rausch und schlief totenfest. Manchmal rutschte einer solchen unglücklichen Kreatur auch der Lutschbeutel in den Hals und sie



Verlag Schwann, Düsseldorf

Gelände zwischen Laura-, Fanny- und Georg-Grube, früher Manstein'sche Grubenfelder

erstickte. Das tat aber nicht viel; es waren ja genug Kinder da.

Die Säuglingssterblichkeit war eine ungeheure; sie betrug zu Zeiten 55 Prozent aller neugeborenen Kinder. Es war das Verdienst des Kosdžiner Arztes Dr. Schlockow, zuerst durch seine statistischen Veröffentlichungen auf diese ungeheure Kindersterblichkeit in Oberschlesien hingewiesen zu haben. Diese Veröffentlichungen wurden auch Veranlassung, daß die Behörden sich ein wenig um die Kalamität zu kümmern begannen.

In den Arbeiterkolonien sah es ebenso wie in den Dörfern betreffs der Hygiene traurig genug aus. Dicht an der Straße befanden sich die Kloakengruben. Regnete es viel, dann liefen diese Gruben über und überschwemmten Weg und Steg. Man hielt in den Wohnstuben Schweine, Ziegen, Hühner, Gänse, Enten; man hielt solche Tiere auch in den Kellern. An die Häuser flichte man primitive Holzstallungen (selbstverständlich aus gestohlenem Grubenholz) an und hielt hier die Tiere, denen man höchst selten den Stall reinigte. Niemand dachte daran, daß die Brunnen nicht verseucht werden durften, weshalb auch der Unterleibstypus zeitweilig epidemisch auftrat. Aber die damalige Bevölkerung der südöstlichsten Ecke Schlesiens glaubte ein wenig an das Rismet der Türken. In Gefahr waren sie ja immer; die Bergleute unter Tage bei ihren Arbeiten, und die Hüttenleute besonders in den Zinkhütten holten sich entweder durch den furchtbaren Zug, der dort herrschte, einen tödlichen Rheumatismus, oder sie gingen allmählich durch das Einatmen der Gase zugrunde. In den Totenschein schrieb dann der Arzt das stereotype „Chronische Metallvergiftung“.

Plötzlich eintretende Unglücks- und Todesfälle machten wenig oder gar keinen Eindruck. Man betrachtete ein solches Unglück einfach als Bestimmung, die getragen werden mußte. Dabei waren die Leute keineswegs ohne Empfindung; im Gegenteil, es war ihnen keine edle menschliche Regung fremd. Aber es dauerte lange, ehe solch edles Empfinden durchbrach. Noch immer zitterte in der Volksseele die schreckliche Zeit der Leibeigenschaft nach, die ja erst im Jahre 1808 aufgehoben worden war; jene furchtbare Sklaverei, die am allerschlimmsten in den slavischen Ländern von den Gutsbesitzern ausgeübt worden war. Der Robotbauer samt seiner Familie galt beim Gutsherrn nicht einmal soviel wie das Vieh; denn die Anschaffung des letzteren kostete Geld. Dafür aber war der Bauer mit seiner Familie aber ebenso rechtlos wie das Vieh, und der Gutsherr Herr über Leben und Tod, und wenn der Gutsherr sich zu Verbrechen hinreißen ließ, so kam er nur vor den Richter, den er selbst besoldete, vor den Patrimonialrichter. (Siehe Gerichte, Polizei und öffentliche Sicherheit.) Solche Sklaverei, die Jahrhunderte gedauert hat, läßt Eindrücke in der Volksseele zurück, die so leicht nicht zu verwischen sind. Der einzige Trost, den in dieser Sklaverei durch Jahrhunderte der arme Slave gehabt hatte, war die Religion und der Rausch.

Da wir hier die sanitären Verhältnisse erwähnen, müssen wir wohl auch der „Bäder“ gedenken. Die heutige Generation kennt wohl nur das Bad *Soczalskowitz*, welches 1862 entstand und sich rasch entwickelte. Oberschlesien hat aber in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verschiedene Badeorte gehabt, von

denen man wohl heute nichts mehr weiß. Der mehrfach zitierte Justizkommissar Weidmann schreibt:

„An Bädern zählt Oberschlesien fünf, die noch in den Windeln der Kindheit liegen.

Das Hauptbad ist Charkow bei Pleß, ganz von Holz gebaut mit Eisenteilen, welches sonderbar genug auch eine Periode des Flores hatte, indem es unter der Regierung des verstorbenen Fürsten Ferdinand (Halbschwager des königlichen Hauses Preußen) in einer Saison gegen 300 Kurgäste zählte, in neuerer Zeit in eine Kaltwasseranstalt erfolglos umgewandelt wurde, jetzt aber zu Eisenbädern wiederhergestellt worden ist, ohne jedoch besucht zu werden, obschon ein pensionierter fürstlicher Koch die Restauration besorgt.

Ein mehr besuchtes Eisen- und Schwefelbad ist Koko-
schük im Kreise Rybnik, mit dem damit verbundenen Nachbarbade Sophienthal, Eigentum eines jüdischen Rentiers, welches nicht ohne Erfolg von solchen Kranken gebraucht wird, deren Verhältnisse eine weite Entfernung nicht gestatten.

Die Bäder bei Falkenberg und Runzendorf bei Neustadt äußern keine besonderen Heilkräfte, könnten aber dem Geschäftsmanne, der sich aus dem Alktenstaube herauschütteln wird, einen ruhigen ungestörten Aufenthalt gewähren.

In keinem dieser oberschlesischen Bäder herrscht Luxus, und jeder Badegast würde als Verschwender erscheinen, welcher mehr auszugeben vermag, als ihm die gewöhnlichste Häuslichkeit kostet, ja man lebt daselbst billiger, als in den Städten. Ausflüge sind undenkbar, denn es gibt in ihnen kein Mietfuhrwerk und auch in der

Nähe keinen Platz, der die Badegäste zu solchen Vergnügungen auffordern könnte.

Einen Badearzt sucht man in ihnen vergebens, und diesen Mangel ersetzt die Diät.

Die sogenannten höheren Stände mit Einschluß der Subalternbeamten und Kaufleute, sogar jetzt die jüdischen, reisen mit ihren Familien in den Sommermonaten in die Bäder, um sich daselbst, wie sie sagen, zu erholen, eigentlich aber, um der nun einmal eingerissenen Badewut und der Ostentation eine Libation zu bringen.

Die reichen, oder verschwendenden Gutsbesitzer ziehen, wie die Störche im September, nach Süden, andere und vorzüglich der hohe Adel präsentieren sich in Landeck und Warmbrunn, die höheren Beamten vergnügen sich in Salzbrunn; nur diejenigen, welchen es an eignen oder erborgten Fonds fehlt, gehen nach Ustrow, Rosenau, Rokoschütz, Sophienthal, Charkow, Gruben oder nach Melsch und Karlsbrunn (Hin und Wieder), 2 kleine Bäder im Österreichischen.

In Ustrow und Rosenau trifft man aber auch wirkliche Kranke, welche die Molkentur brauchen, und das Schwefelwasser in Rokoschütz und Sophienthal soll die Gicht kurieren.

Es muß erwärmt werden, und soll bei frequentem Besuche ein anderes Teichwasser als Surrogat dieselben Dienste leisten.

In den meisten der kleinen Bäder lebt man wohlfeiler, in der Regel schlechter, als zu Hause, aber man erwirbt sich doch den vornehmen Ruf, auch eine Badereise gemacht zu haben.

Die gescheuteren Leute in Oberschlesien, welche sich

in 11 Monaten des Jahres einige Taler erübrigt und ihre vier Pfähle und spießbürgerlichen Umgebungen satt haben, ziehen es vor, statt in einem langweiligen Bade die Zeit totzuschlagen, das jetzt nahgerückte Wien, Salzburg, Ischl usw. zu besuchen und bis München zu reisen.

Die meisten dieser Badetouristen und -innen kommen von der Reise mit leerem Beutel und leerer Aussicht, mit verfehlten Hoffnungen zurück, und befinden sich mit Ausschluß der Badegäste in Kokoschütz und Sophienthal bald darauf in einem erbärmlichen Seelenzustande, denn wo und wenn sie sich zu Hause umsehen, ist es ruhig oder verwohnt, das Gegenteil des Badeluxus; die alten Sorgen und Kümmernisse kehren wieder, die Arbeit muß wieder beginnen, und statt angenehmer Erinnerungen drängen sich Vergleichen der Zustände (oft nur scheinbar besserer) der Reichen und Großen vor die Seele, und verkümmern das bißchen Lebenslust“.

Die Bevölkerung gliederte sich Anfang der sechsziger Jahre in Arbeiter, und zu ihnen rechnete man die wenigen Bauern, welche meist durch Fuhren für die Industrie, durch die Vekturanz ihren Hauptverdienst hatten. Sonst zogen sie von ihren Feldern noch Einnahmen dadurch, daß durch den Bergbau ihre Äcker zu Brüche gingen und ihnen abgekauft werden mußten oder daß durch die Nähe der Zinkhütten, deren Rauch alle Vegetation erstickte, die Äcker wertvoll wurden, weil jährlich die Gewerkschaften Schadenersatz für das zurückgebliebene Wachstum auf den Feldern leisten mußten.

Nach den Arbeitern und Vekturanten kamen die Handwerker, meist beide Sprachen, die polnische und die

deutsche, sprechend, aber durch eine tiefe gesellschaftliche Kluft von den Beamten getrennt. Mit den Beamten im gleichen Range standen die Kaufleute, die fast ausnahmslos jüdischer Religion waren, alle offenen Geschäfte, alle Gasthäuser wurden von jüdischen Geschäftsleuten gehalten. Die Protestanten lebten in der Diaspora. Nur in Rattowik war eine Kirche, in Myslowik gab es nur eine Betstube für die Protestanten. Die deutsch sprechenden Beamten und Kaufleute hielten gut zusammen, und es herrschte der tiefste religiöse Friede zwischen Katholiken, Protestanten und Juden.

Über den religiösen Frieden schreibt Landrat Solger folgende bemerkenswerte Worte:

„Daß die Zahl der evangelischen Einwohner mitten unter uns vielen Katholiken eine sehr geringe ist, hat einen günstigen Einfluß auf die evangelischen kirchlichen Verhältnisse, denn es verursacht ein festeres Zusammenschließen der Glaubensgenossen aneinander. Die Gründung der neuen evangelischen Gemeinde zu Rattowik, die Errichtung, Erweiterung und Verbesserung der evangelischen Schulen im Kreise haben viel Opferwilligkeit erfordert, welche mit freudiger Überzeugung bewährt worden ist. Überhaupt läßt sich bei den höher gebildeten Mitgliedern beider christlicher Religionsparteien häufig ein schöner Sinn für gegenseitige Förderung der kirchlichen und Schulinteressen wahrnehmen, welcher auf wahrer, von christlicher Liebe durchdrungener Religiosität beruht. Viele wohlhabende Evangelische haben freiwillig bedeutende Summen zum Bau katholischer Kirchen beigesteuert, z. B. zum Bau der katholischen Pfarrkirche in Beuthen, während der Bau einer evangelischen Kirche

zu Rattowik mit Hilfe lebhafter Beteiligung vieler Katholiken zur Ausführung gebracht wurde. Auch der jetzt aufgenommene Plan, in Rattowik eine katholische Kirche zu bauen, findet von evangelischer Seite eine freudige Unterstützung. Daß zu so liebevollem Entgegenkommen das persönliche Verhältnis der beiderseitigen Geistlichkeit zueinander viel beitragen muß, liegt auf der Hand und zeigt sich namentlich zu Rattowik“.

Solger hebt mit Recht das wirklich ideale Verhältnis zwischen den Geistlichen aller Konfessionen in Rattowik hervor. Es bot für den friedliebenden Menschen einen erhebenden Anblick, jeden Sonnabend in Wieners Hotel in Rattowik den protestantischen Pastor, den katholischen Kaplan und den jüdischen Rabbiner beim Skatspiel zu finden und zu hören, in welcher lebenswürdiger Weise die drei Geistlichen, die sich immer freundlich „Herr Amtsbruder“ nannten, miteinander verkehrten. Aber auch an anderen Orten fand man dieses gute Einvernehmen, und ich erinnere mich, daß bei dem Begräbnis des Bürgermeisters Rother in Myslowik ebenfalls die Geistlichen der drei Konfessionen in vollem Ornat vor dem Sarge gingen. In der katholischen Kirche hielt der katholische Stadtpfarrer eine Ansprache, auf dem Kirchhof sprach der protestantische Pastor erst polnisch, dann der Rabbiner deutsch am Grabe.

Der tiefe religiöse Friede dokumentierte sich auch dadurch, daß die ausnahmslos lebenswürdigen, katholischen Geistlichen in der Mehrzahl auch Familienverkehr in protestantischen und jüdischen Familien hatten.

Die polnisch sprechende Bevölkerung hielt sich nicht für Polen, sondern für Preußen, auch wenn sie von der

deutschen Sprache nur wenig verstand. Die Bezeichnung „Pollak“ galt als Beleidigung, und besonders der polnische Oberschlesier, der als Soldat gedient hatte (Oberschlesien stellte ein starkes Kontingent zur Garde nach Berlin und Potsdam) antwortete mit Tätlichkeiten, wenn man ihn für einen Polen erklärte. Er war ein „Prussak“ und zwar mit Leib und Seele, selbst wenn sich seine ganze Erinnerung an die Sprache der militärischen Zeit auf die Worte beschränkte: „Potsdam laufen — ganzer Geld verkaufen“.

Die Mittagspause in der Schule in Myslowitz benützten wir häufig zu Entdeckungsfahrten. Bald ging es auf den Kirchturm, um uns die Glocken anzusehen, wobei es mir einmal geschah, daß ich mich mit dem Herunterkommen vom Turme verspätete und zwischen den Glocken auf einem Balken sitzen mußte, während die Glocken läuteten. Dieses furchtbare Dröhnen und Tönen der Glocke, in deren unmittelbarer Nähe ich saß, betäubte mich derartig, daß ich heute noch nicht weiß, wie ich vom Turme glücklich wieder heruntergekommen bin.

Natürlich lockte die Grenze stets sehr an. Die Przemsa bildete die Grenze zwischen Deutschland, Österreich und Rußland. Vom Innern der Stadt Myslowitz führte eine kurze Straße hinunter zu der außerordentlich langen Brücke über die Przemsa, welche nach dem polnischen Orte Modrzejow hinüberführt. Diese Brücke war (wie heute noch) 270 m lang und ganz aus Holz gebaut. Nur die ersten Joche waren preußisch, die Brückenjoche, die im Flusse selbst standen, neutral, die übrigen russisch. Über die Brücke ging ununterbrochen der Verkehr von und nach

Polen hinüber. Mitten auf der Brücke stand am Geländer die Statue des heiligen Nepomuk, der ja in Schlesien und Böhmen der offizielle Brückenheilige ist. Es war gestattet, bis an den Schlagbaum am russischen Ende der Brücke zu gehen; nur wer diesen Schlagbaum passierte, mußte einen Paß oder Halbpaß haben. Wir Jungen standen stundenlang an diesem Schlagbaum, suchten mit den russischen Soldaten eine Unterhaltung anzuknüpfen und betrachteten das Leben und Treiben drüben in Modrzejow, einem damals elenden Nester, das fast ausnahmslos von polnischen Juden bewohnt war.

Aber auch auf der Przemsza gab es interessanten Verkehr. Dicht neben der Brücke lagen die großen Rähne, „Galeeren“ genannt, welche auf der Przemsza hinunter bis in die Weichsel gingen.

Wir dehnten unsere Mittagsausflüge bis nach Slupna aus, bis zu der Stelle, die jetzt den Namen „Dreikaiser-ecke“ führt, damals aber gar keinen Namen hatte, wenn sie auch schon ein merkwürdiger Punkt war. Die Hochebene, an welcher Myslowitz liegt, hat am Bahnhof ein Ende. Von da aus fällt steil die Ebene ab und es kommt ein Tal, das von einem sehr hohen Eisenbahndamme durchseht wird. Zur Linken dieses Eisenbahndammes befand sich ein Weg, der durch ein Birkenwäldchen nach dem Orte Slupna führte. Ging man durch den Ort durch, so kam man zu der Eisenbahnbrücke, die über die Przemsza führte. Der erste Pfeiler war preussisch und der Damm hier noch fast ebenso hoch, wie am Ausgange des Bahnhofs Myslowitz. Von da oben aus sah man die Schwarze Przemsza weit nach rechts und links fließen. Sie bildete in ihrem oberen Teile (links von der Brücke)

die Grenze zwischen Rußland und Preußen. Kurz vor der Brücke links (wenn man Myslowitz im Rücken hatte) mündete rechtwinklig ein anderer Arm der Przemsa, die sogenannte Weiße Przemsa, und diese bildete die Grenze zwischen Rußland und Österreich). Etwas weiter nach Österreich hinein machte die Weiße Przemsa einen Bogen, und die Eisenbahn überquerte sie auf einer Brücke mit gemauerten Pfeilern, aber hölzernem Oberbau. Rechts von der großen Eisenbahnbrücke floß die Schwarze Przemsa weiter als Grenzfluß zwischen Österreich und Preußen. Auf einem verhältnismäßig kleinen Raume sah man die drei Grenzpfähle von Österreich, Rußland und Preußen zusammenstehen. Man befand sich an der Grenze von drei großen Reichen, und wenn man Bekannte hierherführte, wies man noch nach oben und sagte: „Da oben sehen Sie ein viertes Reich, das Himmelreich“. Am Ende der ersten österreichischen Eisenbahnbrücke stand ein Finanzwächter auf Posten. Drüben auf der russischen Seite patrouillierten zu Fuß und zu Pferde die schäbigen Kerle von der russischen Grenzwatche, die damals noch nicht unter dem russischen Kriegsminister, sondern unter dem Finanzminister stand. Dicht in der Nähe der Eisenbahnbrücke lag ein langgestrecktes Gebäude mit Strohdach und einer säulengetragenen Vorhalle vor der Haustür. Es war das alte Schloß der Fürsten Sulkowski, dem wir noch an anderer Stelle begegnen werden und in dem sich grauenvolle Szenen abgespielt haben. Zu meiner Zeit war dieses alte Schloß ein vielbesuchtes Gasthaus, das von den Eltern meines Freundes und Landsmanns, des bekannten frühverstorbenen Dichters Hugo Regel, hier gehalten wurde.

Als die russische Revolution kam, war es natürlich mit diesen Ausflügen vorbei. Besonders nach Rußland trauten wir uns nicht mehr hinüber. Früher im Sommer hatten wir uns manchmal ausgezogen, waren durch die Premsa gewatet und hatten in den benachbarten russisch-polnischen Laubwäldern Galläpfel, Hirschkäfer und ähnliche, für einen Schuljungen hochinteressante Objekte gesucht, immer voll Angst, in unserem gänzlich unbekleideten Zustand von einer russischen Grenzwächterpatrouille abgefangen zu werden.

Im Sommer 1863 kam auch ein Photograph nach Myslowitz. Die Lichtbildnerei war damals neu, fand aber vielen Anklang. Es hatten sich indes in den kleineren Orten noch keine Photographen festhaft gemacht. Unternehmende Künstler zogen von Ort zu Ort, blieben hier acht, dort vierzehn Tage und luden durch Plakate und Zettel, die verteilt wurden, die Bewohnerschaft ein, sich photographieren zu lassen. Auch ich wurde vor einen Photographen geschleppt, der im Garten bei Sobek sein Atelier aufgeschlagen hatte. Es dauerte sehr, sehr lange, bis die Vorbereitungen zum Photographieren getroffen waren. Dann wurde eine Kollodiumphotographie aufgenommen, natürlich auf Glas. An anderer Stelle erwähnte ich bereits, daß diese Photographien wenig haltbar waren und besonders dann rasch verschwanden, wenn man sie dem Lichte aussetzte.



Siebentes Kapitel.

Auf Straßen und Märkten.

Charakteristisch für Zeit und Verhältnisse ist in einer Gegend immer der Verkehr auf den öffentlichen Landstraßen und auf den Märkten. Selbst am Anfange der sechziger Jahre spielte natürlich auf allen Wegen, sowohl auf den wenigen Chaussees wie auf den oft sehr sandigen Landwegen die Vekturanz eine große Rolle. Die Anfuhr von und zu den Berg- und Hüttenwerken gab hunderten von Leuten Beschäftigung. Wer sich ein Pferd und einen Wagen anschaffen konnte, begann zu vekturieren, und seine Ersparnisse verwendete er natürlich wieder dazu, um seinen Bestand an Pferden und Wagen zu vermehren. Die kleinen, ponnyartigen Pferde waren außerordentlich genügsam, sie sahen Hafer fast nie und wurden mit Kleie und Häcksel oder, wie man in Schlesien sagte, „Siede“, gefüttert. Aber sie waren ausdauernd, und wenn sie alt und abgetrieben waren, kaufte sie auf dem Pferdemarkt noch der Schinder für den zivilen Preis

von 1.50 Mark. 3 Mark gab es nur für das abgetriebene Pferd, wenn die Sielen an den Weichen des Tieres das Fell nicht so gescheuert hatten, daß die Haare heruntergingen. Das gab beim Gerben der Pferdehaut zwei Löcher, und deshalb wurde für das ganze Pferd nur 1.50 Mark bezahlt.

Gegen Ende der sechziger Jahre spielten aber die Vekturanz- U n t e r n e h m e r bereits eine Rolle. Es waren das Fuhrherren, welche im festen Kontrakte für eine Gewerkschaft die gesamte Vekturanz übernahmen und nun mit Hunderten von Pferden und zahlreichen Wagen die Anfuhr besorgten. Einzelne Gewerkschaften, die sich selbst Pferde angeschafft hatten und vekturierten, gaben dieses System auf und übertrugen die An- und Abfuhr an Unternehmer, die meistens gute Geschäfte machen.

Der Verkehr der Leute, die sich auf der Landstraße trafen, war patriarchalisch-gemütlich. Man grüßte sich stets auch mit Unbekannten, und auf den Ruf „Pochwalony Jezus Chrystus!“ das heißt „Gelobt sei Jezus Chrystus!“ erfolgte die Antwort: „Na wjeki, Amen!“ „In Ewigkeit, Amen!“ Wurde man von Leuten eingeholt oder holte man Männer und Frauen, die nach derselben Richtung gingen, ein, so wünschten die Leute stets sich auf ein Gespräch einzulassen, nicht nur, um den Weg zu verkürzen, sondern auch, um allerlei Neues zu erfahren. Es war so leicht, in die Volksseele einen Einblick zu bekommen, und man muß sagen, das damalige polnische Volk Oberschlesiens war ein harmlos-liebenswürdiges Volk, fromm-gläubig, aber auch abergläubisch, demütig und ergeben, denn immer noch wirkten die

Jahre der Leibeigenschaft und der Robot nach; und nur der Alkohol machte aus diesen harmlosen Leuten zeitweise Berserker. Autoritätsglauben und Respekt vor allen möglichen und unmöglichen Vorgesetzten und Behörden steckte ihnen tief im Blute. So war das Volk auch leicht zu polizieren, und der reitende Gendarm, der natürlich eine überall bekannte und, wie ich mich erinnere, stets beliebte Persönlichkeit war, reichte mit seinem Arm weit. Er war in Myslowitz stationiert und hatte den ganzen Bezirk rechts und links von der Chaussee bis Rattowitz zu versehen. An Lohntagen schien er allgegenwärtig zu sein; dann ritt er nachmittags von Ort zu Ort, um nach dem Rechten zu sehen, in den Kneipen Ruhe zu stiften und Leute, die sich prügeln, auseinander zu bringen. Unsere preußische Gendarmerie ist stets eine Elitetruppe gewesen, deren Vertreter mit ebensoviel Geschick wie Energie die Staatsautorität in ihren Bezirken aufrecht zu erhalten wußten. Der reitende Gendarm von damals hatte nur seinen Säbel, denn die beiden Pistolen, die ihm offiziell zur Verfügung standen, wurden nur gefährlich, wenn man sie einem an den Kopf warf. Sie pflegten nämlich nur in seltenen Fällen loszugehen, und dann trafen sie nicht, selbst nicht auf nahe Entfernungen. Es gehörte also der reitende Gendarm zu den ständigen Figuren der Landstraße, ebenso wie die Patrouillen der Grenzaufseher zu Fuß und zu Pferde. Wir werden von diesen Beamten später noch beim Grenzverkehr zu sprechen Gelegenheit haben.

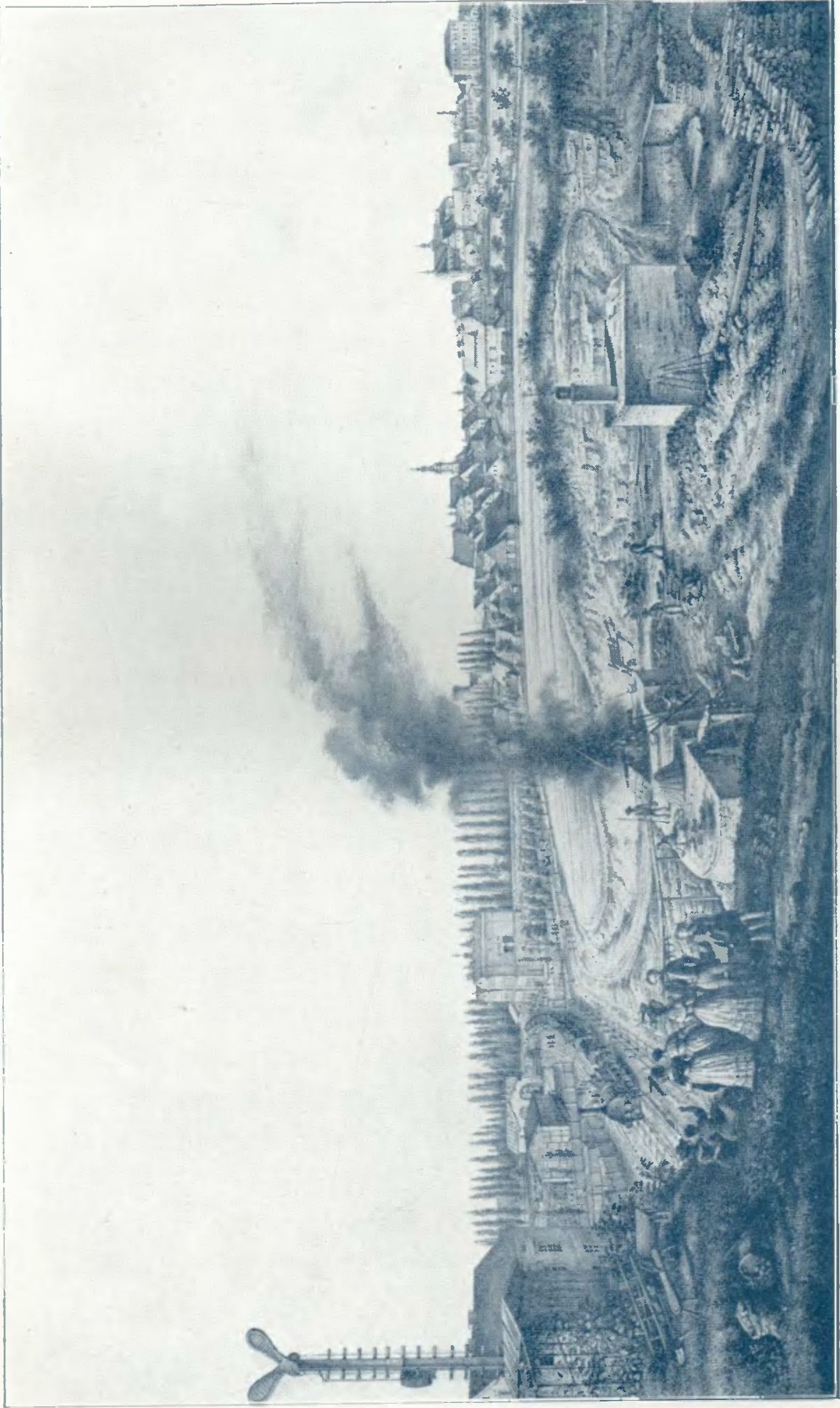
Das Patriarchalische zeigte sich auch in dem Verhalten gegen die Arbeiter, besonders Feldarbeiter, die man in der Nähe des Weges, den man passierte, arbeiten

sah. Wer bei den Arbeitern vorüberging, unterließ nicht, ihnen ein frommes „Boże pomogaj“! (Gott helfe Euch!) zuzurufen, und der älteste Arbeiter oder die älteste Arbeiterin antwortete dann im Namen aller: „Daj panje boże“! (Das gebe der Herrgott!)

Sin und wieder begegnete man wohl auch einem Hochzeitszug, und dann sah man ein echt slavisches Bild vor sich, genau von der Art, wie es Wjerusz Kowalski und andere polnische Maler so häufig auf der Leinwand festgehalten haben. Die kleinen Pferde vor den langgestreckten Wagen, mit Korbgeflecht und Strohsitzen, in rasendem Laufe, fortwährend mit der Peitsche angetrieben, auf den Wagen in bunten Volkstrachten Männlein und Weiblein, die Brautführer mit vielen bunten Bändern an den Hüten oder an der Brust, die Kränzeljungfern ebenfalls bedeckt mit bunten Bändern und Kronen oder Sträußchen aus Rauschgold. Braut und Bräutigam in ähnlichem Puz, dazu die Hochzeitsgäste, gellend schreiend, Pistolen fortwährend in die Luft abschießend und alle zusammen, mit Ausnahme der Pferde, selbstverständlich betrunken. Trotz des saufenden Galopps führte man auf dem ersten Wagen eine Musikkapelle mit, die eine wahre Kunstfertigkeit darin besaß, ungeachtet der Stöße, die der Wagen fortwährend austeilte, eine zusammenhängende Melodie zu blasen. Der Arbeiter, der Häusler, zog zu Fuß zur Kirche, natürlich auch voran eine Musikkapelle, und wenn sie nur aus einem Violinspieler, einem Klarinettenisten oder einem Trompeter bestand; ein Brummbaß aber fehlte gewöhnlich auch nicht. Ein solcher Hochzeitszug zu Fuß sah recht ehrbar aus. Die Braut war verpflichtet, auf

dem ganzen Wege zur Kirche zu weinen. Am lautesten kreischten bei einem solchen Hochzeitszuge zu Fuß die angeknepften Weiber, die manchmal schon auf dem Wege zur Kirche bedenklich wackelten und ihr „J-hu-hu!!“ gellend hervorschnatterten. Nach der Kirche ging es, ganz gleich, ob es ein Hochzeitszug zu Fuß oder zu Wagen war, erst zu einem festen Trunk in die Kneipe und dann nach Hause zum Essen. Kleinere Hochzeiten wurden in Tanzlokalen gefeiert, und es hatte sich der Brauch ausgebildet, daß der Inhaber des Tanzlokals nicht nur sein Lokal frei hergab, sondern auch dem jungen Ehepaar freie Beche gewährte. Dafür bezahlten alle anderen Hochzeitsgäste nicht bloß Speisen und Getränke, die sie verzehrten, sondern auch noch eine Gebühr für das Tanzen. Zum Abendbrot zog die Gesellschaft aus dem Tanzlokal jedoch meistens wieder nach dem Hause des jungen Ehemanns oder seiner Frau und dann wieder zur Kneipe zurück. Nach dem Abendbrot wurden die Geschenke überreicht, die meist in barem Gelde bestanden, das in Papier gewickelt der Braut in die Hand gedrückt wurde. Sonst schenkte man auch noch Viktualien und Hausgeräte. Arbeitergruppen, an denen Hochzeitszüge vorbeikamen, hielten die Büge auf, indem sie eine Schnur quer über die Straße spannten. Der erste Brautführer, der stets als eine Art Hochzeitsbitter fungierte, löste dann die Sperre, indem er die Sperrenden aus seiner gewichtigen Schnapsflasche trinken ließ.

Mitunter begegnete man aber auch recht traurigen Bügen auf der Landstraße. Es kamen Leichenzüge, und auf dem Lande gab es keine Leichenwagen. Auf einem einfachen Bretterwagen, wie er sonst zur Vekturanz ver-



Oppeln im Jahre 1851

wendet wurde, stand der einfache Sarg, sehr oft mit flachem Deckel, ein sogenannter Nasenquetscher, nicht einmal schwarz oder gelb gestrichen, sondern nur aus gehobelten Brettern zusammengeschlagen. Für die Juden gab es einen Friedhof in Myslowitz, nach dem von weit her die Leichenzüge gingen. Auf den schwarzverhangenen einfachen Leichenwagen folgten dann die Gefährte. Kam der Zug durch einen Ort, so schlossen die jüdischen Gastwirte und Ladeninhaber ihre Geschäfte und begleiteten die Leiche bis zum Ausgang des Ortes. Dann kamen sie zurück, verrichteten die ihnen vorgeschriebenen rituellen Waschungen und machten ihre Läden wieder auf.

Kam ein Wagen langsam gefahren, dessen Inhalt mit Pferdedecken wohl verwahrt war, dann wußte man: es wurde ein Schwerverletzter von einem Bergwerk nach dem nächsten Knappschaftslazarett gefahren, und man hörte wohl unter den Decken hervor das Wimmern und Jammern des oft entsetzlich Zugerichteten.

Ein anderes Gefährt wieder meldete sich durch das Klingeln einer kleinen Glocke an, die der Ministrant, der neben dem Rutscher saß, schwang. Auf dem Rücksitz des Wagens saß dann der Geistliche und neben ihm auch bei Tage der Kirchendiener mit einer brennenden Laterne. Der Geistliche fuhr zu einem Kranken, um ihm die letzte Wegzehrung zu geben. Der Katholik, der dem Wagen begegnete, kniete an der Straße nieder, ohne Rücksicht auf Staub und Schmutz.

Eine wenig angenehme Begegnung gab es eventuell mit Zigeunern, die sehr häufig in Industriebezirken zu finden waren. Es waren dies teils deutsche Zigeuner, teils ungarische und polnische, die trotz aller Aufsicht über

die Grenzen wechselten. Die Ankunft von Zigeunern erregte in allen Ortschaften eine Art Panik. Alle Gehöfte und Haustüren wurden verschlossen, denn man fürchtete die Diebesgeschicklichkeit der Zigeuner. Trotzdem fielen ihnen Hühner, Gänse, Katzen und Hunde zum Opfer, wenn sie sie erwischen konnten. Die Weiber jammerten und bettelten vor den verschlossenen Türen, bis man ihnen endlich etwas gab, denn die Angst, daß einem die Zigeuner etwas „anheren“ könnten, war doch zu groß. Am meisten bettelten sie um Speck, der ihnen ebenso wie Geld gespendet wurde, damit sie einem keine Zauberei antaten. Dem Gendarmen wichen sie weit aus, denn er brachte sie, wenn ihre Papiere nicht in Ordnung waren, ohne weiteres auf den Schub an die Grenze. Der törichte Glaube, daß die Zigeuner Kinder stehlen, war auch damals weit verbreitet, und wenn einmal eines der nackten Bälger, die auf den Wagen mitfuhren, eine etwas hellere Hautfarbe hatte, konnte es leicht geschehen, daß das Gerücht entstand, es sei ein gestohlenes Kind, und daß dann die Zigeuner in die Gefahr kamen, von der Bewohnerschaft gelyncht zu werden. Von Gewalttaten der Zigeuner, von denen man heute so häufig auch in Deutschland liest, ist mir nichts Erinnerung geblieben.

Auch der Lumpensammler war eine ständige Erscheinung auf der Straße. Wenige von ihnen hatten Pferd und Wagen; die meisten hatten eine Radwer, auf dieser einen oder zwei Säcke, in welche sie die Lumpen sortierten, und ein kleines Holzkästchen, welches die Schätze enthielt, die man für die Lumpen bekam: bleierne Ringe mit Glas-„Steinen“, Nähnadeln, Stecknadeln,

Zwirn und für die Jungens Bilderbogen mit Soldatenfiguren, von denen der Lumpensammler mit feierlicher Miene einen oder zwei Soldaten mit seiner Scheere abtrennte. Diese Lumpensammler bliesen auf einer kurzen Holzpfeife stets dieselbe einfache Melodie, um ihre Anwesenheit im Orte kund zu geben. Sie fuhren auch immer dieselbe Tour, so daß sie schließlich überall bekannt waren und ihre feste Kundschaft hatten.

Zu den Straßentypen gehörte auch noch der Scherenschleifer und der Drehorgelspieler, der mit seiner schweren Drehorgel von Ort zu Ort zog. Es waren fast ausnahmslos Italiener, niemals Deutsche, die mit der Drehorgel herumgingen, und für die weit vom Verkehr abgelegenen Orte war die Ankunft eines solchen Drehorgelspielers ein wahres Fest. Stundenlang konnte er vor den Häusern seine Melodien ableiern, denn die Gaben flossen für damalige Verhältnisse reichlich. Hatte man doch wieder einmal den Genuß von Musik. Führte der Drehorgelspieler noch einen kleinen Affen mit sich, so war dies ein Jubelfest für die Kinder, die solch ein drolliges, absonderliches Wesen noch nicht gesehen hatten.

Auch recht merkwürdige Dinge sah man manchmal auf der Landstraße. So hatte z. B. die Morgenrothgrube, auf der wir wohnten, bei Hoppe in Berlin einen kolossalen Dampfkessel bestellt. Dieser Kessel kam bis Myslowitz per Bahn und wurde dann auf einen besonders konstruierten schweren Wagen gesetzt. Es war im Winter; sechzehn Paar Pferde wurden vor den Wagen gespannt, und doch brauchte man zum Transport dieses Dampfkessels vom Güterbahnhof Myslowitz bis zur Morgenrothgrube drei volle Wochen. Infolge von Schnee,

Glatteis, infolge Umkippen des Wagens, von Hineingeraten in den Straßengraben kam man mitunter tagelang nicht von der Stelle. Maschinenfabriken selbst gab es ja damals in Oberschlesien nicht, und erst in den siebziger Jahren, wenn ich nicht irre, wurde die erste Kesselschmiede in Laurahütte errichtet. Kleinere Maschinenreparaturen führte wohl die Gleiwitzer Hütte aus, besonders wenn es sich um den Ersatz von Gußstücken handelte, und die sonstigen Reparaturen an Maschinen machte der Gruben- oder Hüttenschmiedemeister mit seinen Leuten. Hoppe in Berlin war der offizielle Maschinenlieferant der ober-schlesischen Bergwerke.

Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre gab es in der Nähe von Rattowitz eine Sehenswürdigkeit auf der Straße. Einer der Gebrüder Ollendorf, der in Zawodzie eine Stiefeleisenfabrik hatte, fuhr von und zur Fabrik und nach der Stadt auf einem selbstkonstruierten Zweirad, natürlich ohne Gummireifen, und man betrachtete den Mann, der auf diesen zwei Rädern fuhr, ohne sich mit den Händen festzuhalten, als einen wahren Zauberer.

In den Breslauer Zeitungen oder in den wenigen ober-schlesischen Organen, deren ältestes der Oberschlesische Anzeiger in Ratibor war, erschienen in jener Zeit der schlechten Wege im Inseratenteil manchmal Abdrücke von Klischees, einen Bauern darstellend, der mit dem Wagen auf dem Wege versunken ist und verzweifelt die Pferde antreibt. Darunter standen dann die stereotypen Worte: „Hilfe, Herr Landrat!“ und es folgt die nähere Bezeichnung der besonders schadhafte Stellen des Weges.

Wohl traf man auf der Landstraße auch einen Bärenführer, der fast immer ein Goralle war und mit seinem Tanzbären, (es waren oft riesenhafte Exemplare von hellen Karpathenbären) von Ort zu Ort zog.

Ein sehr lebhaftes und buntes Bild boten die Wochenmärkte, die damals nur in den Städten, meist zweimal wöchentlich abgehalten wurden. Bunt war das Bild, das sie boten, besonders durch die Trachten der Marktbefucher.

Die bäuerliche Bevölkerung hatte ihre oft sehr kleidsame Nationaltracht. Die Männer trugen hohe Stiefel, dunkelfarbige Beinkleider und einen Schoßrock, oder eine Art Kasten mit Taille, der fast bis an die Knöchel reichte; dazu einen spitzen, schmalkrempigen schwarzen Filzhut oder einen breitrempigen schwarzen Filzhut mit niedriger Krone. Die Farbe der langen Röcke war verschieden: grau, weiß und blau. Bei den hellfarbenen Röcken unterschied man die Gemeinden an der Passepoilierung und Verschnürung der Ärmel, der Knopfreihen und der Taschenpatten. Je nachdem diese blau, rot, gelb oder andersfarbig war, wußte man, zu welcher Gemeinde der Bauer gehörte. Renner behaupteten, diese Nationaltracht sei ein Mittelding zwischen der polnischen und der ungarischen.

Am stattlichsten sahen wohl die reichen Roßberger Bauern in ihrer Tracht aus. Sie bestand aus weiten blauen Hosen, einer blauen, am Halse weit ausgeschnittenen Weste, aus der das weiße grobe Hemd herausah. Dazu kam ein ganz kurzer blauer Rock mit blanken Knöpfen. Die Knopflöcher waren ebenfalls bunt ausgenäht und mit kleinen Troddeln und Schnüren besetzt. Um den Hals trug der Roßberger Bauer ein buntes Tuch,

und den Kopf bedeckte ein breittkempiger, runder schwarzer Filzhut mit breitem schwarzem Bande. Außerdem ging aber um das Hutband herum eine gedrehte, fast fingerstarke gelbe Schnur, deren Enden an der linken Seite des Hutes herunterhingen. Diese Schnur war häufig aus gelber Seide; bei ganz reichen Bauern bestand sie aus Goldgespinnst. Im Winter trug man allgemein die schwarze Pelzmütze aus Lammfell oder einer fellähnlichen Stoffimitation, die sogenannte Barankenmütze. In strengem Winter trug der Bauer einen Pelz aus Schaffellen. Solange dieser Pelz neu war, sah die weiße Lederseite des Pelzes recht stattlich und wirksam aus; war aber ein solcher Pelz „eingewohnt“, war das Leder, das an der Außenseite lag, schmutzig und fettig geworden, dann verbreitete der Pelz, besonders wenn er naß geworden war und dann allmählich durch das Verdunsten des Wassers trocknete, einen abscheulichen Geruch, und es war kein Vergnügen, zum Beispiel in der Kirche, neben einem solchen duftenden Schafpelze zu stehen oder zu sitzen. Man sagte den Bauern nach, sie trügen den Pelz auch im Sommer. Dann drehten sie ihn um, so daß die haarige Seite nach außen kam, weil sie angeblich behaupteten, was im Winter wärme, das kühle auch im Sommer, und die Wolle des Schaffells halte die Hitze ab.

Die weibliche Tracht war ziemlich uniform. Sie bestand am Sonntag aus einem dunkelfarbigen Rock, der am unteren Ende einen oder mehrere helle Streifen hatte. Im Sommer trugen die Frauen Rattunröcke. An den Hüften standen die steif gestärkten Röcke weit ab. Eine kolossale Schürze, „Fortuch“ (von dem deutschen

„Fürtuch“) bedeckte nicht nur den vorderen Teil des Rockes fast bis zum Saum, sondern auch noch die Seitenteile. Eine enganliegende dunkle Jacke umspannte den Oberkörper, bei dem der Mangel an Fülle stets auffiel. Um den Kopf trugen Frauen und Mädchen bunte, nach bestimmter Vorschrift geknotete Tücher. Nur bei den alten Bauernfamilien fand man als Kopfbedeckung auch der Frauen einen niedrigen breitrempigen Filzhut, meist von grauer Farbe. Schnüre von Korallen und Bernsteinperlen schmückten den Hals. Bei den weiblichen Mitgliedern alter Bauernfamilien sah man solche Halsketten auch aus Schaumünzen zusammengesetzt. An Wochentagen trugen die Frauen ein großes Umschlagetuch über den Kopf gelegt. Die Enden waren über der Brust gekreuzt und hinten auf dem Rücken zusammengebunden, eine Tracht, welche die Frauenfigur sehr entstellte.

Die Grubenarbeiter trugen die Bergmannsuniform. Sie wurden von seiten der Gewerkschaften angehalten, sich diese Uniform anzuschaffen, und das wurde ihnen dadurch erleichtert, daß der Schneider auf Rechnung der Gewerkschaft die volle Uniform: Hose, Puffjacke, Schachthut und Paradeleder lieferte und dem Bergarbeiter dann vom Lohn in kleinen monatlichen Raten die Bezahlung abgezogen wurde. Sonntags trug der Bergarbeiter gern die Uniformhose, die Puffjacke, das Paradeleder und eine Uniformmütze mit rotem Passepoil und schwarzen Sammetrand, mit der preußischen Kokarde und darüber das Bergmannszeichen (Schlägel und Eisen). Die Hüttenleute besaßen keine eigene Tracht; die Männer wenigstens begnügten sich mit verhältnismäßig wenig Kleidung:

sie trugen eine Hose und darüber das Hemd. An Wochentagen war es blau, an Sonntagen weiß. Im Sommer wurden leinene Hosen getragen und dazu die Holzschuhe (Holzpantinen).

Der Bergmann sah auch mit einiger Verachtung auf den Hüttenarbeiter herunter und unterlegte dem Klingen der Grubenglocken Deutsch und Polnisch denselben Text, lautend: „Die Bergleut' sind Gauner, die Hüttenleut' Räuber“.

Eine noch auffallendere Nationaltracht zeigten die österreichischen Bauern, die aus Galizien, meist als Händler mit Kartoffeln und Kraut über die Grenze kamen. Sie trugen fast ausnahmslos weiße lange Friesröcke, ebenfalls mit bunten Troddeln und Passepoilierung. Die Röcke waren aber nicht durch Knöpfe, sondern durch Rordeln verschlossen. Dazu wurde ein schmalfrempiger, sehr spitz zugehender schwarzer Filzhut getragen.

Sehr primitiv war die Kleidung der Kinder. Im Sommer waren sie meist nur mit einem Hemd bekleidet, was sich schon deshalb empfahl, weil sie sich bei dem Buddeln und Graben in Sand und Erde in Chauffee-gräben und auf Feldern gewöhnlich in einen furchtbaren Schmutzustand versetzten. Ganz kleine Kinder sah man auch vollkommen nackt herumlaufen, besonders die Kinder der Zinkhüttenleute.

Sehr eigenartig war die Tracht der Schönwalder Bauern, die man in Gleiwitz bei jedem Wochenmarke sah. Mitten im polnischen Gebiet liegt heute noch das stattliche Dorf Schönwald, welches damals ungefähr 2500 Einwohner zählte. Die Zisterziensermönche aus Rauden

hatten schon im Jahre 1223 deutsche Bauern aus der Gegend von Meissen, in Oberschlesien bei Schönwald angesiedelt, und diese Leute hatten ihr Deutschtum rein erhalten. Die Häuser, in denen sie wohnten, zeigten die deutsche Bauart, die Einrichtung des Gehöftes war deutsch und auch die Tracht erinnerte an das alte deutsche Kostüm. Die Männer trugen kurze Jacken, sehr breite lederne Gurte und den charakteristischen blauen Mantel, der auch im Sommer gewöhnlich nicht abgelegt wurde. Die Frauen trugen die Kopftücher, welche auch bei den slavischen Frauen üblich waren, aber die Schönwalder Kopftücher waren weiß, und das Uniforme an den Frauen waren rote Strümpfe. Die Jacken, welche die Frauen über den weitabstehenden Röcken trugen, waren blau oder braun. Die Schönwalder haben auch stets nach deutscher Art ihre Felder bestellt und dadurch seit Jahrhunderten bedeutend größere Erträge erzielt als ihre slavischen Nachbarn. Sie haben stets nur untereinander geheiratet und sich dadurch das Deutschtum erhalten, leider aber auch den unbeabsichtigten Erfolg erzielt, daß es in Schönwald einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz von taubstummen Kindern gab, natürlich nur infolge der Verwandtschaftsheiraten.

Boten die Wochenmärkte schon ein charakteristisches Bild, so war dies noch viel mehr bei den Jahrmärkten der Fall, welche bei dem Mangel an Verkehrsmitteln eine ganz andere Bedeutung hatten, als heutzutage. Ein Jahrmarkt in Myslowitz war ein Ereignis für die meilenweite Umgegend, auch in Russisch- und Österreichischpolen jenseits der Grenze. Gewöhnlich war am Tage vor dem eigentlichen Jahrmarkt, dem so-

genannten Krammarkt auch Viehmarkt, der mit den kleinen Pferden, mit Rindvieh und Schweinen außerordentlich stark beschickt wurde. Am Nachmittage des Viehmarktes aber begann die Auffahrt der Händler, die von außerhalb zum Krammarkt kamen. Man macht sich heute keinen Begriff davon, welche Strapazen in damaliger Zeit die Handelsleute auf sich nehmen mußten. Zwei, drei Schumacher in Tost, Peiskretscham, Leschnitz taten sich zusammen, mieteten einen zweispännigen Wagen und beluden ihn mit ihren riesenhaften Holzkoffern, deren jeder 200 bis 300 Paar fertiger Stiefel barg. Dann wurden über den Wagen bogenförmig Reifen gespannt und darüber ein Wagenplan, eine sogenannte Plaue, gezogen. Mit diesen Wagen gingen die Händler manchmal auf vierzehn Tage von Hause fort. Sie zogen von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, verkauften tagsüber, schlieften nachts unter der Plaue auf ihrem Wagenkasten, wenn sie nicht nachts schon wieder weiter fuhren, um am nächsten Tage auf einem anderen Jahrmarkte zu erscheinen. Diese Art und Weise des Handels stellte gewaltige Anforderungen an die Gesundheit der Leute, und besonders hart waren die Strapazen, die sie in strengem Winter auszuhalten hatten, wenn sie sich auch in ihren großen Schafspelzen nach Möglichkeit zu erwärmen suchten.

Und doch war diese Art des Handelsbetriebs und des Marktbesuches schon wieder ein Fortschritt. In früheren Zeiten nahm in den oberschlesischen Landstädtchen, in denen häufig hunderte von Schuhmachern wohnten, der Meister seine 12 bis 20 Paar Stiefel, die er auf Vorrat gearbeitet hatte, zog sie mit den sogenannten Strippen

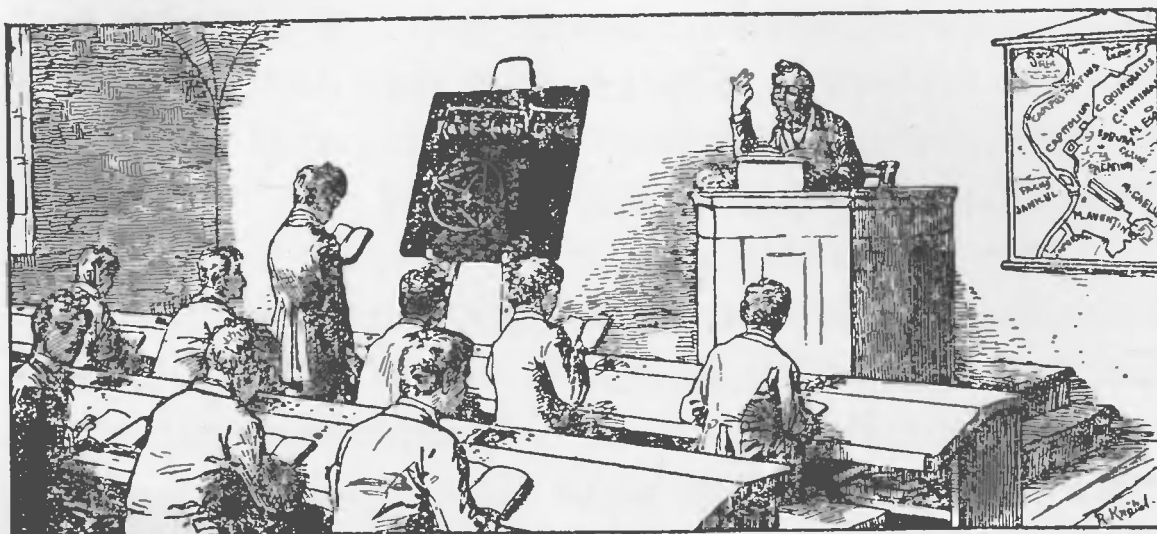
auf eine lange Stange, nahm diese Stange auf die Schulter und lief damit zu Fuß oft meilenweit nach dem Orte, wo Jahrmarkt gehalten wurde.

Alle Handelsleute fuhren mit ihren Wagen am Markte zu einer ganzen Wagenburg auf bestimmten Plätzen schon am Nachmittag vor dem Krammarkt auf. Wir hörten auf der Chaussee von Rattowik nach Myslowik die ganze Nacht hindurch das Rollen der Wagen, die zum Markte kamen. Am Abend und in der Nacht wurden die Buden aufgeschlagen, und die Handelsleute wurden auf bestimmten Plätzen und in einzelnen Straßen je nach ihren Branchen vereinigt. Auf dem Platz an der Post standen in Myslowik nur Schuhmacher; in der einen Straße standen nur Töpfer oder Böttcher, in der anderen Pfefferküchler, die aus einem Umkreise bis zu zehn Meilen mit ihren Wagen herbeikamen. Wieder in einer anderen Straße fand man die Leinwand- und Schnittwarenhändler, und besonders im Herbst, wenn sich die Landbewohner für die rauhe Jahreszeit einrichteten, wurden große Umsätze auf diesen Märkten erzielt. Gassenweise sah man die Händler mit Lebensmitteln, zu Dutzenden standen die Wurstbuden, deren Besitzer auf dem Rost Blutwürste und Leberwürste brieten. Der charakteristische Duft dieser Würste war auf jedem Jahrmarkt zu finden. Im Herbst standen da in langen Reihen die Verkäufer von sauren Gurken, welche jedem Käufer einer Gurke auch noch einen Topf Gurkenwasser, das als Durstlöcher sehr beliebt war, zur Verfügung stellten.

Dadurch, daß die Leute aus der Umgegend mit ihren Fuhrwerken zur Stadt kamen, entstanden auf anderen

Plätzen neue Wagenburgen, und es war unendlich schwer, wenn man mit einem Privatfuhrwerk in eine solche Wagenburg hineingeraten war, Wagen und Pferd vor dem Abend wieder herauszubekommen. In allen Restaurants und Kneipen herrschte reges Leben, Tanzmusik ertönte, auf den freien Plätzen dröhnten die großen Drehorgeln der Panoramen und Karussells. Böhmisches Musikbanden, meist in Bergmannstracht, spielten auf den Straßen; betrunkenen Männer und Weiber zogen johlend und schreiend durch die sich drängende Menge, in welcher sämtliche Trachten der polnischen Bevölkerung, von Preußen, Russisch- und Österreichisch-Polen vertreten waren. Die polnischen Juden in ihren langen Raftans mit den langen Stirnlocken, den Pajes, zur Rechten und Linken des Gesichts, die schmuckten österreichischen Soldaten und Offiziere, die sehr schäbig aussehenden Mannschaften und Offiziere von der russischen Grenzwache, Mannschaften von der österreichischen Finanzwache, von der preussischen Steuerpartie, katholische Geistliche in ihrer eigenartigen Kleidung, hin und wieder auch Mönche sowie eine vereinzelte Nonne, sie alle trugen dazu bei, das Bild so bunt und lebhaft wie nur möglich zu gestalten.

Mit dem Einbruch der Dunkelheit hörte das Geschäft natürlich überall auf; die Haupthandelszeit war der Nachmittag. Die ganze Nacht hindurch aber vernahm man in den Ortschaften in der Nähe der Stadt das Rollen der Wagen, mit denen die Händler sowie die Landbewohner, letztere jauchzend und singend, vom Markte zurückkehrten.



Achtes Kapitel.

Gleiwitz.

Ende September 1863 wurde ein zweispänniger Wagen, zwischen dessen Halbkörben Strohsitze eingerichtet und mit Decken überlegt waren, mit Betten und einem schwarzen Holzkoffer beladen. Mein Vater und ich bestiegen dieses Gefährt an einem frühen Sonntagsmorgen, und fort ging es aus dem Vaterhaus auf das Gymnasium in Gleiwitz. Die großen Ferien waren zu Ende und Anfang Oktober begann wieder der Unterricht. Durch große Anstrengungen war ich in der Myslowitzer Rektorklasse soweit gebracht worden, daß ich das Examen für die Quarta bestehen sollte. Ich war zwölf Jahre alt, als ich das Elternhaus verließ, in das ich nur noch auf kürzere Zeit zurückkehren sollte.

Der ungefähr vier Meilen lange Weg bis Gleiwitz wurde bis gegen Mittag zurückgelegt, dann wurde ich in der Pension, die bereits für mich vorbereitet war, bei einem Stadtlehrer, dessen Eltern mit meinen Eltern be-

kannt gewesen waren, untergebracht. Der Stadtlehrer P. hatte selbst einen Sohn, welcher eben nach der Quarta gekommen war, und außer mir wohnten noch vier andere Gymnasiasten in der Pension.

Ohne Empfehlungen ging es damals nirgends ab. Mein Vater kannte den Gymnasiallehrer Dr. S., der als Student in Breslau im Hause meiner Eltern viel verkehrt hatte. Diesem wurde ich vorgestellt und empfohlen. Am Abend fuhr mein Vater wieder davon, und ich war nun mir selbst überlassen. Am Montag begann die Prüfung, ich bestand sie leider für die Quarta, wobei wohl mehr das Wohlwollen des prüfenden Dr. S. als meine Kenntnisse ausschlaggebend waren. „Leider“ bestand ich die Prüfung, denn ich besaß Lücken, besonders im Latein, die ich während meiner ganzen Gymnasiastenaufbahn nicht wieder losgeworden bin.

Ich kam nach Quarta II zu Professor Steinmeh. Es war in Gleiwitz üblich, jeden Lehrer, selbst wenn es der jüngste Collaborator war, der erst sein Probejahr abhielt, mit „Herr Professor“ anzureden. Direktor des Gymnasiums war Nieberding, der Vater des späteren Staatssekretärs des Reichsjustizamts. Der Direktor war eine hagere Hünengestalt, ein Westfale, kernig-derb und wenn es sein mußte, selbst in der Prima massiv grob. Zwei sehr alte Lehrer waren vorhanden: die Professoren Liedtke und Heimbrod. Der erste hatte während der Befreiungskriege für das Vaterland gefochten, und wir Gymnasiasten erzählten uns in aller Heimlichkeit, daß er auch an der Sandschen Verschwörung beteiligt gewesen wäre; er sei aber begnadigt und müsse nun zeitlebens eine rote Schnur um den Hals tragen, und in der

Neujahrsnacht käme der Henker, um nachzusehen, ob er die rote Schnur auch noch umhabe. Dieser Glaube an begnadigte Leute, die eine schwarze oder rote Schnur tragen, spukt auch heute noch, besonders in den Militärkreisen.

Die anderen Lehrer: Schneider, Polke, Steinmeh, Hansel, Benedix, Völkel, Sockel, Dr. Smolka und Hawlitschka waren ausnahmslos sehr ernste Männer, wie das dem ganzen Wesen dieses Gymnasiums entsprach. Es herrschte hier noch ein stark scholastischer Geist, und nicht umsonst schien das Gymnasium in dem alten Kloster der Franziskanerreformaten untergebracht zu sein. Die Franziskaner sind Bettelmönche, und die Reformaten waren Mönche, welche ihr Gelübde weniger streng hielten, als die Observanten. Sechs Jahre lang hatte die Stadt Gleiwitz petitioniert, bis ihr das alte Kloster mitsamt der Kirche als Gymnasium überwiesen wurde.

1816 am 29. April war das Gymnasium errichtet worden, das erste innerhalb des Industriebezirks. Die Zahl der Schüler war infolgedessen auch sehr groß und überstieg bei meinem Eintritt 600.

Das Gymnasium lag am Ausgang der Stadt auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuße die Chaussee nach West vorüberführt. Auf der anderen Seite der Chaussee lag ein großer alter Friedhof mit schönen Denkmälern und herrlichem Baumschlag. Die Anhöhe, auf der das alte Kloster stand, lief spitz nach der Straße zu aus, und eine zweite Straße führte an der anderen Seite des mit einer hohen Mauer umgebenen Klosters vorüber durch niedrige Vorstadthäuser ebenfalls zum Ausgange der Stadt. An der Spitze des Dreiecks befand sich das Ein-

gangstor. Hatte man dieses durchschritten, so kam man über einen mit Linden bestandenen, mit gepflasterten Wegen versehenen Platz, erst an der Gymnasialkirche vorüber, welche die Schmalseite eines langgestreckten Gebäudevierecks bildete. An einer der Langseiten dieses Vierecks war der Eingang zum Kloster. Man kam in einen niedrigen Gang mit gewaltigen Kreuzgewölben an der Decke, der um einen rechtwinkeligen Garten inmitten der ganzen Anlage sich herumzog. Von diesem Gange führten Türen in die einzelnen Klassenräume, die ebenfalls niedrig waren und Kreuzgewölbe als Decken besaßen. An der anderen Schmalseite befand sich das Konferenzzimmer im Erdgeschoß, eine Treppe führte zur Wohnung des Direktors hinauf. An der gegenüberliegenden Schmalseite neben dem Eingang zur Kirche führte eine finstere steile Treppe zur Bibliothek und nach den naturwissenschaftlichen Sammlungen empor. Betrat man neben der Treppe, die zu der Wohnung des Direktors emporführte, den Klosterhof, so sah man vor sich ein modern gebautes großes Gebäude, welches die Aula und eine größere Anzahl von Klassenzimmern, sowie die Wohnung des Pedells enthielt. An der Chaussee nach Ujest stand ein mehrstöckiges Lehrerwohnhaus und neben demselben befand sich ein großer baumbewachsener Platz mit der Turnhalle.

Das Gymnasium war gewissermaßen der Rechtsnachfolger der alten Lateinschule der Benediktiner im Kloster Rauden, und ein pedantisch-mönchischer Geist herrschte unzweifelhaft noch in dem Gymnasium, als es selbst schon fünfzig Jahre bestand. Es wurde sehr eifrig von Lehrern und Schülern gearbeitet. Eine außer-



Gleiwitz, Mitte des 19. Jahrhunderts
aufgenommen in der Nähe des Bahnhofes

ordentlich strenge Schuldisziplin wurde innegehalten, die, wie die Folgen zeigten, vielleicht ein wenig zu streng war. Aber an den Schülern bewährte sich das, was Direktor Nieberding in seiner Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Gymnasiums von den Einwohnern Oberschlesiens sagte, nämlich „daß sie von Natur nicht ohne Begabung und besonders mit der den Slaven eigenen Lebhaftigkeit, Anstelligkeit und praktischen Geschicklichkeit ausgestattet seien.“

Weit im Vordergrund des Interesses für Lehrer und Schüler stand der Religionsunterricht, dann kamen Latein und Griechisch. Dazu trat für Schüler der oberen Klassen, welche Theologen werden wollten, das Hebräisch; es folgte Mathematik, Geschichte, Geographie, dann Deutsch, Französisch und Naturwissenschaften. Lektüre hatte nur in den Mittelklassen Bedeutung, in den Oberklassen war das Ideal alles Strebens der lateinische Aufsatz. Von den Schülern, welche das Gymnasium in 50 Jahren absolvierten, wurden 40 Prozent (vierzig) katholische Theologen. Von den 46 Abiturienten, die während meiner Zeit von dem Gymnasium abgingen, wurden 17 katholische Theologen, 11 Mediziner, 7 Juristen, 3 Philologen und nur 8 wandten sich praktischen Fächern zu. Unter diesen wurde vor allem das Postfach bevorzugt, dann folgte das Baufach und das Steuerfach. Zur Technik und Industrie ging nur selten ein Abiturient über, dann eher noch zum Militär, und doch war dieses Gymnasium die einzige höhere Lehranstalt für den gesamten Industriebezirk. Das Schulgeld betrug im Gymnasium 10 Taler jährlich. An den alten Scholastizismus erinnerte auch das eigentümliche Verhältnis

zwischen den Schülern der verschiedenen Klassen. Ein Primaner stand bei den Schülern der Unter- und Mittelklassen in derselben Achtung wie ein Lehrer. Die Primaner waren beim Kirchgang Aufseher in den Unter- und Mittelklassen, waren Zugführer beim Turnen und genossen eine Achtung, die besonders bei den jüngsten Schülern mit Bewunderung gemischt war. Die Unterklassen grüßten jeden Primaner und waren stolz, wenn der Gruß erwidert wurde. Die Mittelklassen grüßten die Oberklassen zuerst und verlangten von den Unterklassen ebenfalls besondere Honorierung und Anerkennung. Es war ganz selbstverständlich, daß in den Pensionen, wo die Schüler verschiedener Klassen zusammenwohnten, die Jüngsten als „Füchse“ behandelt wurden und allerlei Dienste, manchmal recht unangenehme, den älteren Mitschülern zu leisten hatten, dafür halfen ihnen allerdings die älteren Schüler bei ihren Arbeiten.

Es waren überhaupt sehr viele ältere Schüler vorhanden. Wer nicht versetzt wurde, blieb immer gleich ein ganzes Jahr sitzen, und wenn er ein paarmal in den Klassen nicht weiter kam, sammelte er Gymnasial-Dienstjahre, freilich unfreiwillig. Die Kinder von außerhalb kamen auch nicht in sehr jungen Jahren auf die Schule. Das Durchschnittsalter der Abiturienten war 22 bis 23 Jahre, ein Abiturient von 17 bis 18 Jahren war eine Sehenswürdigkeit.

Eine große Rolle spielten in den Mittelklassen besonders die Repetenten, d. h. diejenigen, welche nach Ablauf eines Jahres nicht versetzt wurden und die Klasse noch ein Jahr besuchen mußten. Sie maßten sich in

rücksichtslosester Weise die Herrschaft in der Klasse an, tyrannisierten die neu in die Klasse gekommenen, verlangten Respekt und Achtung und setzten es eventuell mit Prügeln durch, daß die jüngeren Mitschüler sich auch für sie mit vorbereiten mußten, d. h. ihnen ihre Vokabeln bei Übersetzungen zur Verfügung stellten und mehr Vokabeln aufschreiben mußten als sie für sich brauchten. Ich selbst saß in der Obertertia neben einem solchen Repetenten namens R., der noch einen jüngeren Bruder in Untertertia hatte. Diese beiden R. waren wilde, ungeberdige Kerle, so ungebändigt, wie die Ukrainer Kosakenpferde. Jeder von ihnen trug mindestens ein geladenes Doppelterzerol stets in der Hosentasche mit sich herum, und der jüngere spielte eines Tages während des Unterrichtes, mit den Hähnen seines Doppelterzerols in der Tasche. Die Hähne glitten ihm aus den Fingern, die Schußwaffe ging los und beide Schüsse verletzten R. schwer am rechten Oberschenkel. Zum Glück war die Schlagader nicht getroffen.

Das Spielen mit Terzerolen — erbärmlichem, billigem Zeug, von denen der ganze Lauf abflog, wenn man sie etwas scharf lud — mit Pulver und Blei war allgemein beliebt. Mit Pulver wurden auf freiem Felde Sprüh-
teufel und kleines Feuerwerk gemacht und außerhalb der Stadt an den freien Nachmittagen mit der Schießerei viel Unfug verübt. Das nächsthöhere Vergnügen des Gymnasiasten war das Angeln in der Klodnik, obgleich von seiten der Schule auch gegen dieses Angeln sehr ge-
eifert wurde. Immerhin war es gestattet; sonst war alles verboten. Der pedantisch-mönchische Geist äußerte sich in diesen Verboten. Wir durften nicht einmal

eine Konditorei besuchen und mußten uns „hintenrum“ in ein besonderes Zimmer der Konditorei von Schütze am Ring stehlen, um dort eine der damals neuen „Napoleons-Schnitten“ und ein Glas Wasser zu uns zu nehmen.

Der ungeheuerere Einfluß des Religionslehrers S., der jedenfalls unserem alten braven Direktor Nieberding sehr unangenehm war, erstreckte sich selbst bis die in Pensionen und Quartiere. Die Pensionshalter hatten zu gewärtigen, daß sie seitens der Schule boykottiert wurden, wenn man auch diesen Ausdruck damals noch nicht kannte, sobald sie die Schüler nicht genügend beaufsichtigten und nicht streng genug zum Kirchenbesuch und zum Beobachten der vorgeschriebenen Fasttage anhielten.

Jeden Vormittag um zehn Uhr hatte das gesamte Gymnasium eine Viertelstunde Pause im Unterricht. Dann strömte im Sommer und Winter alles hinaus auf die Plätze, auch auf die Straßen. Am Eingang zum Gymnasium in der Nähe der Kirche stand außerhalb an der Straßengabelung ein Würstelmann, bei dem man sich für 10 Pfennige ein Paar warme Würstchen erstehen konnte. Natürlich durfte an einem Freitag, wo den Katholiken Enthaltung von Fleischnahrung vorgeschrieben ist, kein katholischer Schüler es wagen, sich ein Paar Würstchen zu kaufen. Als ein Primaner, der kurz vor dem Abiturientenexamen stand, dies dennoch tat, wurde er dem Religionslehrer denunziert, und dieser setzte es durch, daß der Primaner „wegen moralischer Unreife und weil er Ärgernis gegeben hatte“, auf ein ganzes Jahr vom Abiturientenexamen zurückgestellt wurde.

Durch sein Überwachungssystem war der Religions-

Lehrer so verhaßt, daß ihm wiederholt sämtliche Scheiben seiner Wohnung, die sich im Erdgeschoß des Lehrerwohnhauses befand, nächtlicherweile eingeschlagen wurden. Lebhaft steht noch die Szene vor mir, wie eines Sonntags nachmittags der Religionslehrer S. im vollen Ornat mit dem goldgestickten Vespermantel angetan, aus der Sakristei kam, um zum Altar zu schreiten, sich plötzlich nach rechts wendete und einen Obersekundaner, der in der Nähe des Altars in einer Bank saß, mit wütenden Worten aus der Kirche wies, weil der Obersekundaner zu den Schülern gehört hatte, die ihm wieder einmal nachts die Fenster eingeworfen hatten. Am nächsten Tage erging ein strenges Strafgericht: zwei oder drei Schüler der Oberklassen wurden mit allen Unehren fortgejagt, so und so viele erhielten das „Konfiliium“, d. h. sie mußten einen Schein unterschreiben, durch den sie anerkannten, daß ihnen von seiten des Lehrerkollegiums die Mitteilung gemacht worden sei, sie würden bei dem geringsten nächsten Vergehen mit Schimpf und Schande davongejagt werden.

Die Bewachung und Bevormundung erstreckte sich sogar auf die Privatilektüre, die wir betrieben. Das Lesen Schillers war den Unter- und Mittelklassen überhaupt verboten, und Lessing galt für sittengefährlich und antireligiös. Wir hatten wohl eine Schülerbibliothek, für die wir vierteljährlich noch eine besondere Lesegebühr entrichten mußten; wir erhielten aber kaum etwas anderes als die in usum Delphini zurechtgestuften deutschen Übersetzungen des flämischen Schriftstellers Hendrik Conscience. Als ich mir einmal von dem Bibliothekar, dem alten Liedtke, ein Buch des englischen Schrift-

stellers Cooper erbat, bot er mir ein paar Ohrfeigen an und warf mich einfach hinaus.

Nach dem alten scholastischen Grundsatz: „*O μὴ δαρεῖς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*“ zu deutsch: „Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen“, gab es nämlich noch in der Quarta täglich Kopfstücke, Ohrfeigen und als ultima ratio gewaltige Prügel mit einem langen Rohrstock. Auch in der Untertertia fiel noch mancher Jagdhieb, und selbst in der Obertertia und Untersekunda war man eventuell vor einem tätlichen Angriff des Lehrers nicht sicher.

Nur an die „Alten“ wagte sich kein Lehrer heran, denn wir hatten selbst in der Quarta Schüler von achtzehn, neunzehn Jahren, in der Unter- und Obertertia saßen Leute von 20, 21 Jahren. Das alte Schulgesetz schrieb zwar vor: *Discipulis barbam promittere non licet*, d. h.: „der Schüler darf sich keinen Bart wachsen lassen“, aber diese „Alten“ hatten veritable Bärte, und wir waren stolz auf diese Mitschüler, von denen die meisten an Körperkräften der ganzen Klasse überlegen waren. Es waren das entweder Bauerjungen, die ziemlich spät zum Lernen gekommen waren und die der Pfarrer des Ortes unterrichtet hatte, um sie aufs Gymnasium vorzubereiten, weil sie katholische Theologen werden wollten, oder es waren Leute, die schon ein Handwerk erlernt hatten und sich dann doch noch entschlossen zu „studieren“. Manche dieser bärtigen Schüler waren nur Durchschnittschüler, manche aber leisteten infolge ihres Alters ganz Hervorragendes und gehörten zu den „Überspringern“, d. h. sie kamen von der Untertertia gleich nach der Untersekunda, und wenn sie hervor-

ragend tüchtig waren, gleich von der Untersekunda nach der Unterprima, d. h. sie übersprangen die Obertertia und die Obersekunda. Da wir nur jährlich eine Versetzung hatten, kamen diese Überspringer sehr rasch vorwärts. Es kamen unter ihnen wohl auch recht jugendliche Mitschüler vor. Ich habe von keinem dieser Überspringer später etwas Hervorragendes gehört.

Mittwoch und Sonnabend nachmittag war schulfrei, dann zog bei günstiger Jahreszeit alles hinaus auf die Felder, um dort zu lernen. Es war ein höchst eigentümlicher Brauch bei den Schülern, daß sie an den freien Nachmittagen auf Feldrainen und Straßen, die wenig befahren wurden, auf und ab liefen, um laut lesend sich mathematische Formeln, Geschichtsdaten oder die Verse des Horaz, des Homer oder irgendwelche Merksätze einzuprägen.

Trotzdem wir nicht in einem Internat, sondern mitten unter der Bevölkerung wohnten, waren wir doch von unseren Arbeiten so in Anspruch genommen, daß wir von den Vorgängen draußen in der Weltgeschichte gar nichts wußten. So erfuhr ich im April 1864 mit Erstaunen von einem Mitschüler, daß die Preußen die Duppeler Schanzen erstürmt hatten. Mir war das um so verwunderlicher, als ich gar nicht wußte, daß wir einen Krieg mit Dänemark hatten. Ich führe dies ausdrücklich an, um zu beweisen, daß wir wirklich in einer Art mönchisch-scholastischer Abgeschlossenheit lebten. Jeden Morgen um $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr mußten wir in der Klasse sein, dann ging es in geordnetem Zuge nach der Gymnasialkirche, wo ein Gottesdienst stattfand. Von 8 bis 12 oder bis 1 Uhr und nachmittags von 2 bis 4 oder 5 Uhr war Unterricht, und kurz nach 6 Uhr abends sollte sich kein Schüler

mehr auf der Straße blicken lassen, es war seine Pflicht, zu Hause zu bleiben und eifrig zu arbeiten. Diese Strenge führte zu heimlichen Ausschreitungen. Die Schüler der unteren Klassen fügten sich ohne Widerspruch der strengen Schuldisziplin, die Schüler der Mittelklassen schlugen bereits über die Stränge, und die Schüler der oberen Klassen wußten der strengen Disziplin ein Schnippchen zu schlagen. Es gab heimliche, streng verpönte Schülerverbindungen, es wurde von den Oberklassen heimlich viel gekneipt.

Das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern war kein gutes, im pädagogischen Sinne genommen. Die Lehrer hielten zur Aufbesserung ihres Einkommens zahlreiche Pensionäre, welche hohe Pensionen zahlten, dafür aber die fast sichere Aussicht hatten, trotz mangelhafter Leistungen versetzt zu werden. Dieses Protektionswesen war natürlich nicht erfreulich; aber die Lehrer-Pensionäre brachten uns doch den einen Vorteil, daß sie sich mitunter — natürlich nicht auf ehrlichem Wege — in den Besitz der Themata und Aufgaben setzten, die für die Prüfungsarbeiten bestimmt waren.

Das Turnen wurde mit größter Energie betrieben. Es gab in allen Klassen einige ausgezeichnete Turner, die als Vorturner und Zugführer verwandt wurden, denen Professor Polke, selbst ein leidenschaftlicher Turner, noch besonderen Unterricht erteilte. Bei dem alljährlich einmal an einem Nachmittag stattfindenden Turnfeste, bei dem auch viel Publikum aus der Stadt sich einfand, wurden geradezu akrobatische Leistungen am Reck, am Barren und am Pferd gezeigt. Es wurde also neben der Gelehrsamkeit auch die körperliche Ausbildung nicht vernachlässigt.

Jedes Jahr hatte an einem bestimmten Tage das Gymnasium einen Spaziergang. Jede Klasse fuhr für sich mit ihrem Ordinarius nach irgendeiner benachbarten Eisenbahnstation und spielte in den umliegenden Wäldern, nährte sich von der mitgebrachten kalten Küche oder von den Delikatessen der primitiven Gasthöfe, wenn das nötige Geld dazu da war, und abends ging es mit dem Zuge wieder nach der Gymnasialstadt zurück. Die Gymnasiasten trugen sämtlich bunte Mützen, und zwar die Farben nach eigener Wahl. Man wünschte nicht, daß jede Klasse eine besondere Farbe wählte, um ja nicht eine Annäherung an die verpönten Schülerverbindungen zu ermöglichen. Nur die Primaner und zum Teil auch die Obersekundaner emanzipierten sich von der bunten Mütze und trugen den Hut. Von den Mittelklassen ab trug man auch keine Schulmappe mehr, sondern band seine Bücher und Schreibhefte mit einem Riemen zusammen und trug sie unter dem Arm. Es bestanden auch in dieser Beziehung durchaus feste Regeln.

So waren die Verhältnisse in den ersten zwei Jahren meiner Gymnasialzeit. Als ich im Herbst 1865 nach der Obertertia kam, begann eine bessere Zeit. Unser Ordinarius war der Professor Schneider, ein kleiner, sehr energischer Mann, der dadurch von der Schablone abwich, daß er nichts von dem sinnlosen Auswendiglernen hielt, sondern vor allem darauf ausging, die Intelligenz und das selbständige Denken der Schüler zu wecken. Die „Büffler“, die bisher durch das mechanische Auswendiglernen ihre Erfolge erzielt hatten, waren nun übel daran, und es half ihnen auch nichts, wenn sie bei Professor Schneider den polnischen Unterricht mit-

nahmen, den er fakultativ erteilte. Bei diesem Unterricht stellte es sich schon in den ersten Stunden heraus, wie außerordentlich viele Dialekte das Wasserpolsische hatte, das damals in Oberschlesien gesprochen wurde. Wir lasen in der polnischen Stunde das Buch vom Grafen Siegfried und der Heiligen Genoveva, und diese polnische Stunde war, obwohl sie nur fakultativ war, stark besucht, weil Professor Schneider, der das Polnische vollständig beherrschte, unsere Aufmerksamkeit durch manchen guten Scherz, den er polnisch erzählte, wach zu erhalten wußte. Aber erst als die schlimme Zeit kam, der Krieg und die Cholera, lernten wir unseren Ordinarius Professor Schneider als Menschen und Lehrer hochschätzen.

Im Jahre 1866 begannen doch bessere Verhältnisse auch für das Gymnasium in Gleiwitz. Es kam eine Anzahl jüngerer Lehrkräfte, welche einen frischen Zug in den Unterricht brachten, da sie in den verschiedensten Klassen unterrichteten. Es wurden wohl auch andere Gesichtspunkte durch den Einfluß des neuen Provinzialschulrates Dr. Dillenburger, eines sehr berühmten Kommentators des Horaz, für Unterricht und Disziplin an der Schule maßgebend. Auch im nächsten Jahre kamen neue Lehrkräfte selbst für die Oberklassen, und das war entschieden für das ganze Gymnasium von Nutzen. Der alte Heimbrod nahm seinen Abschied, als ich in der Sekunda saß. Er und Liedtke beanspruchten es als Recht, die Untersekundaner, zu denen offiziell „Sie“ gesagt werden sollte, noch zu duzen. Der alte Heimbrod hielt eine rührende Abschiedsrede, als er den letzten Unterricht erteilt hatte. Er selbst war Zeit seines Lebens ein

höchst mäßiger und anspruchsloser Mann gewesen. Aber in unsere Rührung kam doch unwillkürlich etwas Heiterkeit, als der gute Professor uns dringend vor dem Trinken warnte und uns als abschreckendes Beispiel von Trunksucht erzählte: er habe erfahren, daß heimlich in einer Nacht drei Primaner zusammen fünf Glas bayrisches Bier getrunken hätten. Nur mit Mühe vermochten wir unsere Heiterkeit zu unterdrücken, denn fünf Glas Bier nahm bereits jeder von uns auf sich. Dafür waren wir Oberschlesier, dafür gab es in einzelnen Bierstuben heimliche Hinterzimmer, in denen man sich als Mitglied der Mittelklassen stolz wie ein König dünkte, wenn man für 5 Pfennige in aller Heimlichkeit eine „Ruffe“ (Deckelglas) einfachen (obergärigen) Bieres trinken konnte. Wenn man dann als Obertertianer noch das Glück hatte, womöglich mit einem Obersekundaner an einem Tische zu sitzen und von ihm der Ehre der Unterhaltung gewürdigt zu werden, dann ging man mit gehobenen Gefühlen davon.

Ich war schon im Jahre 1865 in eine neue Pension gezogen. Der Schulfreund meines Vaters, der Bürgermeister R. aus N., hatte sich pensionieren lassen und hatte mit seiner Frau, einer für damalige Zeiten hochgebildeten Dame, eine Schülerpension eröffnet, die einen guten Zuspruch hatte. Wir wohnten sieben Gymnasiasten in mehreren Zimmern und lernten hier, dank unserer Pensionsinhaberin, die wir mit vielem Respekt „Tante“ nannten und die bei Tisch und bei den sehr netten Abendzusammenkünften mit großer Geschicklichkeit das Gespräch leitete, das Leben von einer neuen und interessanten Seite kennen. Wir wohnten

in der Nähe des Gymnasiums an der Chaussee dicht neben dem großen Kirchhof, den wir nachts einzeln aufsuchten, um unseren Mut zu beweisen. An der Kirchhofsmauer entlang hinter dem Grundstück zog sich ein gewaltiger freier Platz hin, auf dem wir nachmittags ungehindert Ball spielen konnten. Ein kleiner Bach lief durch ein Erlengebüsch, in dem man sich während der Sommerszeit gerne zum Lesen und Lernen lagerte. In diesem Erlengebüsch habe ich an einem Sonntag Vormittag Coopers „Lederstrumpf“, den mir ein Mitschüler geborgt hatte, zu lesen begonnen und bin durch das Buch dermaßen gefesselt worden, daß ich erst nachmittags gegen fünf Uhr, als ich bis zum Schluß gelangt war, in die raue Wirklichkeit des Gleiwitzer Lebens zurückkehrte. Erst dann merkte ich, welchen Hunger ich hatte, und erfuhr erst, daß man mich vergeblich gerufen hatte. Ich hatte während der spannenden Lektüre nicht einmal dieses Rufen der nach mir Suchenden gehört.

Anfang 1866 habe ich die erste Nähmaschine gesehen. In dem Hause, in dem wir wohnten, hatte auch ein pensionierter Förster sich eingemietet. Sein Sohn war schon längere Zeit in Amerika und hatte von dort seiner Schwester eine Nähmaschine als Geschenk geschickt. An einem Sonntag Nachmittag wurden wir älteren Schüler aufgefordert uns das amerikanische Wunder anzusehen und die liebenswürdige Förstertochter nähte uns auf der Maschine etwas vor. Ich vermute, daß dies die erste Nähmaschine gewesen ist, die nicht nur nach Oberschlesien, sondern auch nach Schlesien gekommen ist. Die weibliche Bewohnerschaft von Gleiwitz, die einigermaßen mit der Besitzerin der Näh-

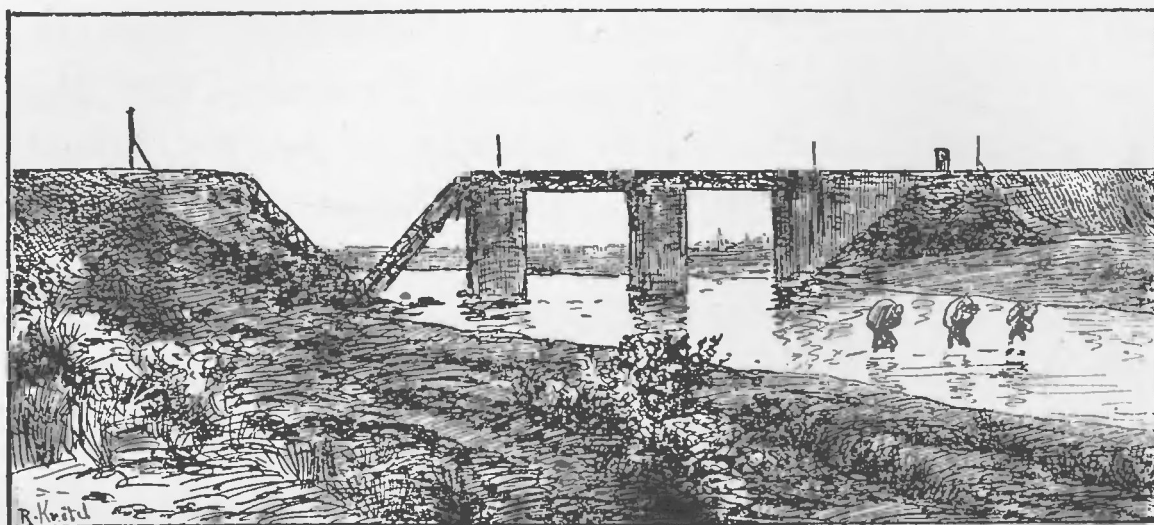
maschine bekannt war, kam, um das Probenähen zu sehen. Viel hielt man ja im allgemeinen nicht von der Maschine. Man betrachtete sie höchstens als Spielerei, denn alles, aber auch alles ohne Ausnahme, was von Amerika kam, war „Humbug“. Diese Überzeugung stand damals in ganz Preußen unerschütterlich fest.

Trotzdem es nur vier Meilen bis zum Elternhause war, ergab dies für damalige Verhältnisse eine außerordentlich „weite“ Entfernung. Nur selten bekam man Besuch von seinen Angehörigen, und dann natürlich nur an einem Sonntag. Nach Hause kam man nur viermal im Jahre zu den Ferien, jedesmal mit einer Bursur in der Tasche, die nicht immer besonders hervorragend war. Am Tage des Schulschlusses stürzten sich nachmittags hunderte von Gymnasiasten auf den Bahnhof, kämpften hier auf Tod und Leben an den Billetschaltern, um sich ein Billet vierter Klasse zu sichern (vierter Klasse zu fahren, war durchaus standesgemäß), um dann in die Personenzüge zu klettern, an welche jedesmal vorsorglich eine ganze Anzahl von Wagen vierter Klasse angehängt war. Auf jeder Station, die man auf der Fahrt passierte, stiegen Mitschüler aus, und bis Myslowitz, wo auch ich meine Fahrt endete, um dann per Wagen oder zu Fuß nach Hause zu eilen, war unser Häuflein schon sehr zusammengeschmolzen.

Die Gymnasiasten, deren Heimatsorte nicht in der Nähe einer Eisenbahnstation lagen, wurden ortschaftsweise durch Wagen abgeholt. Man zahlte in Gleiwitz für volle Pension und Quartier acht bis zehn Taler monatlich. Schüler, die durch Marktgänger eine wöchentliche Verbindung mit der benachbarten Heimat hatten,

waren in Halbpension. Sie erhielten nur früh ein Glas Kaffee, Mittagbrot und nachmittags ein Glas Kaffee. Sie bekamen von Hause Brot, Butter, Käse und Wurst oder Schinken, letzteren auch schon in Brotteig gebacken.

Die Stadt Gleiwitz zählte damals zehn bis zwölf-tausend Einwohner und war wohl die größte Stadt im Industriebezirk, vielmehr am Anfang dieses Bezirkes. Die Stadt hatte Gasbeleuchtung. Die Gassen der inneren Stadt waren eng, winklig und schlecht gepflastert. Die Vorstadt, der Tryneß, trug noch ganz ländlichen Charakter. Der Bahnhof war ziemlich weit von der Stadt errichtet worden. Der Stadtteil zwischen der evangelischen Kirche und dem Bahnhofe war damals erst in der Entwicklung begriffen und an der Straße standen die Häuser nur spärlich. Industrie war wenig vorhanden. Es gab wohl einen besonderen Stadtteil: die königliche Gleiwitzer Hütte, diese aber fabrizierte damals vor allem emaillierte, eiserne Kochtöpfe. In der Nähe des Bahnhofes war eine kleine Glashütte. Von der später entstandenen Industrie: Draht- und Maschinenfabriken, gab es erst Anfänge. Der Schiffsverkehrsverkehr auf dem Kłodnik-Kanal, war, wie ich mich erinnere, sehr gering, die Eisenbahn hatte dem Wasserverkehr großen Abbruch getan. An Sonntagen und Werktagen hatte die Stadt viel Verkehr und der Ring mit dem Rathause bildete natürlich den Mittelpunkt des Lebens und Treibens. Die Garnison bestand aus dem Stab und zwei Schwadronen des 2. Ulanenregiments. Kaserne, Stallungen und Reitplatz lagen außerhalb der Stadt. Ein Teil der Mannschaften lag im Bürgerquartier.



Neuntes Kapitel.

Der Krieg von 1866.

Schon als wir zu Weihnachten 1865 vom Gymnasium zu Ferien nach Hause kamen, erfuhren wir, daß zwischen Österreich und Preußen politische Streitigkeiten wegen Schleswig-Holstein ausgebrochen waren. Aber an einen Krieg glaubte niemand. Noch steckte der Glaube an die „heilige Allianz“ zwischen Preußen, Rußland und Österreich allen im Kopfe. Ein Krieg mit Österreich das schien unmöglich! Über die preußisch-österreichische Grenze herüber waren Hunderte von Familien verschwistert, verschwägert, verwettet; seit Jahrzehnten bestanden freundschaftliche und Geschäftsverbindungen, man hatte im besten Frieden miteinander gelebt, und nun sollte es auf einmal Krieg geben! Das schien so ungeheuerlich, als wenn friedlich in einem Hause zusammenwohnende Nachbarn sich plötzlich auf Tod und Leben gegenüberstehen sollten.

Auf dem Gleiwitzer Gymnasium war eine große An-

zahl von Gymnasiasten aus dem Kreise Pleß. Wir alle, die wir unsere Heimat in der Nähe der Grenze von Pleß bis Myslowitz hatten, waren natürlich an der Kriegsfrage außerordentlich interessiert. Von Pleßer Schulgenossen wußte ich, daß sie Verwandte drüben in Österreich hatten, Vettern, Geschwisterkinder, die in der österreichischen Armee dienten und die nun eventuell ihren Vettern in der preußischen Armee mit den Waffen in der Hand gegenübertreten mußten! Nein, nein! Das war unmöglich.

Im Januar 1866, als wir wieder fleißig in die Klasse gingen, vernahmen wir, daß die Reservisten der Artillerie eingezogen wurden. Das war bedrohlich! Kam es wirklich zum Kriege?

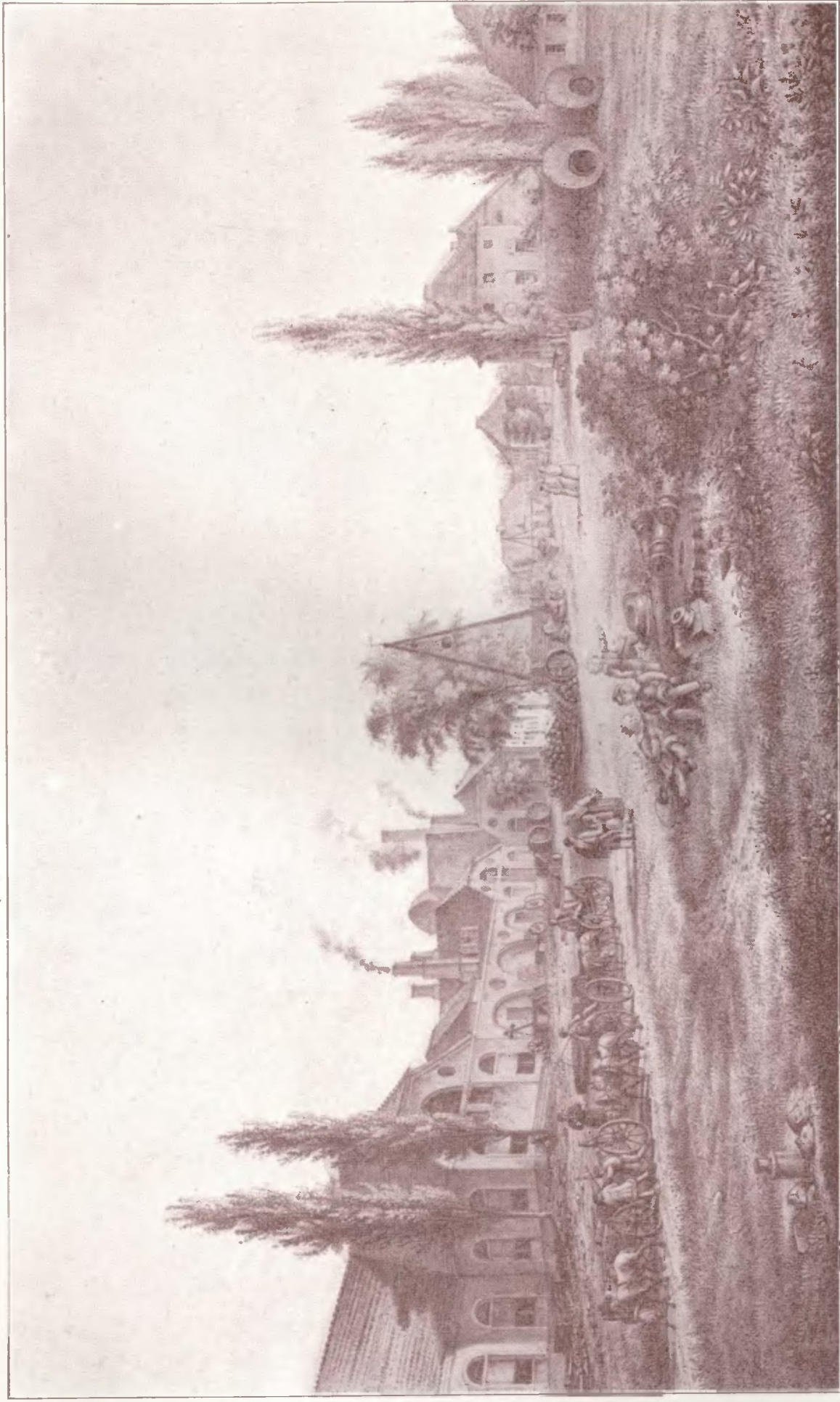
Die großen Konflikte Bismarcks mit dem preußischen Abgeordnetenhaus hatten doch auch einzelne Politiker in Oberschlesien erregt. Wir Gymnasiasten kümmerten uns nicht um Politik. Wie bereits erwähnt, wurden ja in den Familien höchst selten Zeitungen gehalten; man las diese nur in den Restaurants. Aber wir hörten doch von der Erbitterung, die sich gegen den bösen Bismarck und auch gegen König Wilhelm I. aussprach. Man war durch und durch preußisch; für Österreich, zu dem man noch vor 125 Jahren gehört hatte, machten sich gar keine Sympathien bemerkbar. Aber man hielt sehr viel von der österreichischen Armee. Immerwieder konnte man es hören:

„Die Österreicher haben eine kolossale, kriegsgewohnte Armee. Sie haben die großen Kriege in Italien geführt, und wenn sie auch 1859 durch die Übermacht der Italiener und Franzosen geschlagen worden sind, so haben sie doch unter Radetzky bewiesen, welche Kriegs-

Eisen gießerei

Hochöfen

Schmelze Direktorenwohnung
Produktenmagazin



Eingang

Die Königl. Hütte in Gleiwitz im Jahre 1851

Verlag Schwinn, Rattowitz

kunst sie verstehen und über welch' großartiges Menschenmaterial sie verfügen. In Preußen haben wir seit 50 Jahren keinen Krieg gehabt, denn die Sache von 1864 in Dänemark kann man nicht rechnen. Dort haben wir die schwachen Dänen besiegt und noch dazu mit Hilfe der Österreicher. Unsere Offiziere und Soldaten haben keine Ahnung vom Kriegsführen; wir haben nur Parade-soldaten, und denen wird es gegenüber den schlachten-gewohnten Österreichern sehr schlecht gehen."

So viel ich weiß, gingen auch damals zahlreiche Petitionen gerade von Oberschlesien an König Wilhelm und an Bismarck, doch um Gotteswillen sich nicht auf einen Krieg mit Österreich einzulassen, weil das zu einer furchtbaren Katastrophe führen müsse. Was ging damals die Leute, die sich um Politik gar nicht kümmerten, die Lösung der deutschen Frage an! Soeben hatte man erst alle die Unannehmlichkeiten und Schrecken jenseits der russischen Grenze durchgemacht, und nun kam der Schrecken über die österreichische Grenze. Aber die Gemüter beruhigten sich wieder. Es verging der Januar! Der Februar brachte wieder Beunruhigung, man wußte, daß die diplomatischen Noten, welche Preußen und Österreich wechselten, immer schärfer wurden. Aber die Reserven der Artillerie wurden wieder entlassen. Man schöpfte wieder Mut. So verging der Februar! Der März brachte neue Beunruhigung. Die Sprache Österreichs gegen Preußen wurde immer drohender!

Es wurden in Oberschlesien die Reserven der Pioniere, der Artillerie und der Infanterie eingezogen! Verwandte und Bekannte, die von Österreich herüber kamen, meldeten, daß Österreich ganz kolossal rüste und eine große

Armee schon schlagfertig habe, um Preußen zu überfallen und ihm den Garaus zu machen. Wilde Gerüchte verbreiteten sich mit Windeseile! Gegen Ende März flaute die Kriegsstimmung wieder ab. Man erfuhr, daß Österreich und Preußen wieder Verhandlungen miteinander begonnen hatten. Unzweifelhaft stand Preußen vor einem zweiten Olmütz. Es blieb ihm ja nichts übrig, als klein beizugeben. Wie konnte es wagen mit dem machtvollen Österreich anzubinden? Aber dieser Bismarck wollte ja Preußen ins Verderben bringen!

Am 1. April war Ostern. Wir waren zu den Ferien nach Hause gefahren und erfuhren hier doch mehr, als auf dem Gymnasium von den umlaufenden Kriegsgerüchten und wie man voll Angst und Sorgen betreffs der kommenden Dinge war. Man zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß die Österreicher sofort nach der Kriegserklärung über die Grenze kommen und Oberschlesien besetzen würden. Alle die alten Schreckgeschichten, die in der Volksseele noch schlummerten, die Erinnerungen an die „Rotmäntel“ und die Kroaten des Siebenjährigen Krieges wurden wieder lebendig. Wer Bekannte jenseits der russischen Grenze in Modrzejow oder in Sosnowice hatte, der fuhr hinüber und traf mit ihnen Verabredung, daß sich, wenn die Österreicher kämen, wenigstens die Frauen und Töchter nach Rußland retten könnten; denn gerade für die Frauen und Töchter fürchtete man von den Kroaten und Rotmänteln das Schlimmste. Ich weiß, daß während der Osterferien Reserven der Artillerie und Infanterie, die eingezogen worden waren, wieder entlassen wurden. Man atmete wieder auf, und als wir aus den Osterferien nach

Gleiwitz zurückkamen, hatten wir die Politik ganz vergessen: es stand das großartige fünfzigjährige Jubiläum des Gymnasiums vor der Tür. Die Festlichkeiten dauerten mehrere Tage. Einer der Hauptpunkte war der große Festzug, an dem die Stadtbehörden, das ganze Gymnasium und eine große Menge von Verbindungsstudenten aus Breslau, die vor wenigen Semestern noch Gymnasiasten in Gleiwitz gewesen waren, teilnahmen. Besonders stark war die Burschenschaft „Wratislavia“ (Raczeks), die Leopoldiner, denen ich später selbst angehören sollte, und die katholische Verbindung „Winfridia“ vertreten. An der Spitze des Festzuges ritt in vollem Wuchs ein Raczek, der Sohn des Mühlenbesizers Gorekfi. Um die Langsamkeit des Festzuges zu verspotten, ritt er auf einem lahmen Pferde, und das galt für einen ganz ausgezeichneten, großartigen Witz.

Wir Gymnasiasten, besonders wir Turner, hatten an einem Abend einen großen Fackelzug und freuten uns über unsere Lehrer, in denen der alte Student wieder lebendig geworden war. So marschierte vor dem Zuge, in dem ich mich befand, unser Kollaborator Schuppe mit dem Schläger in der Hand und stimmte mit uns fröhlich die Kommersbuchlieder an, die wir alle natürlich schon kannten. Man drückte ein Auge zu, daß wir Schüler aus den Mittelklassen, besonders aus der Obertertia, auch an dem großen Kommers teilnahmen, den die Studenten mit den Lehrern abhielten und zu dem eigentlich nur die Prima und Sekunda Einladungen erhalten hatten. Zum ersten Male sahen wir allerjüngsten Teilnehmer des Kommerses diese großartige studentische Feierlichkeit, und unvergeßlich bleibt mir mein späterer

Couleurbruder H., eine herrliche bildschöne Männererscheinung in vollem Wuchs, der wiederholt über die ganze Kneiptafel zwischen den herumstehenden Bierseideln hinweglief, ohne auch nur ein Glas umzustößen. Für uns halbwüchsige Burschen waren diese Festtage der Inbegriff menschlicher Freude und Seligkeit.

Aber das Fest war verrauscht, die ernste Arbeit begann wieder. Da traf es uns, wie ein Blitz aus heitrem Himmel: Der König befahl am 4. Mai die Mobilmachung eines Teiles der Armee und wenige Tage später kam die Order, daß die ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen sei.

Nicht nur die Reserven, sondern auch die Landwehr wurden eingezogen. Der Krieg war so unpopulär wie nur möglich. Auf dem Appellplatze der Landwehr, auf dem Trynek, meuterten betrunkene Mannschaften, bevor sie eingekleidet waren. Sie warfen den Bezirkskommandeur in den seichten, vorüberfließenden Bach! Die Kaufleute in der Nähe des Tryneks begannen ihre Läden zu schließen, man fürchtete sich vor den meuternden, betrunkenen Landwehrleuten.

Das fing schön an!

Aber auf telegraphische Requisition kamen mit einem Extrazuge zwei Kompagnien Linieninfanterie aus Cosel und die Landwehr wurde glücklich in die Uniform gesteckt. Die Meuterei hatte schlimme Folgen. Ein Landwehrmann aus Pioßek bei Myslowitz wurde erst im Juli in Cosel standrechtlich erschossen. Die Frau erhielt die diesbezügliche Nachricht nach vollstreckter Exekution.

Unsere Gleiwitzer Ulanen waren gleich nach Beginn der Mobilmachung nach Pleß abgerückt, wo sich das Regiment an der Grenze vereinigte.

Wir erwarteten, daß Österreich, das so vollkommen schlagfertig sein sollte, uns ohne Kriegserklärung überfallen würde, nach dem Preußen erst die Dreistigkeit gehabt hatte, mobil zu machen. Aber die Österreicher schienen sich doch zu besinnen, sie kamen nicht. Dafür kamen die Fourierunteroffiziere des Gardekorps aus Berlin und schrieben an Haustore, Scheunentore und Stallungen: „Belegt mit 1 Unteroffizier, 20 Mann und 24 Pferden von den 1. Gardeulanen, oder den Gardékürassieren“ oder „3 Offiziere und 100 Mann vom 1. Garderegiment zu Fuß!“

Es war ungeheuerlich, wieviel Gardetruppen wir nach Oberschlesien bekommen sollten! Wir beruhigten uns wieder.

Man erzählte sich später, diese Fouriere seien nur entsendet worden, um bei den Österreichern den Glauben zu erwecken, daß Preußen beabsichtige, von Oberschlesien aus in Österreich einzubrechen. Dieser Glaube ist auch erzeugt worden, und es steht ja fest, daß Benedek ein Zeitlang überzeugt war, daß er den ersten Stoß der Preußen von Oberschlesien her auszuhalten haben würde.

Wenn man indes preußischerseits die Absicht hatte, von Oberschlesien aus eine Armee nach Österreich gehen zu lassen, so gab man jedenfalls diese Absicht später wieder auf, und Oberschlesien wurde im Gegenteil gewissermaßen seinem Schicksal überlassen.

Wir gingen in die Pfingstferien, denn am 20. Mai war Pfingsten.

Wie ein dumpfer Druck lastete es aber während dieser Feiertage auf allen Gemütern. Wir wußten, der Krieg war unvermeidlich. Es wurde noch hin und herverhandelt,

aber die Hoffnung, daß sich Preußen und Österreich in Frieden einigen könnten, war vorüber. Wir wußten, daß wir nicht allein gegen Österreich, sondern gegen das ganze Deutschland standen, und wir erfuhren es aus den Gesprächen der Erwachsenen, die jetzt eifrig Politik trieben, daß uns eine Katastrophe drohte, denn Preußen sei absolut nicht imstande, sich gegen ganz Deutschland inklusive Österreich zu halten. Das hatte nur der Alte Friß verstanden, der lebte aber längst nicht mehr, und einen Nachfolger für ihn gab es nicht.

Wir kehrten nach den Pfingstferien wieder nach Gleiwitz zurück und warteten auf die Garden, die aus Berlin kommen sollten. Schade daß unser Freikorps noch nicht errichtet war. Nach dem Vorbilde des Siebenjährigen und des Befreiungskrieges war nämlich gleich nachdem die Kriegserklärung an Österreich erfolgt war, auch in Gleiwitz der Gedanke aufgetaucht, ein Freikorps zu bilden. Von diesen Freikorps erwartete man außerordentlich viel. Wir Gymnasiasten waren natürlich bis zum jüngsten Sextaner entschlossen, diesem Freikorps beizutreten und fürchterliche Heldentaten zu verüben. Der Freikorpsgedanke hat dann noch wochenlang gespußt, wurde auch, so viel ich weiß, von Behörden und einflußreichen Privaten eifrig ventilirt, bis von Berlin her die energische Erklärung kam, daß die Regierung die Bildung von Freikorps nicht dulden würde, da nur Truppenteile, die zum festen Armeeverband gehörten, verwendet werden sollten. Es wurde für die patriotische Gesinnung besonders in Oberschlesien gedankt, aber erklärt, die Freikorps hätten in jetziger Zeit keinen Wert.

Das Kriegsfieber, das uns in Oberschlesien seit mehr

als fünf Monaten schüttelte, wurde unerträglich. Man sehnte sich beinahe nach einer Katastrophe, nach irgend-einer Entscheidung, die natürlich gegen Preußen ausfallen mußte.

Im Juni begannen die Zwistigkeiten in Holstein. Der Befehlshaber der österreichischen und der preußischen Truppen gerieten in Differenzen. Preußen tat den ersten „gefährlichen“ Schritt. Es rückte von Schleswig in Holstein ein und die Österreicher zogen sich ohne Widerstand zurück! Die Feindseligkeiten hatten begonnen!

Am 18. Juni erschien das Kriegsmanifest König Wilhelm I., der dem Preußenvolke mitteilte, daß er zu einem Kriege gezwungen sei, in dem Preußen seinen letzten Mann aufbieten müsse, wenn es nicht verloren sein sollte.

In jenen Tagen gab es in Gleiwitz eine große Überraschung. Eines Mittags erschien, mit dem Eisenbahnzuge von Neisse kommend, der Kronprinz (der spätere Kaiser Friedrich), um die Landwehrbesatzung von Gleiwitz zu inspizieren. Er hielt sich nur 2 Stunden auf und fuhr dann wieder mit der Eisenbahn ab. Nur wenige Leute hatten ihn gesehen, wir erfuhren erst von seiner Anwesenheit, als er schon wieder fort war.

Damit ich hier nicht nur die Empfindungen eines halbwüchsigen Menschen schildere, zitiere ich aus der Chronik von Myslowitz die Angaben des Dr. J. Lustig, eines hochangesehenen ernsthaften Mannes, der als praktischer Arzt und Mitglied der Stadtverwaltung wohl ein kompetenter Beurteiler ist. Er schreibt:

„Myslowitz gehörte mit zum Kriegsschauplatz. Jeden Augenblick erwartete man den Einmarsch der Öster-

reicher. Daß die Nähe des Krieges große Störungen im Orte hervorgerufen hat, läßt sich leicht denken. Alle Kommunikationsmittel waren abgeschnitten, der Bahnhof vollständig geräumt. Durch einige Wochen kamen keine Bahnzüge an. Auch die Postverbindungen fehlten durch einige Tage ganz, bis später die Postsachen, und zwar nur einfache Briefe, von Rattowitz, bis wohin die Züge ziemlich regelmäßig kursierten, durch einen Omnibus hierhergebracht wurden. Der Eisenbahn-Telegraph war aufgehoben. Der Staats-Telegraph, den man so viel wie möglich zu unterhalten suchte, war doch auch einmal gestört, das Hauptamt fast ganz außer Tätigkeit, da jeder Verkehr mit Österreich aufgehört hatte. Vom Gericht waren die Depositärbücher nach Posen geschickt, alle Rassen entfernt worden. Der Verkehr im Orte stockte außerordentlich, um so mehr, als die polnische und österreichische Valuta sehr gesunken waren. Der Papierrubel, der vor dem Kriege auch nur etwa 26 Silbergroschen gegolten hatte, war bis auf 21 Silbergroschen gefallen. Der österreichische Gulden galt kaum 15 Silbergroschen. Selbst auf das preußische Papiergeld, das stets vollen Wert gehabt, waren die Kriegsergebnisse nicht ohne Einfluß.“

Es wird gewiß Leserin und Leser sehr interessieren zu erfahren, wie sich der Krieg von 1866 in Oberschlesien bemerkbar gemacht hat. Ich werde zum Zwecke der sicheren Berichterstattung meine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke von den allgemeinen Ereignissen trennen und die letzteren sowohl nach den Angaben meiner Angehörigen wie des offiziellen preußischen Generalstabswerkes über den Krieg von 1866 berichten.

Der 27. Juni war ein Buß- und Bettag, natürlich auch für uns Gymnasiasten in Gleiwitz. Trotzdem nämlich der Krieg ausgebrochen war, behielt man uns auf der Schule zurück. Die Anstalt wurde nicht geschlossen, wohl um nicht eine allgemeine Depression herbeizuführen. Unsere Angehörigen, die dicht an der Grenze wohnten, waren jedenfalls sehr froh, uns in Gleiwitz besser aufgehoben zu wissen, als dies zu Hause der Fall gewesen wäre. Wir hatten früh unseren Bittgottesdienst in der Gymnasialkirche gehabt und verbrachten den Tag wie einen Sonntag (es war ein Mittwoch).

Schon als wir in unserer Pension bei Tisch saßen, verbreitete sich die Nachricht

„Die Österreicher kommen!“

und unsinnige Gerüchte schwirrten in der Stadt herum von dem Einmarsch der Österreicher und von einem für die preußischen Waffen verhängnisvollen Gefecht, das stattgefunden hatte. Wie dies bei Beginn eines Kriegs üblich ist, wurde alles in unglaublicher Weise übertrieben. Wir erwarteten in Gleiwitz die Österreicher frühestens in der Nacht, spätestens am nächsten Morgen und trösteten uns resigniert mit der Erwägung:

„Fressen können sie uns ja doch nicht!“

In den späten Nachmittagsstunden waren wir aus unserer Pension, die dicht in der Nähe des Gymnasiums lag, nach der Stadt gegangen und begegneten, als wir auf der Chaussee nach Pleß zugingen, den ersten Wagen mit Flüchtlingen, die von Südosten her nach Gleiwitz kamen. Zwei- und einspännige Wagen waren mit dem in aller Eile zusammengerafften Gut der Familien beladen. Man sah Betten, einzelne Möbelstücke, hölzerne

Koffer, Kleiderschränke. Auf den Wagen saßen die weinenden Frauen und Kinder, und diesen ersten Wagen folgten immer mehr; bis tief in die Nacht hinein zogen die Flüchtlinge herbei, suchten Unterkommen bei Bekannten und wo sie solche nicht fanden, machten sie sich zum Bivackieren auf den Plätzen zurecht.

Der Jammer dieser Flüchtlinge griff uns ans Herz. Vergessen waren die Freikorpsideen, alle Schrecken des Krieges traten uns in diesen weinenden, vor dem Feinde sich rettenden Flüchtlingen entgegen.



Behtes Kapitel.

Die Gefechte bei Oswięcim und Myslowik. (27. Juni 1866.)

Nach Eintritt der Mobilmachung ging man vor allem daran, die Eisenbahnbrücken an der österreichischen Grenze zu demolieren. Preußischerseits hatte man die hohe Eisenbahnbrücke hinter Slupna, die über die Przemsza führte, gesprengt und den preußischen Land-Pfeiler in einen Schutthaufen verwandelt. Die Österreicher aber taten noch mehr und recht Überflüssiges. Mehrere hundert Meter hinter der preußischen Brücke befand sich auf österreichischem Gebiet eine zweite Eisenbahnbrücke, die über die weiße Przemsza führte. Sie hatte gemauerte Pfeiler, aber einen Holzoberbau. Die gesamten Holzteile umwickelten die Österreicher mit Stroh, tränkten dasselbe mit Pech, und in einer Nacht zündeten sie die Brücke an. Man hatte drüben auf der österreichischen Seite genau ebensogroße Angst vor einem Einfall der Preußen, wie in

Preußen vor dem Einmarsch der Österreicher. Wenn die Österreicher nicht gleich herüber nach Preußen kamen, was ihnen ja frei gestanden hätte, so taten sie dies, wie sie später nach Schluß des Feldzuges erzählten, deshalb nicht, weil ihnen mitgeteilt worden war, alle ober-schlesischen Bergwerke seien mit Pulver und dem damals noch neuen Dynamit gefüllt, und wenn die Österreicher einmarschierten, würde man sie in die Luft sprengen. Was damals an ungeheuerlichen Gerüchten diesseits und jenseits der preußisch-österreichischen Grenze geleistet worden ist, ging ins Fabelhafte, und auch hier machte man die Erfahrung, die immer gemacht worden ist und immer wieder gemacht werden wird: erst glaubt man alle Gerüchte, auch die unsinnigsten, und dann wird man ungläubig und glaubt überhaupt nichts mehr.

Auch die Eisenbahnbrücken bei Oderberg und Neu-Berun waren durch preußische Pionierkolonnen, denen man etwas Infanterie beigegeben hatte, gesprengt worden; ebenso der Eisenbahnviadukt bei Pruchna, die Eisenbahnbrücken bei Zawada und Schönbrunn.

Im Juni wußte man es, daß Oberschlesien von Preußen gewissermaßen aufgegeben sei. Nur zwei Kolonnen waren zurückgeblieben, um die lange Grenze von Myslowik bis Neisse zu decken. Die eine Kolonne bestand aus Landwehr unter dem Kommando des Generalmajors Grafen Stollberg. Sie hatte einige Kompagnien, die von anderen Landwehrbataillonen abkommandiert worden waren. Die Mannschaften waren noch mit dem alten Minié-Perkussionsgewehr bewaffnet, jenen furchtbaren Donnerbüchsen, die wir später in den siebziger und achtziger Jahren als Bajonettiergewehre

verwendeten. Diese „Vorderstopfer“ hatten ein Kaliber, das in der heutigen Zeit der Kleinkalibrigen Waffen als Monstrosität betrachtet werden müßte. Erst später (nach dem Gefechte bei Oswiecim) bekamen die Landwehren Büdnadelgewehre. Viel war ihnen damit nicht gedient, denn sie wußten mit den Gewehren nicht umzugehen. Wohl waren ihnen die Handgriffe beim Laden bekannt, aber das Büdnadelgewehr hatte eine ganz andere Visierung, als das Perkussionsgewehr.

Zum Korps des Grafen Stolberg gehörten noch Landwehrrulanen, Landwehrrhusaren, und hin und wieder wurde es ergänzt aus der fliegenden Kolonne der aktiven Truppen. Diese stand unter dem Kommando des Generalmajors von Knobelsdorff und setzte sich zusammen aus den aktiven Regimentern 62 und 63, aus den 2. Mannen, sowie einer Batterie des 6. Artillerieregiments. Diese fliegenden Kolonnen zogen hin und her, wechselten fortwährend die Quartiere, schon um die Spione, deren es ja unzählige gab, zu täuschen, und man wußte nur, daß sie sich am liebsten in den Wäldern in der Nähe der Grenze zwischen Pleß und Nicolai aufhielten.

Aber auch die Österreicher hatten Galizien und den Teil ihres Gebietes, der an Oberschlesien grenzte, gewissermaßen aufgegeben und nur sehr schwach besetzt. Das preußische Generalstabswerk über den Krieg von 1866 meldet:

„Das Gros der zum Schutze von Westgalizien bestimmten österreichischen Brigade Trentivaglia — 4 vierte Bataillone, das Mannenregiment Graf Grüne Nr. 1 und eine gezogene vierpfündige Batterie des Artillerieregiments Nr. 4 — stand in zwei Halbbrigaden geteilt,

längs der Grenze von Myslowik bis Oswiecim; die am letzteren Orte unter dem Kommando des Oberst von Ziegler.“

Das Generalstabswerk fährt fort:

„Die Deckung Oberschlesiens war am leichtesten durch eine Offensive in das feindliche Gebiet zu erreichen, und hatte General Graf Stollberg bereits die nötigen Vorbereitungen hierzu getroffen, als ein am 26. bei ihm eingehendes Schreiben des Oberkommandos der II. Armee noch besonders dazu aufforderte.“

Der Befehl von der II. Armee (Kronprinz von Preußen) erging deshalb, weil am 27. allgemein der Vorstoß Preußens gegen Österreich stattfand. Es sollte deshalb auch bei Oswiecim und Myslowik preußischerseits zum Angriff vorgegangen werden. Auch in Amalienhütte bei Myslowik stand ein Landwehrbataillon unter dem Kommando des Herrn von Railat. Dieses hatte den Auftrag, gleichzeitig mit der Kolonne des Grafen Stollberg, die auf Oswiecim marschierte, eine Demonstration über Slupna hinaus gegen die Przemsza zu unternehmen.

Plänkeleien zwischen den Preußen und Österreichern hatten an der ganzen Grenze in den letzten Wochen beständig stattgefunden. Österreichische Kavalleriepatrouillen kamen nach Preußen herüber, wurden beschossen und verloren Mannschaften, ebenso wie preußische Kavalleriepatrouillen nach Österreich hinübergingen, aber von dort bald wieder zurückkehrten. Auch die Infanterie beschoß sich auf den Vorposten, und manchmal kompagnieweise. Zu ernstern Unternehmungen kam es nicht. Aber diese kleinen Gefechte, die gewöhnlich zu ungeheuerlichen

Alarmnachrichten Anlaß gaben, hatten die Bewohnerschaft diesseits und jenseits der Grenze dermaßen in Erregung gebracht, daß irgend etwas geschehen mußte, nur damit sich die Spannung löste. Deshalb hatte Graf Stollberg schon vor dem Eintreffen des Befehls aus dem Hauptquartier der II. Armee beschlossen, die Österreicher anzugreifen. Das preußische Generalstabswerk gibt für das Gefecht von Oswiecim in seiner 13. Anlage folgende „Ordre de bataille“ an:

D e t a c h e m e n t s d e s G e n e r a l m a j o r s
G r a f e n S t o l l b e r g z u m G e f e c h t v o n
O s w i e c i m a m 27. J u n i 1866.

Kommandeur: Generalmajor Graf zu Stollberg. Generalstabsoffizier: Premierleutnant v. Möller vom 4. Garderegiment zu Fuß, kommandiert zur Dienstleistung.

A v a n t g a r d e: Major v. d. Osten-Sacken, $\frac{1}{2}$ Kompagnie Jäger; Leutnant v. Montbach, 11. Kompagnie Infanterieregiment Nr. 62; Hauptmann v. Massow; 2 Kompagnien des Landwehr-Bataillons v. d. Osten-Sacken; 1 Zug 2. Landwehr-Manneregiment, 2 Geschütze der 1. 6pfündigen Batterie Schlesischen Feldartillerie-Regiments Nr. 6, Premierleutnant v. Mechow; Summe: 3 Kompagnien Infanterie, $\frac{1}{2}$ Kompagnie Jäger, 1 Zug Kavallerie, 2 Geschütze.

G r o s: Generalmajor v. Gillhausen, 10. Kompagnie Infanterie-Regiments Nr. 62; Hauptmann Graf Königsdorf, 2 Kompagnien des 2. Landwehr-Bataillons v. Bessel; 2 Kompagnien des 5. Landwehr-Bataillons v. d. Osten-Sacken (Major v. Bessel); 6. Landwehr-Bataillon, Major v. Kleist; 4. Landwehr-Bataillon, Oberst-

Leutnant v. Schmidt; Brückentrain, Leutnant Priem.
Summe: $3\frac{1}{4}$ Bataillon.

R e s e r v e : Major v. Busse, $\frac{1}{2}$ Kompagnie Jäger;
Leutnant Frhr. v. Troschke, 2 Kompagnien des 2. Ba-
taillons v. Bessel; Hauptmann v. Studnik, 2. Landwehr-
Ulanenregiment. Summe: 2 Kompagnien Infanterie,
 $\frac{1}{2}$ Kompagnie Jäger, 4 Eskadrons.

T o t a l : $4\frac{1}{2}$ Bataillon Infanterie, 1 Kompagnie
Jäger, 4 Eskadrons, 2 Geschütze.

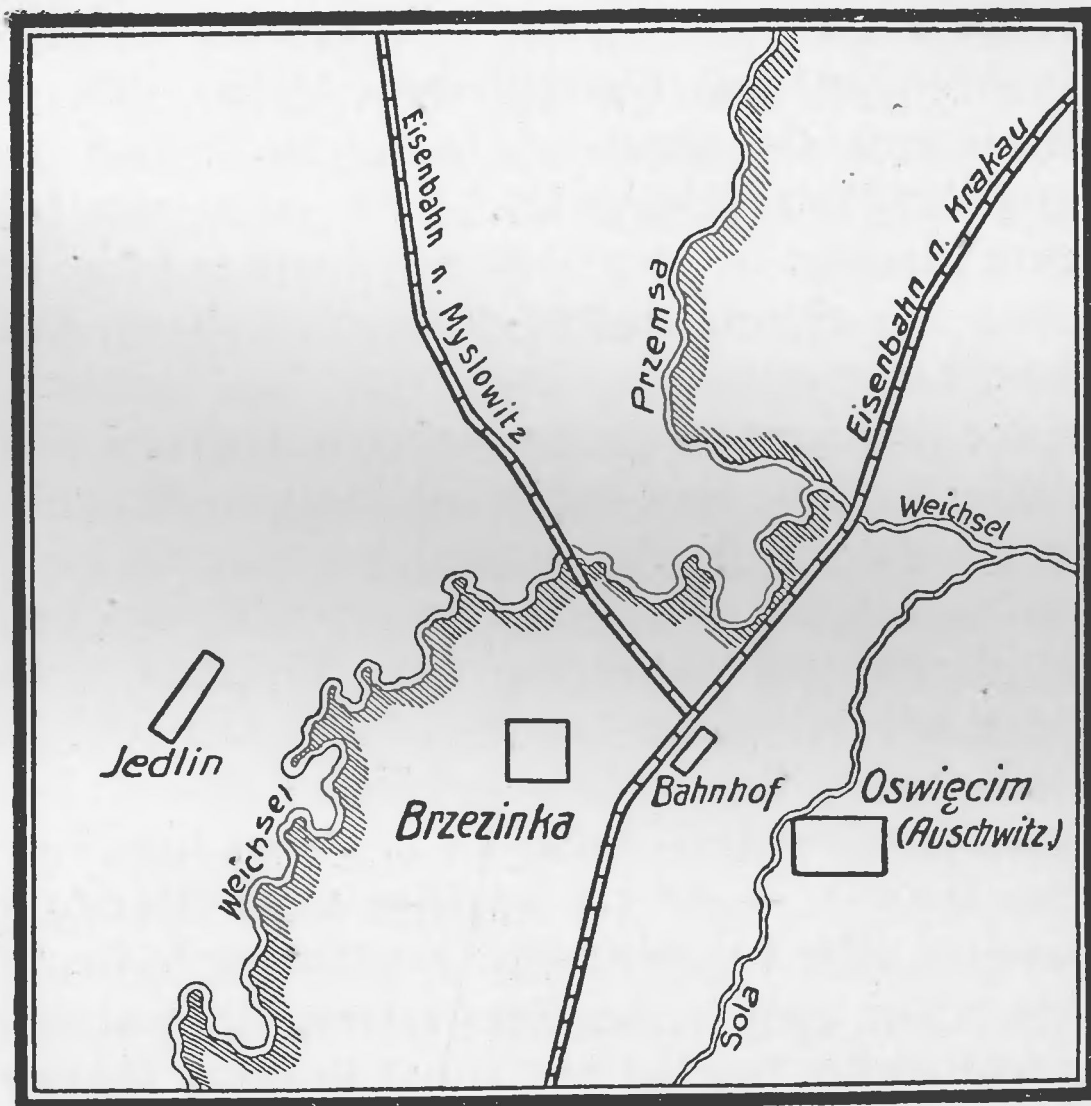
Es war also das Detachement des Grafen Stollberg
noch durch Mannschaften aus der aktiven fliegenden
Kolonne verstärkt worden.

Zum Verständnis für die nachfolgende Schilderung
des Gefechtes wird eine Beschreibung des Gefechtsfeldes
wertvoll sein, und auch die beigefügte Kartenskizze wird
den Leser einigermaßen orientieren.

Die Weichsel, die ungefähr von Schwarzwasser aus
an der Südostecke Oberschlesiens ständig die Grenze
bildet und immer in östlicher oder nordöstlicher Richtung
geht, wendet sich bei Jawiszewice fast rechtwinklig nach
Norden und geht in fast nördlicher Richtung bis Jedlin.
Dort macht sie wieder in scharfem Bogen einen rechten
Winkel und geht nach Osten weiter. Etwas östlich von
dieser rechtwinkligen Biegung kommt von Norden die
Przemsä in die Weichsel. Die Przemsä bildet weiter
nördlich die Grenze, so daß alles, was auf der Karten-
skizze westlich von Weichsel und Przemsä liegt, preußisches,
alles, was östlich liegt, österreichisches Gebiet ist. Östlich
von der Przemsämündung ergießt sich, von Süden
kommend, die Gola in die Weichsel.

In diesem Weichselwinkel östlich dicht hinter der

Sola liegt die Stadt Oświęcim, die den deutschen, aber wenig gebrauchten Namen Auschwitz führt. Zwei Eisenbahnlinien kreuzten sich damals bei Oświęcim: die eine kam von Südwest nach Nordost und führte über Oświęcim



nach Krakau, die andere kam von Osten von Wien her, machte bei Oświęcim einen Bogen nach Norden und ging nach Myslowitz. Östlich von dieser Streckenkreuzung lag der Bahnhof Oświęcim, ein großes Stück von der eigentlichen Stadt Oświęcim entfernt.

Die Angriffskolonne des Grafen Stollberg kam von
Klaußmann, Oberschlesien.

Nordwesten, von Nikolai, und marschierte auf Jedlin, wo sie in den Wäldern sich gesammelt hatte. Um 4 Uhr morgens brach diese Kolonne nach Osten auf und marschierte direkt auf die Weichsel.

Die folgende Darstellung des Generalstabswerkes soll nicht in allen Teilen genau sein. Mit den polnischen Ortsnamen geht das Generalstabswerk etwas sehr gewaltsam um. So findet sich immer die Bezeichnung „Brzczinka“ statt „Brzezinka“. Doch lassen wir dem Generalstabswerk in seiner Schlichtheit und in seiner abgesehen von kleinen Unrichtigkeiten, doch klaren Darstellung das Wort:

„Die Avantgarde, gefolgt vom Ulanenregiment überschritt bei Jablunka die Weichsel und schlug den Weg über Plawy auf Oswięcim ein, während das Gros bei Jedlin übergang und sich über Brzczinka ebendahin dirigierte. Die Infanterie der Reserve wurde zur Aufnahme an der Weichsel und bei Plawy belassen. Gleichzeitig setzte sich das seit einigen Tagen bereits bei Berun stehende Vorposten-Detachement — Bataillon v. Rehler und 1 Eskadron Husaren — auf der Chaussee gegen Zabrzeg in Bewegung. Die 10. Kompagnie des Regiments Nr. 62, welche sich an der Tête des Gros befand, stieß nach dem Durchfurten der Weichsel bereits auf feindliche Schützen und fand bei weiterem Vorschreiten auch Brzczinka besetzt. Unterstützt durch die Kompagnien des Majors v. Bessel, gelang es dieser jedoch sehr bald, sich in den Besitz der vordersten vereinzelt liegenden Gehöfte zu setzen. Hartnäckiger wurde der Widerstand, als man auf eine zur Ablösung der Vorposten bestimmte österreichische Kompagnie stieß. Vier feindliche Geschütze eröffneten nörd-

lich des Bahnhofes ihr Feuer. Die der Avantgarde zugeteilten beiden Geschütze, welche beim Überschreiten der Weichsel und eines nassen Grabens Aufenthalt gehabt hatten, wurden zum Gros herangezogen und beschossen aus einer Aufstellung nördlich des Dorfes die feindliche Artillerie. Gleichzeitig näherten sich auch Abteilungen der Avantgarde, während die zu derselben gehörige 11. Kompagnie des Regiments Nummer 62 sich auf den Eisenbahndamm dirigierte und feindliche Kavallerie östlich desselben beschoß. Die feindliche Infanterie räumte hierauf Brzeczinka, Gros und Avantgarde folgte derselben aus dem Dorfe und längs des Eisenbahndammes zum Angriff des vom 4. Bataillon des österreichischen Regiments Mecklenburg-Schwerin Nr. 57 besetzten Bahnhofes. Nach heftigem Gefecht gelang es die sämtlichen Baulichkeiten bis auf das stark besetzte Restaurationsgebäude zu nehmen. Dasselbst entwickelte sich jedoch nunmehr ein längeres stehendes Feuergefecht, welches den diesseitigen Truppen nicht unbedeutende Verluste verursachte. Inzwischen war Major v. Busse mit dem Ulanenregiment auf Łazy vorgegangen und zunächst auf 2 Bünde österreichischer Ulanen gestoßen, welche sich durch den Ort auf dem Wege nach Oswięcim auf ihr Gros repliierten, das in der Stärke von 2 bis 3 Eskadrons 2000 Schritt nordöstlich des Dorfes in einem Getreidefelde aufmarschiert war. Als das Landwehr-Ulanenregiment aus Łazy debouchierte und die 1. und 2. Eskadron sich entwickelten, schwenkte die feindliche Kavallerie mit Bügen links, um dieselben zu überflügeln, machte demnächst wieder Front und ging im Galopp zur Attacke vor. Major v. Busse warf sich mit den beiden

Eskadrons sofort entgegen, während sich die 3. und 4. Eskadron nach und nach anhängen. Der feindliche Führer Rittmeister Baron v. Lehmann sprengte beim Major v. Busse vorbei, machte kurz kehrt und führte einen Hieb nach dessen Schulter, wurde aber sofort von ihm vom Pferde gehauen. Es kam zu einem mit großer Erbitterung geführten Handgemenge, das mit der Flucht des Gegners endete. Das Erscheinen neuer feindlicher Kavallerie bei Oswięcim beendete indessen die durch die 4. Eskadron unternommene Verfolgung. Das Regiment wurde auf dem Gefechtsfelde ralliiert; es hatte bei dieser Attaque einen Verlust von 4 Mann tot, 1 Offizier und 24 Mann verwundet und von 31 Pferden erlitten; vom Gegner fielen 1 Offizier und 27 Mann in Gefangenschaft. Den mehrfachen Versuchen der Infanterie war es inzwischen nicht gelungen, sich in den Besitz des Bahnhofsgebäudes zu setzen, und der Rückzug wurde um 8¹/₂ Uhr früh angetreten. Unter Deckung der beiden Linienkompagnien und des Ulanenregiments ging derselbe größtenteils auf einer vom Leutnant Priem mit dem von ihm organisierten Train geschlagenen Brücke über die Weichsel auf Urbanowik, von wo aus gegen Abend die Truppen in ihre Rantonnements entlassen werden konnten, da der Feind nicht folgte. Das gegen die Przemza von Myslowik aus vorgegangene Detachement v. Railat hatte bei seiner Demonstration ein leichtes Tirailleurgefecht mit den feindlichen Vorposten und demnächst mit 3 Kompagnien und 1 Eskadron zu bestehen gehabt und war nach Amalienhütte bei Myslowik wieder zurückgekehrt; sein Verlust bestand in 10 Verwundeten und 2 Vermissten. Bei Oswięcim betrug der

preußische Verlust: 6 Offiziere, 166 Mann, 26 Pferde. Es waren außer dem Ulanenregiment speziell hiervon am meisten betroffen: die beiden Kompagnien des Regiments Nr. 62 mit 3 Offizieren, 29 Mann und das Landwehrbataillon v. Kleist mit 1 Offizier, 49 Mann. Oberstleutnant v. Schmidt und Major v. Busse waren verwundet, Assistenzarzt Dr. Friedländer, welcher zur Pflege der nicht transportablen Schwerverwundeten zurückgeblieben, wurde von den Österreichern in Gefangenschaft behalten. Österreichischerseits wird folgender Verlust angegeben: Infanterieregiment Nr. 57: 12 Mann tot, 28 Verwundete, 4 Mann vermißt. Ulanenregiment Nr. 1: 7 Mann tot, 32 Verwundete, 8 Mann vermißt. Summa: 19 Mann tot, 60 verwundet, 12 vermißt (91 Mann). Die Ungenauigkeit dieser Angaben erhellt daraus, daß allein bei dem Kavalleriegefecht 1 Offizier 27 Mann in Gefangenschaft fielen“.

Schon aus dieser kurzen leidenschaftslosen Darstellung des Generalstabswerkes ist zu ersehen, daß von seiten der Preußen und der Österreicher mit derselben außerordentlichen Tapferkeit gefochten wurde. Beide Gegner waren einander vollkommen ebenbürtig; es wurde mit Schneid und Ausdauer gekämpft, und als um 8¹/₂ Uhr das Gefecht abgebrochen wurde und die Preußen sich zurückzogen, waren auch die Österreicher im Begriff, den letzten Teil des Bahnhofes zu räumen. Sie hatten sich angeblich verschossen; es steht aber fest, daß sie durch eine Kriegslist zur Räumung des Bahnhofes veranlaßt wurden. Ein preußischer Soldat, der längere Zeit in Galizien gelebt hatte, kannte die österreichischen Signale genau und verstand sie zu blasen. Die öster-

reichischen Flügelhörner standen in einem anderen Ton als die preußischen. Entweder auf einem österreichischen Flügelhorn oder auf einem preußischen Horn, auf das ein „besonderer Bogen“ aufgesetzt war, blies der preußische Soldat wiederholt das österreichische Signal „Zurück!“, woraufhin die Österreicher den Bahnhof geräumt haben sollen. Das Generalstabswerk, das überhaupt über den Krieg von 1866 sehr kurz berichtet, erwähnt diesen Vorfall nicht. Ich erinnere mich aber, in einem alten Hefte des von Geh. Hofrath Schneider herausgegebenen „Soldatenfreund“ diese Episode und auch den Namen des preußischen Soldaten gelesen zu haben, kann mich jedoch auf die näheren Umstände nicht mehr besinnen. Meine Eltern waren am Vortag, am 27. Juni, an welchem auf allen Berg- und Hüttenwerken die Arbeit ruhte, nach Myslowitz in die Kirche gefahren. Während sie zum Gottesdienst in der Pfarrkirche sich befanden und der Geistliche gerade auf der Kanzel stand, um die Predigt zu halten, hörte man draußen Gewehrschüsse fallen. In der Kirche wurde es sehr unruhig, da die Schüsse sich mehrten. Der Geistliche brach seine Predigt ab und forderte die Andächtigen auf, die Kirche zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen. Unter lebensgefährlichem Gedränge verließ die Gemeinde die Pfarrkirche. Draußen hörte man die Schüsse noch deutlicher, sie kamen aus der Richtung vom Bahnhofe her. Dorthin drängte alles und der sehr große eingezäunte Platz auf dem die Stationsgebäude und die Güterexpedition sich befanden, war mit Hunderten von Menschen besetzt.

Es stand schlimm. Die Preußen waren zurückgeschlagen und die Österreicher standen unten im Tal bis

an die Lisière des Birkenwäldchens vor Slupna und schossen sich von dort aus mit den weichenden Preußen herum. Dem Einmarsch der Österreicher in Myslowik stand nichts im Wege, da es ihnen aber an Ferngläsern mangelte, konnten sie nicht unterscheiden, ob die große Menge Menschen auf der Höhe des Bahnhofes Soldaten oder Zivilisten seien. Sie nahmen das erstere an und wagten sich aus dem Birkenwäldchen nicht heraus.

Man erwartete trotzdem ihr weiteres Vorrücken! Meine Eltern suchten ihren Wagen und fuhren nach ihrer Wohnung auf der Morgenrothgrube. Eine starke Kiste stand schon bereit. Das vorhandene Silberzeug, einige Schmuckstücke, etwas Geld wurden in diese Kiste getan, diese zugenagelt und nach dem Keller getragen. In diesem war wegen starken Grundwassers ein Brunnen angelegt. In diesen Brunnen, der einige Fuß Wasser enthielt, wurde die Kiste hinunter gelassen. Nun glaubte man seine beste Habe der Plünderung der Österreicher entzogen zu haben.

Beim Bahnhofe in Myslowik blieben die Verhältnisse bis gegen Abend dieselben. Da wollte einer meiner früheren Mitschüler aus der Rektorklasse in Myslowik eine Refognoszierung machen. Dieser Mitschüler war Präparand gewesen, aber später als dreijährig Freiwilliger bei den Ulanen in Gleiwik eingetreten, um auf Avancement zu dienen. Ich hatte ihn in Gleiwik als Gymnasiast häufig getroffen. Er bekam aber ein Ohrenleiden und wurde als dienstunbrauchbar entlassen. Er lebte als Zivilist bei seinen Eltern in Myslowik. Er ging in das Thal hinunter und auf das Birkenwäldchen, in welchem noch immer die Österreicher steckten, zu.

Die österreichischen Vorposten, die im Wäldchen versteckt standen, riefen ihn an, aber wegen seines Gehörleidens vernahm er den Anruf nicht und ging weiter. Die Vorposten gaben Feuer und ein Schuß traf ihn quer durch das Becken. Der Unglückliche blieb hilflos bis zum Einbruch der Dunkelheit, bis die Österreicher über die Grenze zurückgingen liegen. Er hat sich zwei Jahre lang mit seiner schweren Verwundung gequält und ist erst 1868 gestorben.



Elftes Kapitel.

Der weitere Verlauf des Krieges und die Cholera.

Nachdem man in Oberschlesien zwei Tage auf den Einmarsch der Österreicher gewartet hatte, diese aber nicht kamen, beruhigte man sich wieder und auch die Flüchtlinge kehrten in ihre Heimatsorte zurück. Man erfuhr nun auch näheres über die Gefechte von Oswiecim und Myslowitz. Dieselben wurden als preußische Niederlagen betrachtet. Das Volk und auch der Soldat werden immer an eine Niederlage glauben, wenn der Marsch nicht vorwärts, sondern rückwärts geht. Wunderdinge wurden aus dem Gefecht erzählt. Als die Preußen die ersten Salven auf das Bahnhofsgebäude von Oswiecim abgaben, sollen aus den Fenstern haufenweise die abgeschossenen Köpfe, Arme und Beine der Österreicher gefallen sein. Solche Ungeheuerlichkeiten wurden natürlich rasch verbreitet und überall geglaubt. Die Tage bis zum 1. Juli brachten Siegesnachrichten Schlag auf Schlag: Münchengrätz, Gitschin, Nachod, Skalitz. Aber

die Siegesfreude wurde gedämpft durch die Nachricht der Niederlage bei Trautenau. Man glaubte auch nicht recht an die Siege!

Wie zu allen Kriegszeiten, gediehen auch damals in Oberschlesien die „Zivil-Strategen“ sehr gut, und diese waren überzeugt, daß es mit der preußischen Armee, die in Böhmen stand, ein böses Ende nehmen würde. Die Siege, die vom 27. ab die preußischen Truppen in Böhmen erfochten, waren so über alle Erwartungen glänzend, die Nachrichten darüber klangen so unglaublich, daß die ganze Sache geradezu unheimlich wirkte. Nicht nur in Österreich, sondern auch in Oberschlesien glaubte man wirklich, daß Benedek den teuflischen Plan habe, sich absichtlich schlagen zu lassen, um die Preußen immer tiefer nach Böhmen hineinzulocken, bis er sie so weit hatte, wie er wollte. Dann, hieß es, „würde er die Klappe zumachen“, und sämtliche preußische Armeen wären gefangen. Auch die obereschlesischen Zivil-Strategen prophezeiten, daß die sogenannten Siege der Preußen alle keine Bedeutung hätten und „daß das dicke Ende schon nachkommen würde“.

Diese pessimistische Auffassung hat aber nicht lange bestanden. Der 3. Juli brachte die Schlacht von Königgrätz, und am 4. Juli wußte man auch in Oberschlesien, daß die Österreicher eine entscheidende Niederlage erlitten hatten, wenn man auch natürlich noch keine Ahnung hatte, wie allgemein und fürchterlich der Zusammenbruch der gefürchteten österreichischen Armee gewesen war.

Am 4. Juli nachmittags aber hörten wir in Gleiwitz den Straßenausrufer klingen und schreien, und als wir

auf die Straße hinauselten, erfuhren wir, daß eine Entscheidungsschlacht bei Königgrätz stattgefunden habe, in der die Preußen einen glänzenden Sieg erröchten hatten. Diese Nachricht hielten wir natürlich auch für etwas übertrieben. Die Siegesnachrichten, die von Nord- und Süddeutschland kamen, machten nicht so großen Eindruck auf uns, denn diese Kriegsschauplätze lagen uns ja fern. Viel wichtiger war die Nachricht, daß die Österreicher sich von der Grenze zwischen Myslowitz und Pleß vollständig zurückgezogen hatten. Lange wollte man das nicht glauben, in der Tat aber hatte der österreichische General Trentivaglia seine Truppen bis nach Krakau zurückgenommen. Nun fühlte man sich in der Südostecke Oberschlesiens erst sicher. Jenseits der Grenze standen nur noch die österreichischen Steuerbeamten, die Finanzwächter. Diese machten sich die Verhältnisse zunutze. Sie kamen jede Nacht über die Grenze nach Slupna zu der dortigen Brauerei und brandschakten den Wirt um Proviant, Bier und vor allem um Zigarren. Aber die Freude dauerte nicht lange. Auf die Beschwerden des Wirtes und Brauers wendeten sich die Zivilbehörden an den Grafen Stollberg, dieser entsandte eines Abends in aller Stille ein Kommando nach Slupna, die Herren Finanzwächter wurden gefangen genommen und auf die Festung Cosel gebracht.

Nun war die Grenze nach Österreich frei und nach Herzenslust konnte einige Wochen lang preußische Ware unverzollt hinüber gebracht werden.

Sehen wir uns nun aber nach den weiteren Taten des Stollberg'schen Corps um. Das offizielle Generalstabswerk meldet:

„Bei dem Detachement des Grafen Stollberg war im Anfang Juli ein Stillstand in den Unternehmungen dadurch herbeigeführt worden, daß die Infanterie zur Bildung der vierten Bataillone der schlesischen Regimenter herangezogen und deshalb in die Formationsorte derselben verlegt werden mußte. Hierdurch auf die Kräfte der beiden Kavallerieregimenter und die Jägerkompagnien beschränkt, sah Graf Stollberg sich genötigt, auf größere Expeditionen namentlich über Myslowik, wo er die Hauptstärke des ihm gegenüberstehenden Feindes wußte, zu verzichten. Den Zweck der Landesverteidigung aber glaubte es am besten zu erreichen, wenn er den Feind durch Bedrohung der reichen Fabrikdistrikte von Bielitz und Biala dorthin und von Myslowik abzöge. Er bereitete dies durch Verlegung seines Detachements von Nikolai nach Pleß vor, wo täglich starke Patrouillen nach Renty und anderen Ortschaften dieser Gegend gingen und auch eine Expedition nach Bielitz ausgeführt wurde, welches ein kleines Scharmügel bei Renty herbeiführte. Ein etwas größeres Engagement ergab sich infolge des Angriffs, den ein durch diese Beunruhigung herbeigezogenes österreichisches Detachement am 16. Juli auf den Weichselübergang zwischen Dzieditz und Goczalkowik versuchte, der aber von der hier postierten Jägerkompagnie Hauptmann von Rufferow abgewiesen wurde.“

Um den 20. Juli stießen die neuformierten vierten Bataillone wieder zum Grafen Stollberg, der nun 5000 Kombattanten zur Verfügung hatte. Eine neue Aufgabe harnte seiner. Das Generalstabswerk meldet vom 19. Juli:

„Um das noch in Oberschlesien stehende Detachement des Generalmajors Grafen Stollberg, das für seinen ursprünglichen Zweck der Landesverteidigung jetzt entbehrlich war, im Interesse der Hauptoperationen nutzbar zu machen, war vom Oberkommando der 11. Armee am 17. an den genannten General die Weisung ergangen, sich in Teschen zu etablieren und aus diesem Orte die Basis für eine später auszuführende Unternehmung nach Ungarn zu machen, gleichzeitig aber auch die Wiederherstellung der Bahnstrecke Oderberg—Prerau mit Energie zu betreiben und zu sichern.“

Am 23. Juli rückte Graf Stollberg nach Teschen ab.

Vollständige Sicherheit kehrte in Oberschlesien ein und alles ging wieder seinen gewohnten Gang. In den Musestunden zupften wir Gymnasiasten auch Charpie. Bei dem heutigen Stand der Antisepsis würde man sich vor diesen oft durch sehr schmutzige Hände gegangenen aufgezapften Fäden alter Leinwand in medizinischen Kreisen entsetzen, damals konnte nicht Charpie genug für die Verwundeten geliefert werden.

Jetzt konnte man sich auch mit Genuß und Ruhe der Freude über die Siegesdepeschen hingeben, die ununterbrochen aus Österreich und aus Süddeutschland eingingen. Am 26. Juli wurde der Präliminarfrieden mit Österreich in Nikolsburg geschlossen. Österreich kam sehr glimpflich weg, was man in der Heimat gar nicht verstand. Es zahlte nur zwanzig Millionen Taler Kriegsschädigung und trat Schleswig-Holstein ab, das ihn sowieso nicht gehörte. Nicht einen Zoll eignen Gebietes verlor es an Preußen, wie es auch nicht duldete, daß Sachsen Gebiet verlor. Bismarck wollte Österreich als Freund

erhalten, aber das Volk, auch in Oberschlesien, verstand diese Schonung Österreichs nicht. Man glaubte auch an den Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Der Krieg war doch gar zu rasch beendet worden. Die „affenähnliche Geschwindigkeit“, welche bei Beginn des Feldzuges, die Wiener Zeitungen, erbst über das rasche Vorrücken der Gegner, den Preußen vorgeworfen hatten, schien sich nun auch in der Diplomatie einzuführen.

Am 15. August wurde wie üblich auch in Gleiwitz das Schuljahr geschlossen und wir gingen in die Ferien. Von Spuren des Krieges sah ich nur noch die gesprengten und verbrannten Eisenbahnbrücken bei Slupna, sonst herrschte bereits tiefster Friede, der mit Österreich allerdings erst am 23. August definitiv geschlossen wurde.

Im Jahre 1866 wurde ein Lied überaus populär, erst bei den Truppen im Felde, dann in ganz Preußen. Es war bezeichnend für die „Zerrissenheit“ der deutschen Staaten und den Mangel an politischem Gefühl, daß dieses Lied absolut unpolitisch und nicht patriotisch sondern nur sentimental war. Das Lied begann:

Eine Schwalbe macht kein' Sommer
Wenn sie auch die erste wär'.
Macht mein Liebchen mir kein' Kummer,
Wenn sie auch die Schönste wär'.
Ach wie wär's doch so schwer
Auseinander zu gehn,
Wenn die Hoffnung nicht wär,
Auf ein Wieder-Wiedersehn,
Lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl
Lebe wohl auf Wiedersehn!"

Der Friedensschluß mit den einzelnen Bundesstaaten verzögerte sich und erst im Oktober kam der Frieden mit Sachsen zustande. Das allgemeine preußische Dankfest für die Siege wurde am 11. November abgehalten.

Feierliche Siegeseinzüge der rückkehrenden Truppen fanden in der Provinz nicht statt. Man merkte von irgendwelchen Siegeskundgebungen nichts, nur Siegestaler wurden geprägt, auf denen König Wilhelm einen Lorbeerkrantz um den Kopf trug. Die Österreicher erfanden zu diesen Siegestalern einen boshaften Witz. Auf den im Jahre 1864 zuletzt geprägten preußischen Talerstücken, hatte der Wappenadler einen offenen Schnabel und einen dünnen Leib. Die Königskrone schwebte frei über seinem Kopfe. Die Taler von 1866 und auch die Siegestaler zeigten einen anderen Wappenadler: der Schnabel war geschlossen, die Krone saß auf dem Kopfe und der Leib war ziemlich stark.

„Rein Wunder“, höhnten die Österreicher, „der preußische Adler hat sich sattgefressen!“

Sie meinten die Annexionen, die Preußen durch die Einverleibung Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts am Main vorgenommen hatte.

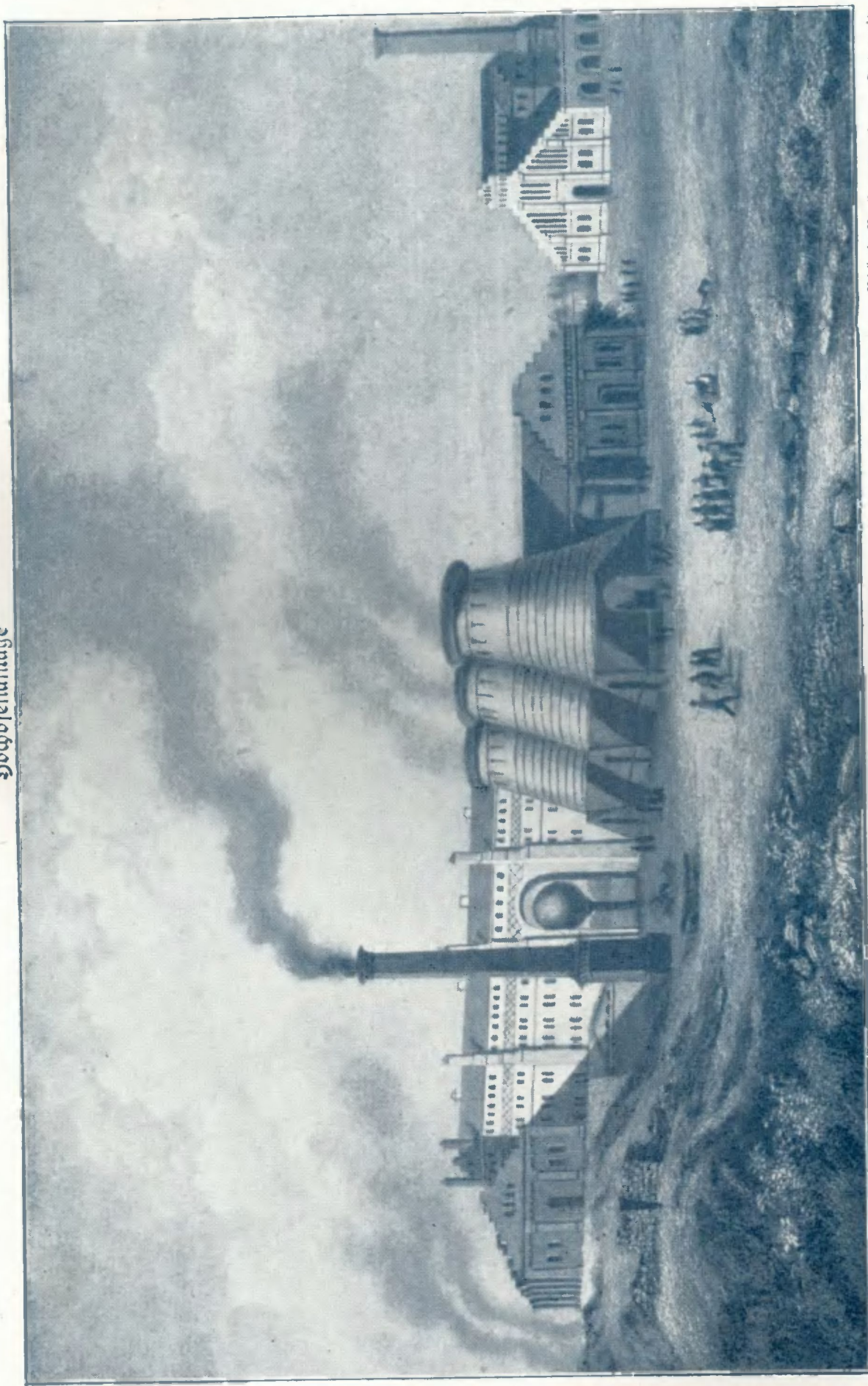
Ein böser Gast kam aber mit den preußischen Truppen aus Österreich zurück: die Cholera. Die Seuche wurde noch dadurch gefördert, daß der Sommer 1866 außerordentlich heiß und trocken war. Unsere braven Truppen haben in Böhmen entsetzliches durch den Durst gelitten. Auch der September brachte noch ungewöhnlich heiße Tage; es wurden sogar noch Erdbeeren zum Verkauf gebracht. Als wir im Oktober nach dem Gymnasium zurückkehrten, kamen auch in Gleiwitz die ersten

Cholerafälle vor. Vielleicht waren sie schon vorhanden gewesen, man hatte nur kein Geschrei davon gemacht. Dann aber ließ sich die Tatsache nicht mehr wegleugnen: die Seuche war da.

Vom Wesen der Cholera wußte man damals gar nichts; man hatte gar keine Ahnung davon wie sie sich verbreitete und wie die Ansteckung erfolgte. Man erzählte, daß in den Jahren 1830 und 1848, als größere Cholera-Epidemien geherrscht hatten, die Ärzte die Kranken in Wachstuchanzügen und mit Wachstuchmasken vor dem Gesicht besuchten, um sich gegen die Ansteckung zu schützen. So viel wußte man: Obst durfte man nicht essen, und es war außerdem sehr wichtig, daß man eine flanellne Leibbinde trug, Flanell stieg sehr im Preise. Neben diesen ärztlichen Verordnungen gab es auch noch allerlei Hausmittel. So galt es für sehr wichtig, ein Stück Kupfer, in Flanell gepackt, auf der Herzgrube zu tragen, und Tausende haben damals wohl einen der großen russischen „Brummer“ (Kupfermünzen) in Leinwand genäht und mit Bändern auf der Brust befestigt, mit sich herumgeschleppt.

Das Gymnasium wurde auch jetzt während der Cholera-Epidemie nicht geschlossen. Draußen auf freiem Felde wurden Zelte errichtet, in denen die Cholera-kranken lagen. Unsere Pension befand sich jetzt in einem Hause respektive Gehöft, durch dessen Hintertür man direkt auf das freie Feld gelangte. Dort, in einer Entfernung von vielleicht zweihundert Schritten, standen Cholera-Zelte. Wir wagten natürlich nicht, die Fenster in den Stuben zu öffnen, damit die Ansteckung nicht durch die Luft bis zu uns käme. Wenn wir aber abends

Stoffeanlage



Die Lurahütte im Jahre 1840

Phoenix-Verlag Eivima, Nationalit

vor der Haustür saßen, dann zogen ohne Sang und Klang Leichenzüge vorüber; an manchem Abend sechs, acht hintereinander. Der Anblick wirkte so niederdrückend, daß man schließlich in das Haus hineinging und sich vergeblich von dem dumpfen Druck der Sorge und Angst zu befreien suchte, der auf jedem damals lastete.

Glücklicherweise nahm die Seuche bald ab; die Cholerafälle verminderten sich, und Hoffnung und Vertrauen kehrten wieder.

Erst nach dem Schwinden der Seuche kam man dazu, sich allmählich klar zu machen, wie ungeheuer die Erfolge waren, die unsere Truppen in Böhmen errungen hatten. Die öffentliche Meinung hatte sich vollständig gewendet. Der so viel geschmähte Bismarck war jetzt ein allgemein beliebter Mann; König Wilhelm, Moltke, Roon, Prinz Friedrich Karl, der Kronprinz, sie waren zu Nationalhelden geworden. Der Norddeutsche Bund entstand und mit ihm war zum Teil wenigstens die Hoffnung auf die Einigkeit des Deutschen Reiches, die seit so vielen Jahrzehnten im Herzen des Volkes geschlummert, in Erfüllung gegangen.



Zwölftes Kapitel.

Feste, Vergnügungen, Zeitvertreib, Volksbrauch und Kinderspiele. (1860 bis 1870.)

Silvester und Neujahr waren rein kirchliche Feste; nicht einmal der Punsch war obligat für den Silvesterabend. Man besuchte am Silvesterabend und Neujahr die Kirchen und beging diese beiden Tage wenig geräuschvoll. Zu Neujahr wurden Gratulationskarten an die außerhalb wohnenden Freunde und Verwandten geschickt, und auch zum Geburtstage bediente man sich derselben. In den sechziger Jahren waren diese Karten noch sehr primitiv, meist nur weiß mit etwas Hochprägung, und wenn ein buntes Blümchen und ein Goldrand an der Gratulationskarte war, galt dies schon für sehr vornehm. Erst in den siebziger Jahren mit den Fortschritten des Buchdrucks und der Papierindustrie kamen die kunstvollen bunten Gratulationskarten mit durchbrochenen figurenreichen Einlagen auf.

An den langen Winterabenden war das Federschleifen eine Beschäftigung und gleichzeitig ein Vergnügen. Hatte die Hausfrau recht viele Gänse geschlachtet, so wurden die Federn, die man in Säcken verwahrt hatte, für den Gebrauch fertig gemacht und gerissen oder, wie man in Schlesien sagt, „geschliffen“. Die Zeiten, in denen die Nachbarn zusammenkamen, um freiwillig und ohne Entgelt beim Federschleifen zu helfen und dafür am Schlusse der Arbeit mit einem guten Abendbrot bedacht wurden, waren auch für Oberschlesien vorüber. Es wurden Frauen zum Federschleifen gegen Bezahlung engagiert, und sie erhielten für den Abend, so viel ich mich erinnere, 20 bis 25 Pfennige, wohl auch noch weniger. Bei dem Federschleifen darf man nicht viel sprechen, damit nicht durch den Hauch des Mundes die Flaumfedern fortgeblasen werden. Es war deshalb eine Erzählerin durchaus notwendig. Eine Frau, welche „bojać, d. h. boiki“ (Märchen) erzählen konnte, fand sich in jedem Ort. Die Märchenerzählerin erhielt ebensoviel Lohn, wie die anderen Frauen, sie brauchte aber nicht zu arbeiten, sondern saß abseits. Ihre Aufgabe bestand darin, durch Erzählungen die Arbeiterinnen zu unterhalten. Für die Kinder war natürlich dieses bojać ein besonderes Vergnügen. Soweit ich mich erinnere, haben diese Frauen nie andere Märchen erzählt, als Übersetzungen der deutschen Märchen vom Dornröschen, Rotkäppchen usw. Es ist mir bekannt, daß es eine ganze Anzahl oberschlesischer Sagen und Märchen gibt; diese habe ich aber erst viel später aus Büchern kennen gelernt, beim bojać habe ich sie nie gehört. Außerdem wurden Gespenstergeschichten erzählt von schwarzen Hunden mit

feurigen Augen, böse Geschichten vom Wassermann, dem utoplec, der stets grüne Zähne und grüne Haare habe und die Mädchen, die ins Bad kamen, ertränkte. Er hatte auch eine Frau, welche die Knaben und Männer, die baden kamen, hinunterzog und umbrachte. Besonders gefährlich war es abends, baden zu gehen. Es wurde auch von Leuten erzählt, die bei der Neujahrs- oder Christmesse zu früh in die Kirche gekommen waren und hier wohl einen Gottesdienst mit Gesang und Orgelspiel vorfanden, aber schließlich entdeckten, daß sämtliche anwesenden Andächtigen bereits Gestorbene waren.

Die Frauen erzählten auch vom „skarbnik“ („skarb“ der Schatz, „skarbnik“ der Schatzehüter), vom Berggeiste. Der Glaube an den Berggeist war damals bei allen Bergleuten fest eingewurzelt, sogar bei den Beamten. Selbst die höheren Beamten lehnten es ab, über diese Frage zu sprechen oder gaben ausweichende Antworten. Die Aufgeklärteren behaupteten, sie sprächen „wegen der Arbeiter“ nicht gern von der Sache; aber man wußte wohl, daß sie selbst an den Berggeist glaubten. Im Bergwerk wurde auch noch streng darauf gehalten, daß niemand pfiff, weil das der Berggeist nicht leiden konnte. Wer aber einmal unten im Bergwerk war, der weiß, wie einem das Pfeifen ankommt, wenn man auch sonst gar keine Neigung dazu hat, sobald man längere Zeit auf den hallenden Laufbrettern der Grund- oder Sumpfstrecke gegangen ist. Ein Couleurbruder von mir, der als Berg-Erspektant in Oberschlesien seine praktischen Arbeiten machte und der leidenschaftlich gern pfiff, ist einmal auf dem Heimwege von der Schicht von Bergleuten, die ihm wiederholt das Pfeifen untersagt hatten, an

einer Streckenkreuzung überfallen worden; die Lampe wurde ihm aus der Hand geschlagen, so daß tiefe Dunkelheit entstand, und dann bekam der „pfiffige“ Berg-Erspektant eine gehörige Tracht Prügel. Eine Beschwerde half ihm nichts, zumal es nicht möglich war, die Täter zu ermitteln.

Jeder Mensch in Oberschlesien kannte die Eigenarten des Berggeistes, der ja im allgemeinen ein Freund der Bergleute war und nur unangenehm wurde, wenn man ihn beschimpfte oder durch Pfeifen ärgerte. Dann konnte es wohl geschehen, daß man ihm, der die Gestalt eines Beamten angenommen hatte, in der Strecke begegnete und von ihm lautlos so gegen den Stoß (Seitenwand) der Strecke gedrückt wurde, daß man für lange Zeit einen Denkfettel bekam. Nicht nur unter Tage, sondern auch über Tage (unter der Erde und über der Erde) gab der Bergmann niemals Licht oder Feuer von seiner Bergmannslampe mit der Hand, sondern er hängte die Lampe mit ihrem Haken immer auf den Bergmannsstock und überreichte so selbst dem besten Freunde die Flamme. Auf diese Weise mußte man dem Berggeist das Licht geben, wenn er einem im Bergwerk begegnete und er um Licht ansprach, weil er sonst nicht nur die Lampe, sondern auch den Arm des Gehenden dazu nahm. Auf der Wildenstein-Segens-Grube wurde noch am Anfange der siebziger Jahre allen Ernstes erzählt, wie der Berggeist wiederholt in der Gestalt des Obersteigers B. (der alte Herr lebt heute noch hochbetagt als Berginspektor in Russisch-Polen) erschien. Wenn die Arbeiter neben der großen Kohlenhalde um das gewaltige Steinkohlenfeuer herumstanden oder saßen, das gleichzeitig zum

Wärmen und zur Beleuchtung diente, sahen sie plötzlich den Obersteiger ebenfalls neben dem Feuer sitzen, schweigend und in die Glut starrend. Wenn man dann näher zusah, entdeckte man, daß der vermeintliche Obersteiger grüne Augen hatte. Vorsichtig faltete dann einer der Arbeiter angeblich die Hände und betete ein Vaterunser, und die Gestalt war verschwunden.

Der Freitag galt auf allen Bergwerken als Unglückstag, und es kamen auch hin und wieder am Freitag Unglücksfälle vor. Dann war der Aberglauben immer wieder neu bestätigt. Niemand aber dachte daran, die Unglücksfälle zu zählen, die auch an anderen Wochentagen oder an Sonntagen geschehen waren.

Im Januar und Februar ging auch die Kolende herum. Es wurde in der Kirche von der Kanzel verkündet, nach welchen Ortsteilen an bestimmten Tagen die Kolende kam. Diese bestand aus dem Geistlichen, dem Pfarrer oder einem Kaplan, dem Lehrer und Organisten, dem Kirchendiener, auch Kirchenvater genannt, und den Ministranten. Die Teilnehmer der Kolende kamen in einem Wagen angefahren und gingen nun von Haus Haus. Beim Eintritt in das Haus sangen sie polnisch und lateinisch. Der Geistliche ging durch die Räume und sprengte sie mit Weihwasser ein, während der Lehrer auf die innere Seite der Türe mit geweihter Kreide schrieb: „C + M + B 1860“. Die drei Buchstaben bedeuteten die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige: Caspar, Melchior und Balthasar; dazu wurde die Jahreszahl gefügt. Diese Inschrift durfte während des ganzen Jahres nicht fortgewischt werden und wurde auch beim Reinemachen sorgfältig geschont. Der Geist-

liche erkundigte sich dann nach dem Befinden und den Verhältnissen der Hausbewohner und empfing ebenso wie die anderen Mitglieder der Rolende Gaben in Geld. Es war üblich, dieses Geld in Papier gewickelt dem Geistlichen, dem Lehrer und dem Kirchendiener in die Hand zu drücken; die Ministranten erhielten das Geld in eine Sammelbüchse gesteckt, die sie mit sich führten. Die Mitglieder der Rolende nahmen auch eine Erfrischung oder einen wärmenden Trunk ein. Schluß der Rolende, die immer erst in den Nachmittagsstunden begann, wurde dann abends bei einer Familie gemacht, die den Geistlichen und Lehrer besonders eingeladen hatte. Der Kirchenvater und die Ministranten fuhren, nachdem sie ihre Gaben empfangen hatten, davon, während der Geistliche und der Lehrer zum Abendbrot und sehr oft bis Mitternacht in der Familie blieben. (Nach Mitternacht darf der katholische Geistliche, der früh wieder die Messe nüchtern lesen muß, nichts mehr genießen und soll auch nicht in Gesellschaften sein.)

Sehr häufig baten auch protestantische Familien, daß die Rolende zu ihnen kommen möge.

Der Märzenschnee galt für besonders heilkräftig. Wenn sich ein Mädchen mit Märzenschnee wusch, wurde es schön.

Mit Beginn des Frühlings, zu Palmsonntag, fingen die Mädchen an, mit dem „goik“ *) herumzugehen. Es war dies ein kleiner Tannenbaum mit buntbemalten Eierschalen, mit Papierketten und einigen Bändern geschmückt, und zu einem goik gehörten immer zwei Mäd-

*) Zweifelsbig auszusprechen: go-ik.

chen. Sie sangen alte polnische Lieder nach einfachen Melodien, und nach jedem kurzen Verse kam der Refrain:

„Nasz goicek zelony,
Pięknie ustrojony“,

das heißt: „Unser Bäumchen ist grün und schön ausgeschmückt“. Der erste Vers des polnischen Textes lautete stets:

„Hier in dieses Haus treten wir hinein,
Glück und Gesundheit wünschen wir herein.“

Der zweite Vers lautete gewöhnlich:

„Und auf unserem Bäumchen sind gemalte Eier,
Welche uns gemalt hat die Frau Arrondator.“

Die Mädchen erwarteten natürlich für dieses goik-Singen eine kleine Münze oder ein Stückchen Kuchen, wohl auch gekochte Eier.

Am Palmsonntag wurden in der Kirche Weidenzweige mit entwickelten Blütenkätzchen, sogenannte Palmkätzchen, geweiht. Selbst in den deutschen Familien steckten diese geweihten Palmenkätzchen hinter irgendeinem Spiegel und guckten dahinter halb hervor. Sie blieben dort das ganze Jahr, denn sie schützten das Haus gegen Blik Schlag.

Wenn die Karwoche kam, suchte jeder Junge seine Klekotka heraus. Es war das ein Brettchen, an dem er unten einen Stiel befestigt hatte. Dieser Stiel ging durch das Brettchen hindurch und hatte oben einen Einschnitt, in dem sich ein Hämmerchen mittels eines Zapfens frei bewegen konnte. Schwang man die Klekotka, so fiel das Hämmerchen auf das wagerechte Brett

und erregte ein lauschallendes Geräusch. Von Gründonnerstag ab wurde in der Kirche von den Ministranten nicht mehr geläutet, ebenso wie auch die Glocken nicht mehr ertönten, sondern es wurde mit den Klekotken auch am Altar das Zeichen bei bestimmten Teilen der Messe (bei der Wandlung und Kommunion) gegeben. In Orten, wo Kirchen waren, vereinigten sich sämtliche Jungen vor der Kirche und ersetzten das sonst übliche Geläut, das die Gläubigen zur Kirche rief, dadurch, daß sie in geschlossenem Zuge ihre Klekotken schwingend durch die Straßen zogen und so das Zeichen zum Gottesdienst gaben.

Am Karfreitag wurde gefastet. Es gab selbst für die Kinder nur mittags Kaffee; die Erwachsenen tranken einen Schnaps, um den „Hungerwurm zu ertränken“, der in ihnen nagte (chroboka zalocz). Man ging in die Kirche und besuchte das Heilige Grab, ein wirkliches Grab, in dem ein großes Kruzifix mit hölzerner geschnitzter Christusfigur lag. Befanden sich mehrere Kirchen im Orte, so war es üblich, mindestens drei heilige Gräber aufzusuchen. Weniger fromme Gläubige zogen von Kneipe zu Kneipe und nannten das auch spottend: „Die heiligen Gräber besuchen.“

Am Tage vor dem Osterfest wurde das fertige Gebäck, Schinken und Wurst nach der Kirche geschafft und hier geweiht. Zu dem Ostergebäck, das von der Hausfrau zubereitet wurde, gehörten die Gelbbrodtel, ein Gebäck in Form eines Striezel (Stolle). Der Teig war mit Safran gelb gefärbt. Obligat für die Osterfeiertage war der gekochte Schinken, der zum Frühstück kalt gegessen werden mußte; dazu Wurst und Eier. Es wurde meist die polnische

Bratwurst genommen. Die Eier waren gefärbt, entweder durch Kochen mit Zwiebelschalen einfach gelb oder durch Färben und Malen recht bunt. Ostereier aus Zucker gab es gleichfalls schon, aber selten. Von dem heutigen Luxus, der mit Zucker- und Schokoladeneiern zu Ostern getrieben wird, hatte man damals noch keine Ahnung. Die Hausfrau mußte einen großen Vorrat von Ostereiern anlegen, da solche auch zum Beschenken der Kinder, besonders der Patenkinder, verwendet wurden. Das Ei hat ja seine uralte Bedeutung: es enthält den Keim des Lebens wenigstens für das Hühnervolk, und deshalb verschenkte man es schon in uralten Zeiten in jener Periode des Jahres, in der in der Natur durch den Frühling wiederum neues Leben begann.

Das Osterfest brachte am zweiten Festtage das Begießen. Die „Männlichkeit“ begoß die „Weiblichkeit“ mit Wasser, eine Erinnerung an die ersten Christentaufen. Wir Jungens besuchten die Damen der bekannten Familien, bespritzten sie aus unseren Eau-de-Cologne-Fläschchen mit einigen Tropfen und erhielten dafür bunte gekochte Ostereier oder Kuchen. Je tiefer man auf der gesellschaftlichen Stufenleiter jener Tage herunterkam, desto intensiver wurde das Begießen; man begoß sich mit ganzen Krügen und Kannen voll Wasser, und wenn die jungen Bauern oder Arbeiter an diesem Tage ein Mädchen erwischten, schleppten sie es wohl unter die nächste Plumpe und ertränkten es fast in Wasserfluten. Dafür waren am dritten Feiertage die Mädchen und Frauen mit dem Begießen an der Reihe und machten von diesem Rechte ebenfalls ausgiebig Gebrauch. In meiner Erinnerung steht es fest, daß dieses gegenseitige

Begießen am zweiten und dritten Osterfeiertage nur Gegenstand des Scherzes und großer Heiterkeit war, daß aber Roheiten irgendwelcher Art dabei niemals vorkamen.

Es wurden ganz raffinierte Mittel angewendet, um am zweiten Osterfeiertage die Weiblichkeit naß zu machen. An Bodenluken, die sich nicht hoch über der Straße befanden, wurden ganz teuflische Vorrichtungen angebracht. Es wurde z. B. eine große Wasserkanne, mit mehreren Litern Inhalt, so schräg gelegt, daß sie auf der Rippe stand und leicht umklappte. Dann wurde an der Kanne ein breites buntes Band befestigt, das aus der Bodenluke bis auf die Straße herunterhing. Wenn ein nichtsahnendes Mädchen, das vielleicht zur Kirche ging, vorüberkam und unwillkürlich das Band prüfte und in die Hand nahm, wohl auch daran zog, dann kippte die Kanne um, und das Mädchen wurde patschnaß.

Der 1. April wurde dadurch begangen, daß man besonders die Kinder in den April schickte. Der Spruch lautete:

„Am ersten April
Schickt man den Esel, wohin man will.
Schickt man ihn weiter,
Wird er gescheiter.“

Ein besonders beliebter Aprillscherz war es, die Kinder in die Apotheke nach Mückenfett zu schicken. War der Apotheker schlau, so gab er dem Kinde für das mitgebrachte Geld ein wenig unschädliches Schweinefett in die kleine Holzspannschachtel, und die Person, die das Kind beauftragt hatte, war hineingefallen.

Zu Pfingsten wurden die Häuser, aber auch das

Innere der Kirchen mit grünen Birkenreisern und Ralmus geschmückt. Am Pfingstsonnabend fand an vielen Orten die Sobotka statt, ein Freudenfeuer, wie es an andern Orten am Johannistage zur Sommer-Sonnenwende angezündet wird. Ich erinnere mich aus meiner Jugend zwei- bis dreimal an solcher Sobotka am Pfingstsonnabend teilgenommen zu haben. Man sah auch drüben jenseits der Grenze auf den Anhöhen in Russisch-Polen vielfach das Pfingstfeuer aufflammen. Erklärt wurden diese Pfingstfeuer damit, daß sie eine Erinnerung an die Ausgießung des Heiligen Geistes seien, der sich ja am Pfingsttage auf die Jünger in Gestalt feuriger Zungen niedergelassen habe.

Das Pfingstfest brachte in allen größeren Orten, wo sich eine Schützengilde befand, das Königsschießen. Dabei war es üblich, zum „Paschen“ zu gehen, d. h. in den Würfelbuden, die auf dem Festplatze aufgeschlagen waren, sein Glück zu versuchen, um durch einen Einsatz beim Würfeln irgendwelche Gewinne von Glas, Porzellan und Metallwaren oder von Eßwaren zu machen. Dieses Pfingstschießen dauerte bei den Schützengilden gewöhnlich acht Tage. Am letzten Tage wurde der König und die beiden Marschälle, die besten Schützen, in feierlichem Zuge von der Schießstätte nach der Stadt und einer nach dem andern in ihre Wohnungen geleitet.

Während des Sommers wurden bei herannahenden schweren Gewittern die Kirchenglocken geläutet. Einzelne Pfarrer aber untersagten dies dem Glöckner. Von Polen herüber hörte man indes, wenn man nahe an der Grenze wohnte, bei schweren Gewittern immer noch dieses Gewitterläuten.

Von den kirchlichen Festen machte das Fronleichnamsfest, gewöhnlich im Juni, den größten Eindruck. Während sich sonst die kirchlichen Feste im Innern der Gotteshäuser abspielten, zogen an diesem Tage die Gemeinden mit fliegenden Fahnen, mit Musik und dem ganzen Pompe der katholischen Kirche aus der Kirche hinaus und in der Stadt herum. An verschiedenen Orten waren Altäre errichtet, an denen eine gottesdienstliche Handlung zelebriert wurde. Die Schützengilden waren mit im Festzuge und feuerten an jedem Altare drei Salven in die Luft; Böllerschüsse fielen, und die Protestanten sowie die Juden gaben sich Mühe, ihre Häuser für dieses rein katholische Fest so gut wie möglich mit Girlanden, Teppichen und Fahnen auszuschnücken. Man lebte eben, wie bereits erwähnt, damals im schönsten religiösen Frieden.

„Peter und Paul“ (29. Juni) war ein offizieller Feiertag.

„Peter Paul Wurzel
Bricht dem Getreide die Wurzel“

war ein Spruch, der eine richtige Beobachtung enthält, denn um jene Zeit beginnen die Wurzeln der Gramineen, zu denen auch unsere Getreidearten gehören, abzusterben.

Am 1. November war das Allerheiligenfest; am 2. November kam das Fest Allerseelen. Der 1. November ist ein offizieller katholischer, Allerseelen nur ein kirchlicher Feiertag. In den katholischen Kirchen stand am Vormittag von Allerseelen beständig ein Geistlicher auf der Kanzel, welcher Namen von Verstorbenen verlas. Es wurde zu Hause eine Liste aller Bekannter, die in den

letzten Jahren gestorben waren, auch der längst verstorbenen Eltern und Großeltern zusammengestellt. Diese Liste gab man in der Sakristei ab, bezahlte für das Verlesen jedes Namens einen Silbergrofschen, und der Kirchenvater schaffte immer wieder neue Listen dem Geistlichen auf die Kanzel hinauf. War eine Anzahl von Namen, ungefähr hundert, verlesen, so wurde ein Gebet gesprochen.

Am Allerseelenabend besuchte man die Gräber der Verstorbenen auf den Kirchhöfen. Es wurden wohl auch Lichter auf den Gräbern an jenem Abend angezündet; doch war dies, soviel ich weiß, nicht allgemein üblich.

Im Oktober, spätestens im November begann für Oberschlesien eine festliche Zeit: das Schweineschlachten. Bei den eigentümlichen Verproviantierungsverhältnissen war die Hausfrau gezwungen, sich für den Winter mit genügenden Vorräten zu versehen. Auch diejenigen Familien, die kein Vieh hielten, kauften auf dem Herbst-Viehmarkt ein großes fettes Schwein, das nach Hause getrieben wurde. Hatte man viel Bekanntschaft und erwartete man viel Besuch, so wurde auch noch ein kleineres Schwein dazu gekauft. Das Schweineschlachten besorgte der Fleischer, von dem man immer sein Fleisch entnahm. Der Meister erhielt dafür gar nichts; nur der Geselle, der ihn begleitete, bekam einen Taler. Schon am Tage vorher wurden ganze Berge von Pfeffer, englischem Gewürz, Salz, alles fein gestoßen aufgeschichtet; dazu kamen in Würfel geschnittene alte Semmel, auch Korinthen. Der Schlächter mit seinem Gesellen, wohl auch einem Lehrling, der natürlich dann auch ein Achtgrofschenstück als Trinkgeld bekam, erschien bei Morgengrauen im Hause.

Das Schwein oder die Schweine wurden durch Hiebe mit dem stumpfen Teile der Axt auf den Kopf betäubt; der Hals wurde durchstoßen, das Blut in einem Topf aufgefangen und eifrig gerührt, damit es nicht gerinne. Dann wurde das Schwein in den Wäschetrog gelegt, einem muldenförmigen aus einem dicken Baumstamme gearbeiteten Behälter von 2 bis 2½ m Länge, in dem sonst die Wäsche gewaschen wurde. Das Schwein wurde gebrüht, von Borsten befreit und dann an der Stall- oder neben der Haustür an dem Krummholz aufgehängt, aufgeschnitten und auseinandergenommen. Sofort wurde meist der ganze Kopf, die Bauchteile, der Hals in großen eisernen Töpfen aufgesetzt, um das „Wellfleisch“ herzustellen; dazu kamen Nieren und Lunge. Um 10 Uhr vormittags fanden sich schon die ersten Gäste ein, Bekannte, welche nicht nur geladen, sondern auch ungeladen kamen. Sie vertilgten das Wellfleisch, tranken dazu Bier und ausgiebig Kornschnaps, um das Fett, wie es hieß, zu zertheilen. Dann gingen sie davon und wieder in ihre Bureaus oder Geschäfte. Unterdes arbeitete der Fleischer mit seinem Gesellen eifrig an der Herstellung der Würste. Es wurden angefertigt Leberwürste, Semmelwürste (enthaltend Blut, einige Fleischstücke und die Semmelwürfel, hin und wieder auch Korinthen, kleine Rosinen), Graupenwürste (enthaltend gekochte Buchweizengröße mit Fett und Speckstücken). Aus dem Magen wurde eine große Preßwurst hergestellt. Um 2 oder 3 Uhr nachmittags kamen schon die ersten Gäste zur frischen Wurst. Jeder von ihnen erhielt eine Tasse heißer Wurstsuppe; dann gab es in Butter und Fett gebratene frische Wurst, dazu Sauerkohl und Kartoffeln. Die Hausfrau mit Tochter

und Dienstmädchen hatten mit dem Braten der Wurst bis in die späten Abendstunden zu tun, denn immer wieder kamen Gäste zum Wursteffen. Gegen Abend begann die Hausfrau auf Tellern die Geschenke für Verwandte und Freunde aufzubauen. Auf jeden Teller kam eine Anzahl von Leberwürsten, von Blutwürsten und Graupenwürsten; dazu unter allen Umständen ein Stückchen Schmeer (Liesenfett). Gute Bekannte oder nahe Verwandte erhielten wohl auch noch ein Stück Rammbraten in rohem Zustande. Der Teller wurde in eine Serviette mit vorschriftsmäßigen Bispeln eingebunden, und das Dienstmädchen trug in den Abendstunden die Würste aus, dafür reichliche Trinkgelder einheimsend. Man gab, nicht um des Dienstmädchens, sondern um der Bekannten willen, 4 bis 8 Groschen Trinkgeld. Diese verschenkten Würste und das, was die Gäste an Fleisch verzehrten, machten soviel aus, daß das kleine Schwein, das man neben dem großen geschlachtet hatte, an diesem Tage vollständig draufging. Die Gäste blieben bis tief in die Nacht, tranken sehr viel Bier und verschiedene Sorten Schnaps und machten auch ein Spielchen. War man weit bekannt, so hatte man im Winter fast täglich eine Einladung zu Wellfleisch und Wursteffen.

Natürlich blieb beim Schweineschlachten trotz der Gasterei und der Geschenke noch eine Menge Fleisch und Speck übrig. Speck und Fleisch wurden von der Hausfrau selbst in großen Zubern mit Salz und Salpeter eingepökelt und dann nach der nächsten Stadt, wenn sich im Orte nicht selbst eine Räucherammer fand, geschickt, um dort gegen Entgelt geräuchert zu werden. Auch Leberwürste ließ man räuchern. Man verwahrte aber auch



Rhönir-Berlag Eivinnar, Rattolung

Laurabütte im Jahre 1845—1850

frische Wurst, besonders Leberwurst, lange Zeit im kühlen Keller, in dem man sie auf Tischen, die mit Stroh bedeckt waren, niederlegte.

Am 6. Dezember kam der „Nickel“, der heilige Nikolaus. Er trug stets einen Pelz, dessen haarige Seite nach außen gekehrt war, hatte eine große Rute, trug Ketten um den Leib, mit denen er fürchterlich rasselte, ließ die Kinder beten und bedrohte sie mit der Rute für alle Unarten, die sie im Laufe des Jahres begangen hatten, bis schließlich die Mutter Fürsprache für die Kinder einlegte. Manchmal ließen die werten Eltern aber auch die Kinder von dem Nickel wegen begangener Untaten ordentlich durchprügeln. Zum Schluß gab es aus dem großen Sack, den der Nickel bei sich trug und in dem er angeblich die kleinen Kinder mit sich nahm, irgendwelche Geschenke, welche natürlich die Eltern vorher spendiert hatten. Der Nickel kam nur auf Wunsch und mit Erlaubnis der Eltern, und sehr viele deutsche Eltern verboten sich seinen Besuch, weil sie die Kinder nicht erschrecken und ängstigen wollten. Manchmal war der Nickel auch noch von einem Teufel begleitet, der sich sehr ungeberdig benahm.

Kam die Weihnachtszeit heran, so begannen die Männer mit dem „Krippel“ oder auch schon die heiligen drei Könige herumzugehen. Die Männer mit dem Krippenspiel trugen auf einer Tragbahre eine Art Puppentheater, auf dem im Hintergrunde die Geburt Christi im Stall zu Betlehem dargestellt war. Im Vordergrund dieses Theaters aber fanden wirkliche Puppenaufführungen statt: es traten Gott Vater, der Teufel, einige Engel, Christus (der eigentlich im Hintergrunde erst geboren war) und verschiedene Heilige auf. Es wurden

dazu Verse aufgesagt und Lieder gesungen. Die Heiligen drei Könige waren Jungen entweder aus der Nachbarschaft oder aus dem Orte selbst, welche sich mit Hilfe weißer Hemden, die sie über die Kleidung trugen, und durch Kronen aus Goldpapier in die heiligen drei Könige verwandelt hatten. Einer von ihnen hatte ein geschwärztes Gesicht, ein anderer einen langen Hirtenstab, mit dem er während des Gesanges im Zimmer auf und abtanzte. Sie sangen deutsch oder polnisch. Von dem deutschen Text erinnere ich mich noch folgender Verse:

„Herodes, der schaute zum Fenster heraus,
Herodes, der sprach mit falschem Sinn;
Ihr lieben drei Weisen, wo wollt Ihr denn hin?“

Der Bethlehemitische Kindermord wurde symbolisch dadurch dargestellt, daß einer der Heiligen drei Könige mit einem großen Messer oder einem alten Säbel einer Puppe den Kopf abschlug. Diese Heiligen drei Könige zogen von Mitte Dezember bis Mitte Januar herum. Es gab aber auch erwachsene Heilige drei Könige, besonders aus Galizien, welche gewerbsmäßig von Ort zu Ort zogen, wirkliche ansehnliche Kostüme besaßen und immer einen Stern mit sich führten, der während des Gesanges eifrig gedreht wurde. Das Licht in dem Sterne stand fest und leuchtete durch das Papier, mit dem die Vorderseite des Sterns beklebt war, hindurch.

Die Heiligen drei Könige erwarteten Geldgeschenke.

Für das Weihnachtsfest wurde wiederum gebacken, und diesmal war die Striezel vorschriftsmäßig. Christbäume fand man nur in den deutschen Familien, und auch hier nicht überall. Es wurden Geschenke, und zwar

am Weihnachtsabend, besonders an die Kinder gegeben; die Hauptsache aber war am Weihnachtsabend das Essen, bestehend aus Fischsuppe, Karpfen mit polnischer Sauce (Bier, Pflaumenmus, Pfefferkuchen und Zitronenschale gehörten in die Sauce) und die bei den Kindern sehr beliebten „Mohnklüsel“.

Ich erinnere mich, daß am Weihnachtsabend sehr häufig Männer herumzogen, die vor den Türen mit Peitschen knallten. Nach der einen Version soll dieses Peitschenknallen die bösen Geister vertreiben. Mein Vater erzählte mir aber, daß in früheren Zeiten auf den Gutsböfen die Schäfer am Weihnachtsabend auf dem Hofe erschienen, um durch dieses Peitschenknallen der Herrschaft eine Aufmerksamkeit zu erweisen.

So haben wir den Kreislauf des Jahres in Festen und Gebräuchen betrachtet und gehen nunmehr zu den weltlichen Festen über.

Diese waren selten genug. Obenan standen die „Bergfeste“. Das offizielle Jahresfest der Bergleute fand am 4. Dezember, am Barbara-Tage, statt. Beamte und Arbeiter in voller Berguniform, mit der Werkfahne und Musik, zogen dann von allen Seiten nach dem nächsten Kirchort, und Myslowitz z. B. bot an einem solchen Tage einen ganz eigenartigen Anblick, da aus weitem Umkreise die Festzüge der Bergarbeiter zu dem Hochamte eintrafen, das in der katholischen Kirche abgehalten wurde. Unmittelbar nach dieser kirchlichen Feier wurden die Arbeiter in Myslowitz durch einen Trunk und durch Wurst und Semmel gestärkt; dann marschierte man zurück nach dem Bergwerk, wo auf Kosten der Gewerkschaften die Feierlichkeiten stattfanden. Natürlich wurde auch bei

diesem Bergfeste wacker gezecht, und ich entsinne mich einer Barbarafestpredigt des in weitesten Kreisen überaus beliebten und hochgeschätzten Präbendarius Schmidt in Myslowitz, welcher den Bergleuten wacker ins Gewissen sprach und ihnen in seiner humoristischen Art und Weise klar machte, wie sie vollbewußt ihres schweren und gefährlichen Berufes am Vormittag zur Kirche kämen, um dann nachmittags in ihrer Trunkenheit mit den Federbüschen der Schachthüte die Straßengräben auszufegen. — Sonst fanden Bergfeste statt bei Vollendung gewisser größerer Arbeiten, wie zum Beispiel eines Querschlages zwischen zwei derselben Gewerkschaft gehörenden Bergwerken, bei Erreichung neuer Flöze, bei Einweihung neuer Schächte. Bei solchen Anlässen wurden die Arbeiter und deren Angehörigen auf dem Bergwerk nachmittags mit Speise und Trank bewirtet. Auf besonderen Tanzböden tanzte man beim Klange der Musikkapelle. Die Beamten und ihre Angehörigen hatten im Bechenhause ein Essen; sehr oft aber fanden im Bergwerk selbst Festlichkeiten statt, zu denen hervorragende Persönlichkeiten aus der Nachbarschaft, Herren und Damen eingeladen waren. Es wurde dann in MUSHIEBEN getafelt, Toaste wurden ausgebracht, und wer konnte, drängte sich zu solchen höchst interessanten Festessen unter Tage.

Bekannte vereinigten sich im Winter zu Tanzkränzchen, im Sommer zu Picknicks, die im nächsten Walde abgehalten wurden und zu denen jede teilnehmende Familie Speise und Trank mitbrachte, die mit den befreundeten Familien ausgetauscht und geteilt wurden.

Familienverkehr bestand vielfach, wobei die aus-

giebigste Gastfreundschaft in echt slavischem Stil geübt wurde: man gab das Beste her, was Haus, Küche und Keller hatten. Die Männer spielten zur Unterhaltung Karten. Sechsendsechzig war das beliebteste; es wurde zu zwei, drei und vier Personen gespielt. Hin und wieder gab es auch *Préférence*; sehr häufig aber wurde in bescheidenen Grenzen auch das berühmte Hazardspiel „Mauscheln“ in den Familien getrieben. In den Restaurants und Rneipen wurde besonders am Geldtage scharf gespielt; es kamen dann nicht nur hervorragende Billardkünstler aus Beuthen und Gleiwitz, welche ihre eigenen Queues mitbrachten und mit den Beamten die Partie Billard um 5 bis 10 Taler spielten, sondern es wurde auch Bank gehalten, und Lustige Sieben, Meine Tante, deine Tante und Pharao wurden sehr stark gespielt. Zur Entschuldigung wurde wohl nicht mit Unrecht immer angeführt, daß es geistige Genüsse zu jener Zeit in Oberschlesien gar nicht gab und daß außer Trunk, Spiel und Weibern nichts von Vergnügungen vorhanden war.

Zu Volksfesten wurden auch die jährlichen Feste der Schulen, die sogenannten „Spaziergänge“ im Sommer. Diese Schulfeste verliefen stets nach ein und demselben Programm. Die Schüler versammelten sich mittags nach dem Essen auf dem Schul- oder Turnplatz und wurden hier klassenweise rangiert. Die Jungen trugen Rindersäbel und Helme oder Tschakos, wie man sie in den Spielzeugläden bekam. Die Mädchen hatten Reifen mit bunden Bändern umwunden, und kleine Stöcke, um diese Reifen beim Werfen aufzufangen. Die Mädchen waren in weißen oder bunten Kleidern, die Jungen meist in Turnanzügen. Der Turnlehrer hatte auch das

Kommando des Festzuges. Das Trommler- und Pfeiferkorps, bestehend aus Schülern, trug zur Turnhose und der Turnmütze aus Segelleinwand grüne Blusen, welche die Schule lieferte. Natürlich fehlten auf diesen grünen Kitteln, wie man die Blusen nannte, auch die Schwalbennester aus roter und weißer Wolle nicht. Die Schulen führten fast immer Fahnen; oft hatte jede Klasse eine solche. Ein Musikkorps, gewöhnlich die Stadtkapelle, manchmal auch eine Bergkapelle, in Uniform, setzte sich an die Spitze. Ihr folgten die Trommler und Pfeifer, auf diese die Stadtväter, der Schulvorstand, die älteren Lehrer, dann in langem Zuge die Schulkinder, rechts und links begleitet von ihren Angehörigen. Es lag wirklich viel Patriarchalisch-Gemütliches in diesen Schulspaziergängen. Es dürfte nicht schwer sein, den Ursprung dieser Schulausflüge in der schönen Jahreszeit bis auf die zum Götterkultus der Slaven und Germanen gehörenden Feste in der freien Natur zurückzuführen. — Dem Zuge folgte gewöhnlich eine größere Wagenburg, besetzt von denjenigen erwachsenen Festteilnehmern, welche nicht gut zu Fuße waren, sowie zur Verfügung der kleinsten Schüler, die eventuell den Marsch noch nicht aushielten. Dieser dauerte immerhin dreiviertel bis eine Stunde; dann war man endlich im kühlen Walde auf dem Festplatz, auf dem alle möglichen Vorkehrungen zur Belustigung getroffen waren. Die meisten Jungen hatten ihre Blasrohre mitgebracht, die sie während des Marsches, der in möglichst militärischer Ordnung vor sich ging, auf der Schulter getragen hatten. Es begann gleich das Schießen nach der Scheibe mit dem Blaserohr, und zwar vermittels sogenannter

Zwecken, die man sich selbst herstellte, indem man einen guten eisernen Nagel nahm, ihn auf einem Steine zuspitzte und dann aus bunten Stoffresten über dem Kopfe des Nagels die Fiederung des Volzens bildete. Jedes Kind erhielt ein paar Würstchen und eine Semmel, die älteren Schüler auch Bier. Die Schüler, die nicht mit dem Bläserohr nach der Scheibe schossen, spielten „Ritter und Räuber“ unter Anführung der Lehrer. Topfsschlagen, Sackhoppfen, Blindekuh waren die Vergnügungen, welche Jugend und Alter amüsierten. Manchmal gab es ein Stangenklettern um Preise, ein Springen nach Würsten, die vermittels einer Schnur in dem Augenblick hochgezogen wurden, in dem der Bewerber danach griff; ein Wettessen von Würsten, Wettlaufen und ähnliche Scherze. Für die Erwachsenen war entweder ein Rasenfeld als Tanzboden eingerichtet, oder man hatte durch die Liebenswürdigkeit eines benachbarten Bergwerksleiters sogar einen gedielten Tanzboden zur Verfügung. Die besten Bläserohrschützen unter den Jungens wurden als Könige und Marschälle proklamiert, und erst in später Abendstunde trat man den Rückweg nach dem Heimatsorte wieder an.

Hier ist wohl auch der Ort, um die Spiele der Kinder zu beschreiben. Kann man doch stets aus diesen kindlichen Spielen einen Schluß auf die Eigenart der Bewohner gewisser Landstriche ziehen.

Am meisten wurde ein Jage- und Haschespiel getrieben, bei dem es darauf ankam, daß einer der die Loisa oder Loiska (kommt das von der slavischen Todesgöttin Liska?) hatte, einem der andern, die vor ihm davonliefen, einen Klaps gab. Dann hatte der Geschlagene die Loisa und

mußte die anderen jagen. Erreichte man ungeschlagen einen bestimmten Ort, so war man „frei“. — Sehr beliebt war das Vogelverkaufen. An einer Wand stellte sich eine Anzahl von Kindern auf. Einer war der Verkäufer, der andere der Teufel, der ihm die Vögel abkaufte. Die Vögel gaben sich selbst Namen und versuchten dann durch allerlei Bewegungen und durch die Stimme den Vogel nachzuahmen, für den sie sich ausgaben. Aus dem Gebahren der Kinder mußte der Teufel herauszufinden suchen, welche Vögel der Verkäufer besaß. Nannte er einen richtigen Namen, so begann das Feilschen um den Vogel. Sobald man handelseinig war, zahlte der Teufel dem Verkäufer die verabredete Anzahl von Talern in Gestalt leichter Schläge auf die ausgestreckte Hand. Während dieser Zeit durfte der verkaufte Vogel ausfliegen, um Vorsprung zu gewinnen. Dann jagte ihn der Teufel, während der Vogel versuchte, in großem Bogen zu dem Verkäufer zurückzukehren. Erwischte ihn unterwegs der Teufel, so wurde der gefangene Vogel Teufel und mußte die andern jagen.

Außerordentlich verbreitet war das Klippenspiel. Es wurde ein rundes, zirka 12 cm langes Holz an beiden Enden zugespitzt und mit einem langen Schlagstock auf eine der Spitzen geschlagen. Dadurch sprang das runde Holz, die Klippe, in die Höhe, und während es sich in der Luft befand, suchte ihm der Schlagende mit dem Schlagstock noch einen kräftigen Schlag zu geben, damit die Klippe möglichst weit flog. Dreimal wurde die Klippe geschlagen; dann handelte es sich darum, wie viel Schlagstocklängen dem Schlagenden zugebilligt wurden. War ihm die Zahl nicht genügend, so maß er mit dem Schlagstock

bis zu dem Loch, von dem aus die Klippe am Anfange des Spieles mit dem Schlagstock herausgeschleudert worden war. Man spielte in zwei Parteien. Gelang es der Partei, die draußen stand, die herausgeschleuderte Klippe zu fangen, so hatte die ganze Partei gewonnen. Nach dem Herauswerfen wurde der Schlagstock quer über das Loch gelegt, aus dem die Klippe geschleudert worden war. Die Gegenpartei versuchte von dem Ort aus, an dem die Klippe niedergefallen war sie so zu werfen, daß sie den Schlagstock traf; dann war der Betreffende, der geschleudert hatte, aus dem Spiel. Unzweifelhaft erforderte das Spiel sehr viel Gewandtheit und schärfte das Augenmaß.

Die durch die Landesverhältnisse erzeugten Spiele waren „Holzdieb und Förster“, „Felddieb und Amtmann“ und „Schwärzer und Steuerbeamter“.

Ich will, weil dies die Leserinnen interessieren wird, mittheilen, welche Tänze damals in Oberschlesien üblich waren. Es wurden getanzt: die Mazurka oder Polka, der Krakowiak, die Tirolienne, der Rheinländer, auch hin und wieder bereits der Walzer. Manchmal sah man auch besonders kräftige und gewandte jüngere Männer den echten Kosakentanz aufführen, der nur von zwei Männern getanzt wird. In der Kniebeuge springen auf einer Stelle die Tänzer nach dem Takte der Musik, strecken bald das eine, bald das andere Bein vorwärts, rückwärts und seitwärts, was mit gebeugten Knien außerordentlich anstrengt. Dann springen sie in die Höhe, drehen sich um sich selbst, klatschen in die Hände, schlagen die Hacken zusammen und das wilde Jauchzen, das bei allen slavischen Volkstänzen von den Männern ausge-

stoßen wird, ertönt auch bei diesem Tanze, der so echt kosakisch ausah, daß man über seinen Ursprung nicht im Zweifel sein konnte.

Mit der Pflege der Kunst sah es in Oberschlesien damals natürlich sehr traurig aus. Obwohl Oberschlesien einige ganz hervorragende Bildhauer auch in jener Zeit erzeugt hatte, kümmerte sich doch kein Mensch um Gemälde oder um plastische Kunstwerke. Mit der Literatur war es, wie bereits erwähnt, auch schwächlich bestellt. In den besseren Familien fand man die „Gartenlaube“ und „Über Land und Meer“, sehr selten auch die „Fliegenden Blätter“. In katholischen Familien las man die belletristischen Blätter aus dem großen katholischen Verlag von Benzinger & Co. in Einsiedeln in der Schweiz. In den Restaurants hielt man die Breslauer und die Schlesische Zeitung sowie den Kladderadatsch. Bücher kaufte man eventuell von Kolporteurs. Buchhandlungen gab es nur in Beuthen und Gleiwitz. In den kleineren Städten hatten die Buchbinder gleichzeitig Bücher zu verkaufen. Die Buchbinder hatten auch kleine Leihbibliotheken, in denen damals vor allem die schwedischen, später die englischen Übersetzungen eine Hauptrolle spielten. Am Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre war der Kalender „Der Lehrer hinkende Bote“ in Oberschlesien sehr beliebt und wurde auch in großen Mengen gekauft.

Was die Musik anbelangt, so wurde die Kirchenmusik nach Möglichkeit gepflegt. Bei Hochämtern und sogenannten figurierten Messen wirkte nicht nur der Sängerkhor, sondern ein ganzes Orchester mit Pauken und Trompeten mit. Es galt immer für eine Ehre, sich

bei der Kirchenmusik beteiligen zu können, und mancher weißhaarige Gemeindegenosse strich noch die Geige im Kirchenchor oder blies die Trompete. Mit der Kirchenmusik halfen sich auch Protestanten und Katholiken gegenseitig bei großen Festen aus. — Die Hausmusik bestand aus dem Klavier. Man fand noch sehr alte Exemplare mit schwarzen großen und weißen kleinen Tasten. Auch alte spinettartige Instrumente hatten sich noch vererbt. Violine und Flöte wurden gleichfalls viel gespielt. Vor allem erhielten die Knaben Violinunterricht, und die Elementarlehrer verschafften sich durch diesen Unterricht eine Nebeneinnahme.

Die öffentliche Musik besorgte im allgemeinen der Drehorgelspieler. Außer ihm kam hin und wieder ein Dudelsackpfeifer. Herumziehende Musikanten, welche sämtlich den Namen „Böhmen“ führten, kamen häufig. Manchmal trugen sie Bergmannsuniform. Oft spielten sie ziemlich gut, es gab aber auch Kapellen, welche gräßliche Dissonanzen verzapften.

Eine ganz eigenartige Musikkapelle bildeten die Kempner Juden. Es waren dies fünf jüdische Männer aus Kempen in der Provinz Posen, welche jahraus, jahrein Posen und Schlesien bereisten. Sie gingen mit fahrplanmäßiger Regelmäßigkeit in bestimmten Zwischenräumen wieder nach demselben Ort, waren überall beliebt und hatten gute Einnahmen, weil sie nicht nur auf ihren Instrumenten (zwei Geigen, Bratsche, Brumbas und Flöte) spielten, sondern auch sangen. Sie hatten sich besonders patriotische Lieder zurechtgemacht oder dichten lassen, die stets mit furchtbarem Jubel aufgenommen wurden. Anno 1866 war ihr Hauptlied:

„Das war der Benedek,
Die Preußen kriegten 'nen großen Schreck.
Er hat gewollt kommen nach Berlin so bald,
Er hat müssen machen bei Königgrätz Halt.“

1870 hatten sie ein äußerst beliebtes Lied, mit dem Refrain:

„Mac-Mac-Mac-Mac-Mac-Mahon,
Frike kommt und hat ihn schon.“

1873 nach dem großen Krach war ihre Hauptrepertoire-Nummer:

„Der Krach, der große, große Krach!“

Es waren diese Juden ehrliche, solide Männer, die ihre Einnahmen sorgfältig sparten, die ihre Söhne studieren ließen und, wie gesagt, überall gern gesehen waren. Wir werden ihnen noch später in ihren „Beziehungen“ zu König Wilhelm I. und Kaiser Friedrich begegnen.

Im Jahre 1882 habe ich im Berliner Tageblatt einen Artikel über diese Kempner Juden veröffentlicht, der zur Folge hatte, daß von Berlin aus an diese eigenartige Kapelle glänzende Offerten ergingen, damit die Leute nach Berlin kämen, um hier aufzutreten. Es hat mich immer gefreut, daß die Mitglieder der Kapelle verständig genug waren, diese Angebote auszuschlagen. Sie wußten wohl, daß sie keine Künstler waren und daß sie nur auf dem heimischen Boden, wo die Tradition und die allgemeine Beliebtheit ihnen den Hintergrund gab, gedeihen konnten. Sie wußten genau, daß sie in Berlin wohl nur eine komische Rolle gespielt hätten, und so lehnten sie die glänzenden Offerten ab.

In Rattowitz bestand ein Musikverein, in dem Dilettanten zusammenkamen, um zu üben und größere Musikstücke, wie Oratorien, in öffentlichen Konzerten aufzuführen. Diese Musikvereine erfreuten sich eines sehr guten Rufes. In den größeren Städten traf man wohl auch noch Gesangsvereine. Sonst war das Vereinsleben überaus dürftig. Der Schützenvereine geschah bereits Erwähnung. Ende der sechziger Jahre entstanden auch in Oberschlesien Feuerwehrovereine, von denen einzelne sich durch hervorragende Leistungen bei Bränden ein großes Renommee verschafften. Auch Turnvereine fand man in den größeren Orten, aber sie waren immer noch demagogisch anrühlig.

In den Schützen-, Turn- und Gesangsvereinen wurde bekanntlich vor 1870 der Gedanke an die Einigung des deutschen Volkes fast allein gepflegt. Unter den deutschen Fürsten war als Schützen-, Gesangs- und Turnerbruder besonders der Herzog Ernst von Koburg-Gotha bekannt, und es ist bezeichnend, daß er auch Protektor der Myslowitzer Schützengilde war. — Herumziehende Theater waren selten. Ich erinnere mich als Kind nur zweimal das Theater besucht zu haben, und beide Male sah ich ein altes Lustspiel: „Des Teufels Popf“. — Hin und wieder traten selbst in den kleineren Industrieorten Mundharmonika-Spieler, Taschenspieler und ähnliche Künstler auf, und das gab immer eine angenehme Abwechslung.

Nach Gleiwitz kam während meiner Gymnasialzeit im Winter stets für längere Zeit ein Theater. Aber unser Religionslehrer war wohl noch in der mittelalterlichen Anschauung befangen, daß das Theater ein Teufelswerk sei. Den Schülern war selbst in Begleitung ihrer Eltern

der Besuch des Theaters nur in Ausnahmefällen gestattet. Man mußte um besondere Genehmigung unter Angabe des Stückes, das aufgeführt werden sollte, beim Ordinarius, beim Religionslehrer und eventuell auch noch beim Direktor einkommen. Durch solchen Theaterbesuch setzte man sich namentlich beim Religionslehrer in kein günstiges Licht. Das hatte zur Folge, daß die älteren Schüler gar nicht erst um Genehmigung einkamen, sondern in wilden Verkleidungen, mit falschen Bärten und in einer Art Räuberzivil auf der Galerie, wo sie nicht zu fürchten brauchten, einem Lehrer zu begegnen, den Theateraufführungen beiwohnten.

Zu den öffentlichen Konzerten, die auf künstlerische Würdigung Anspruch machen konnten, gehörten die der Musikkapelle der 2. Mannen aus Gleiwitz, die hin und wieder einmal nach Myslowitz zum Konzertieren, sowie die österreichischen Kapellen, die aus Troppau, Krakau usw. nach Myslowitz kamen und besonders in dem großen Garten von Sobek Konzerte gaben. Aus meilenweiter Entfernung fuhren dann mit Eisenbahn und Wagen die Gäste herbei, um sich diesen seltenen Genuß einmal zu gestatten. Der Krieg von 1866 brachte für diese österreichischen Musikkapellen allerdings eine Unterbrechung ihrer Konzerte; aber 1867 waren sie schon wieder da, und die Kriegsfeindschaft war längst vergessen. Wie es sonst mit den Vergnügungen stand, dafür kann ich aus eigener Erfahrung ein charakteristisches Beispiel anführen. Wenn ich selbst bis nach 1870 bei meinen Eltern war, gab es unter gewöhnlichen Umständen nur ein Sonntagsvergnügen. Nach dem Mittagessen fuhr eine einspännige Britschke vor, meine Eltern und ich stiegen

ein, und wir fuhren nach dem Bahnhofe Rattowik. Dort setzten wir uns in den Wartesaal, tranken Kaffee und ein Glas Bier, erfreuten uns an dem Leben und Treiben besonders beim Abgang der russischen Züge nach Sosnowice, und nach einigen Stunden setzten wir uns wieder auf unseren Wagen und fuhren nach Hause. Die Fuhre kostete den zivilen Preis von 1.50 Mark; wir aber waren überzeugt, einen sehr schönen, genußreichen Nachmittag verlebt zu haben. — Wie sagt doch Victor von Scheffel:

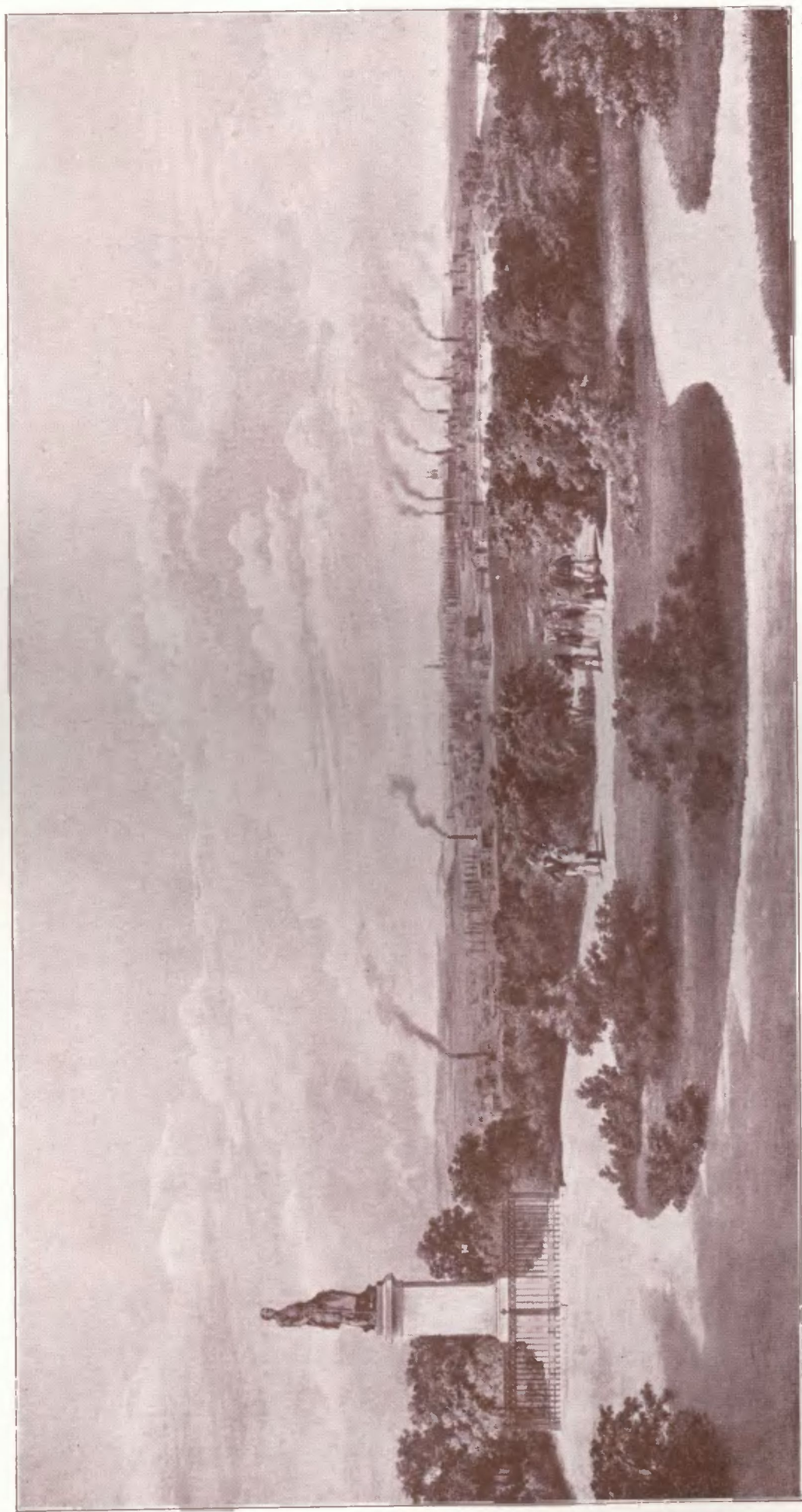
„Die Welt war damals harmlos noch“.



Dreizehntes Kapitel.

Beuthen.

Beuthen in Oberschlesien blickt auf eine Jahrhunderte lange Geschichte zurück, denn der Ort ist höchstwahrscheinlich schon am Ende des zwölften Jahrhunderts angelegt worden. Sehr wechselnde Schicksale sind dieser Stadt beschieden gewesen. Im dreizehnten Jahrhundert müssen die Bleierze, welche die Bürgerschaft in der Nähe grub und in ihren Häusern schmolz, so silberhaltig gewesen sein, daß sich selbst bei dem primitiven Schmelzprozeß jener Zeit der Bergbau gut lohnte; sollen doch damals die Kinder der vornehmsten Bürger in silbernen Wiegen gelegen haben. Dann folgten aber Jahrhunderte des Unglücks und des Niederganges. 1363 im Juni ertränkte die Bürgerschaft Pfarrer und Kaplan in dem Margarethenteiche. Die Beuthener waren mit den Geistlichen wegen des Zehnten vom Silbererzbergbau in Differenzen geraten; die Geistlichkeit hatte den Bann ausgesprochen, und die Bürgerschaft hatte die Geistlichen



Königshütte mit dem Denkmal des Grafen Wilhelm von Reden

Phönix-Verlag Elwinna, Rattowitz

ertränkt. Nun kam der große Bann von Rom, und die Pfarrkirche war siebenzig Jahre lang verschlossen. Später wurde der Eingang durch eine Nebenpforte gestattet, und erst 1857 wurde, nachdem die Kirche gänzlich renoviert worden war, auch das Hauptportal feierlichst wieder geöffnet. Man soll dabei in einem gänzlich zerfallenen Kindersarge das Skelett eines kleinen Kindes gefunden haben. Eine fromme Mutter wollte ihren verstorbenen Liebling an geweihter Stelle untergebracht sehen und schmuggelte das Särgelein hinter die Mauer, die das Portal abschloß. Wurden doch während der Bannzeit keine christlichen Begräbnisse vorgenommen.

Noch zu meiner Gymnasialzeit aber hatten die Roßberger Bauern die ersten Plätze in der Kirche vorn am Altar, und erst hinter ihnen kamen die Bänke, die der Bürgerschaft von Beuthen eingeräumt waren.

Der Bau auf silberhaltiges Erz hörte auf, als die unterirdischen Wasser zu mächtig wurden und nicht mehr bewältigt werden konnten. Religiöse Verfolgungen vertrieben die Bergknappen, und zahlreiche Brände verwüsteten die Stadt wiederholt vollständig. Nach einem dieser Brände wurde die ehemalige Vorstadt Roßberg als besonderes Dorf wieder errichtet.

Als am Anfange der vierziger Jahre des 19. Säkulums die ersten Pläne für die oberschlesische Eisenbahn entworfen wurden, lehnten die Stadtväter von Beuthen die Eisenbahn ab, die denn auch weit an der Stadt vorbei geführt wurde. Söhne und Enkel haben schwer unter dieser Kurzsichtigkeit der damaligen Stadtväter gelitten. Wohl wurde später in der Nähe der Stadt die Verbindungsbahn vorübergeführt, die von Tarnowitz nach Morgen-

rothhütte ging. Aber auch diese Bahn führte fast eine halbe Meile weit von Beuthen vorbei, und der Bahnhof bei Rarf kam für die Reisenden fast gar nicht in Betracht, da die Verbindung mit Beuthen zu schlecht war. Die Stadt besaß früher auch eine kleine Garnison, bestehend aus einer Eskadron der 2. Ulanen. Im Jahre 1848 aber hatte die Bürgerschaft starke Differenzen mit dem Militär. Es sollen, wie man erzählte, von bösen Demokraten Ulanenpferde vergiftet worden sein, und Beuthen verlor auch die Garnison.

Die Stadt war anscheinend sehr schlecht bei der Regierung angeschrieben, denn sie petitionierte jahrelang vergebens um ein Gymnasium und um das Schwurgericht. Letzteres bekam die Stadt erst am Anfange der sechziger Jahre und nach großen Opfern. Die Stadt mußte für den Bau des Gerichtsgebäudes den Bauplatz, das erforderliche Bauholz und 20 000 Taler Zubeße gewähren. Das Justizministerium wollte der Stadt sogar eine Ausgabe von über 87 000 Talern zumuten, und Beuthen wäre dadurch pekuniär sehr heruntergekommen, wenn nicht durch eine besondere Deputation, die von Beuthen nach Berlin ging, günstigere Bedingungen erreicht worden wären.

Im Jahre 1866 hatte sich die Stadt indes so patriotisch gezeigt, daß ihr nun endlich auch das so lange vergeblich erbetene Gymnasium behördlicherseits zugestanden wurde. Die Stadt durfte auf ihre Kosten ein katholisches Gymnasium errichten. Dasselbe begann 1867 mit dem Klassen bis zur Sekunda einschließlich. Im Herbst 1868 ging ich von Gleiwitz nach Beuthen in die Sekunda über.

Beuthen hatte damals 12 000 bis 13 000 Einwohner

und war entschieden im Aufblühen begriffen. Die Stadt lag an fünf Chaussees in der Nähe des Industriebezirks, hatte aber selbst keine Industrie mit Ausnahme einer großen Dampfmühle. Von Steinkohlen war bis dahin nichts gefunden worden, und ihre Hausbrandkohle mußten die Beuthener per Achse aus Königshütte holen. Die einzigen industriellen Etablissements waren das benachbarte Scharley und die Hubertushütte.

Beuthen war mir nicht unbekannt; ich war ja als fünfjähriger Knabe dort zeitweise in die Schule gegangen. Ich hatte Verwandte in Beuthen und war deshalb in der Zwischenzeit wiederholt in der Stadt gewesen. Nur um der jetzt lebenden Generation die Möglichkeit zu geben, den Unterschied von damals und heute recht drastisch zu erkennen, lasse ich nachstehend eine Schilderung der Stadt Beuthen folgen, wie sie Solger in seinem wiederholt zitierten Buche im Jahre 1858 gegeben hat.

„Die Stadt Beuthen zeichnete sich aus durch schlechtes Pflaster, eine traurige Beleuchtung, Überfluß an Schmutz und Staub und Mangel an Straßenpolizei. Mitten durch die Stadt geht ein fiskalischer Straßenzug, dessen Pflaster täglich von unzähligen Erz- und Kohlenwagen durchrüttelt wird. Es ist nicht unausführbar, die Straße, auf welcher die Lastfuhrn passieren müssen, um die Stadt herumzulegen. Die Stadtverordnetenversammlung aber hat sich von der Notwendigkeit oder Nützlichkeit einer solchen Maßregel bis jetzt noch nicht überzeugt. Die Beleuchtung reicht in der Regel gerade hin, um in Winter Nächten zu zeigen, wie dunkel es in einer Stadt werden kann. Der Schmutz ist bei nassem Wetter von seltener Qualität. Es ist nicht der nasse Brei, welcher bei un-

günstiger Bodenbeschaffenheit die Pflastersteine in anderen Städten mit einer dünnen Schicht bedeckt, sondern eine aus verschiedenen Schmutzarten zusammengefestete zähe Masse, in welcher der Fuß bis zum Knöchel versinkt. Jeder Erz- und Kohlenwagen, welcher über das holperige Pflaster gezogen wird, schüttelt bei jeder Bewegung der Pferde einen kleinen Theil seiner Last auf den Boden. Bei trockenem Wetter zerreiben sich diese Reste in unzählige Staubtheilchen, welche die Luft erfüllen und in alle Häuser und Behältnisse dringen, bei nassem Wetter bildet sich ein Straßenkoth, unter welchem man an den meisten Stellen die Pflastersteine nicht mehr erblicken kann. Daß solche Unannehmlichkeiten durch den Mangel an Straßenpolizei noch mehr gesteigert werden müssen, liegt auf der Hand. Man betrete nur an Sonn- oder Werktagen die Straßen der Stadt. Lastwagen fahren auf die schmalen Bürgersteige, wo diese nicht bereits von Karren, Wassergefäßen oder Viktualienhändlerinnen im Kleinen besetzt sind, bis vor die Häuser und laden ihren Inhalt ab, während die Fußgänger sich ihren Weg durch den Straßenkoth suchen. Bei schönem Wetter sind die schmalen Bürgersteige, namentlich an jüdischen Festtagen, mit Stühlen bedeckt, auf welchen sich gesellige Nachbarn nach orientalischer Sitte bei kostenfreiem Genuß des Straßenstaubes im Freien unterhalten, den Vorübergehenden aber die Fußsteige vollständig absperren. Vor den häufigen Branntweinläden und Tanzhäusern findet man abends ein wenig feines, aber lautes Publikum, dazu ab und zu Gedränge von Wagen und Fußgängern, Wasserträgern und Scharen aus der Schicht heimkehrender Bergleute in ihren von Schmutz starrenden Kitteln. Es ist

kein Wunder, daß diese Eindrücke zu freiwilligem Buzug nicht aufmuntern, wenn man auch so feste Sinnesorgane hat, daß die Sitte, Düngerstätten auf allen Nebengassen während des Sommers und Winters in den Mittagsstunden auszuräumen, nicht von dem notwendigen Betreten der Straßen abhalten sollte. Es gibt manche stattliche Häuser und vorzüglich in den letzten Jahren haben sich diese vermehrt, doch bemerkt man noch häufig einen gewissen Widerwillen, die Hand der Vollendung an solche Gebäude zu legen. Neugebaute Häuser stehen oft jahrelang unabgeputzt, bis endlich Zwang seitens der Polizeibehörde eintreten muß. Dem vor kurzem noch sehr fühlbaren Wohnungsmangel ist durch die Neubauten der letzten Jahre zwar abgeholfen worden, die Wohnungen sind aber im Verhältnis zur Größe und zur Bedeutung der Stadt noch immer zu teuer, wie überhaupt die Teuerung aller Lebensmittel nicht wenig dazu beiträgt, die Schwierigkeiten des Aufenthaltes an diesem Orte zu vermehren. Zudem bieten weder andere Annehmlichkeiten noch günstige gesellige Verhältnisse einen Schadenersatz. Die einzige gesellige Vereinigung, welche sich einer lebendigen Teilnahme ihrer Mitglieder erfreut, ist ein Sängerbund, dessen musikalische Leistungen nicht zu den schlechtesten in Oberschlesien gehören.“

Behn Jahre nach dieser Schilderung waren die Verhältnisse in Beuthen vollständig verändert. Die Stadt hatte nicht nur eine Gasanstalt, sondern sie war auch im Begriff, ein Wasserhebewerk und eine Wasserleitung einzurichten. Beuthen besaß schon eine Wasserversorgung, indem von irgendeiner benachbarten Grube in einer Rohrleitung das Wasser bis in die Stadt kam. Auf freien

Plätzen waren mit Sandsteinbalustraden umgebene tiefe Bassins, sogenannte Karsten, angelegt. Vom Grunde des Bassins führte ein Rohr hinauf, das sich oben in drei Ausgußöffnungen teilte, und aus diesem floß ununterbrochen Wasser zu, während unterirdisch das überschüssige Wasser wieder abfloß. Im Winter froren diese offenen Karsten oft ein, im Sommer war das Wasser brühwarm. Als im Jahre 1869 das Wasserhebewerk zu arbeiten begann und in einzelnen Häusern bereits Wasserleitungen eingerichtet waren, sind wir Gymnasiasten oft durch die ganze Stadt zu einem Mitschüler gelaufen, um bei diesem an heißen Sommernachmittagen einmal ein Glas kühles Wasser aus der Wasserleitung zu trinken.

Kam man von Norden, von Scharley, in die Stadt hinein, so mußte man zuerst durch das langgestreckte Dorf Roßberg, das unmittelbar mit der Stadt zusammenhing. Gleich rechts beim Eingang lag auf einer Anhöhe eine Kirche, und in den kleinen Hügeln waren tiefe Schluchten gegraben, in denen auch damals noch Kinder eifrig Perlen suchten. Es fanden sich zu Hunderten und Tausenden perlenartige, kleine, vielleicht Dreiviertel Zentimeter lange Kalkzylinder, die durchbohrt waren. Einer Sage nach hatte hier ein Heiliger bei der Verfolgung durch die Feinde seinen Rosenkranz zerrissen, und die Perlen waren umhergestreut worden. Sie hatten sich ins Unendliche vermehrt. In Wirklichkeit waren diese kleinen perlenartigen Gebilde aber Teile vom Rückgrat einer längst ausgestorbenen Eidechsenart, die bei irgendwelchen Katastrophen in vorsintflutlicher Zeit zu Tausenden an jener Stelle zugrunde gegangen sein müssen. Die sogenannten Perlen wurden in Milch gekocht und dann auf Fäden gereiht.

Rosßberg hatte einen durchaus ländlichen Charakter; die Gehöfte machten einen stattlichen Eindruck. Zweimal habe ich hier als Gymnasiast große Brände miterlebt, einmal mittags und einmal in der Nacht. Der Mittagsbrand, der bei schwerem Sturm ausbrach, wobei das Feuer von einem Strohschobendach zum andern übersprang, konnte wegen Mangel an Wasser nur schwer gelöscht werden. Es waren bereits telegraphische Hilfesuche an die Pioniere nach Neisse und an die Feuerwehr nach Breslau gegangen, als es bei abnehmendem Winde doch noch gelang, des Feuers Herr zu werden. Von allen Seiten waren Duzende von Spritzen herbeigeeilt, aber sie konnten wegen Mangel an Wasser nicht in Tätigkeit treten.

Da, wo höhere, gänzlich gemauerte Häuser anfangen, war man in Beuthen. Hier gabelte sich die Chaussee, die man bisher verfolgt hatte, und ging ostwärts bis nach Laurahütte. Nach Südosten führte sie nach Königshütte, und die Straße, die nach Westen ging, war eine der gepflasterten Hauptstraßen Beuthens, die Krakauer Straße. Sie führte zu einer Anhöhe hinauf, und man kam rechts bei einer kleinen Kirche mit einem achteckigen Thürmchen, einer sogenannten Laterne, vorüber. Dann zweigten sich rechts und links Straßen ab, und die Häuser wurden städtischer und höher. Rechts führte im Bogen bald eine Straße nach einem Platze ab, an dem damals eine große, architektonisch sehr schöne Synagoge mit zwei Thürmen erbaut wurde. Der polnisch-katholischen Bevölkerung paßten diese Thürme an dem jüdischen Gotteshause nicht. Es wurde behauptet, die jüdische Gemeinde habe an den König ein Gesuch gerichtet: sie wolle auch Glocken haben; aber der König habe resolviert, die Glocken müßten aus

Glas sein. — Verfolgte man die Krakauer Straße weiter, so kam man auf den Marktplatz, auf den Ring, von dem, wie üblich, nach allen Richtungen die Straßen ausgingen. Direkt in der Richtung der Krakauer Straße befand sich an der anderen Seite des Ringes an einer Ecke das Rathaus. Die Straße, die in der Diagonale von der Krakauer Straße quer über den Ring gerechnet, weiter führte, ging an der katholischen Pfarrkirche vorüber. Die Verlängerung der Krakauer Straße führte zu einer platzartigen Erweiterung der Straße, wo moderne Häuser bereits errichtet wurden. Man nannte scherzhaft diesen Teil der Stadt „Boulevard“, und der Name ist in der Folgezeit diesem Teile Beuthens verblieben. Gradeaus weiter kam man zu dem großen Gerichtsgebäude, links führte eine Straße hinunter, die sehr bald in freies Feld überging und als Chaussee bis Schomberg sich fortsetzte. Da, wo heute die Bahnhöfe liegen, war freies Feld, nasse Wiesen, auf denen wir Frösche jagten. In dieser Straße, kurz vor dem Ausgange der Stadt, befand sich in einem Wohnhause das für Schulzwecke aptierte Gymnasium. Die Stadt hatte bereits einen Promenadenweg mit jungen Bäumen bepflanzt, der bis zu dem prächtigen Stadtwalde, dem Goy, hinausführte.

Die Schüler des neuen Gymnasiums kamen von allen höheren Lehranstalten Oberschlesiens, selbst Posen. Es war alles neu, frisch und jung an dieser Anstalt, und ich habe zwei glückliche Jahre meines Lebens auf dieser Schule und in Beuthen verbracht. Es war alles so ganz anders als in Gleiwitz. Anstatt der alten Kreuzgänge mit dem alten Klassenmobiliar ein modernes Haus, in den Oberklassen prachtvolle moderne Bänke aus gelb-

poliertem Eichenholz, in die selbst der größte Rowdy nicht seinen Namen einzuschneiden wagte. Viel Freiheit, ein außerordentlich liebenswürdiges Entgegenkommen von seiten der gesamten Bürgerschaft, die sich freute, nun endlich ihre Gymnasiasten zu haben. Junge, sehr tüchtige Lehrer, von denen unser Ordinarius in Sekunda, Schuppe (jetzt Professor in Greifswald), Franke (soviel ich weiß, Gymnasialdirektor), Fiebig, der Mathematiker und Dr. Flöckner, der Religionslehrer (später Professor in Bonn) bei den Schülern sehr beliebt waren. Auch mit Professor Peters (später Gymnasiallehrer in Breslau und langjähriger Zentrumsabgeordneter) war auszukommen.

Der Direktor Kayser hielt eine sehr strenge Disziplin. Er war ein überaus gelehrter Herr, hatte den Titel „Königlicher Professor“, war eine Autorität im Latein, ein berühmter Kommentator des Homer und alles, nur kein praktischer Mensch, wenigstens kein Mensch, der in die Praxis des Lebens hineinpaßte. Am allerwenigsten konnte er sich in die Verhältnisse des Industriebezirks einleben. Ich habe nie wieder einen andern Menschen mit solcher Verachtung das Wort „Galmei“ (mit dem Ton auf der letzten Silbe) aussprechen hören wie ihn. Für ihn war die ganze Industrie etwas Abscheuliches, Unreinliches, Barbarisches, denn sie bestand ohne lateinischen Nussatz und ohne Homer. Kayser war ungeheuer pedantisch und quälte uns mit der Grammatik. Er gab in den Oberklassen lateinische und griechische Dichter. Wir lasen selbst in der Prima bei ihm in der ganzen Stunde nicht mehr als sechs bis zehn Verse aus dem Homer; die übrige Zeit wurde mit grammatischen Erklärungen totgeschlagen. Wenn aber unser Direktor,

was leider höchstens alle vier Wochen einmal geschah, sich auf dem Ratheder in Positur setzte und mit dichterisch schönen Worten uns ein Bild der homerischen Zeit entrollte, dann herrschte lautlose Stille in der Klasse, und wie gebannt hingen wir an seinem Munde. Wir haben unstreitig sehr viel bei ihm gelernt, leider alles Dinge, die im praktischen Leben nicht zu verwenden waren, und nur einmal habe ich mich dankbar des lateinischen Unterrichts bei ihm erinnert: als ich in den neunziger Jahren plötzlich gezwungen war, mit dem Bischof von Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina, mich lateinisch zu unterhalten. Direktor Kayser hat es auch nur einige Jahre in Beuthen ausgehalten und ist dann wieder nach Sagan, woher er gekommen war, zurückgegangen. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als diesen hochgelehrten Pedanten und das immer mächtiger anschwellende Leben und Treiben der Industrie, den gewaltigen Strom von Arbeit und Intelligenz, der an den Fenstern und Türen unseres Gymnasiums vorüberflutete.

Wir fanden uns, eine Anzahl von dichterisch veranlagten Gemütern, ganz von selbst zu einer Art „Jung-Oberschlesien“ zusammen und dichteten als Sekundaner und Primaner dem Teufel beide Ohren ab, was natürlich der Direktor nicht wissen durfte; aber die jüngeren Lehrer förderten unsere literarischen Bestrebungen. Wir schrieben die Klassenaufsätze in Novellenform, es wurde uns beim deutschen Unterricht Gelegenheit zur Übung im freien Reden gegeben, kurzum, wir fühlten uns wie im Himmel, ausgenommen in den Unterrichtsstunden bei unserem Herrn Direktor, die etwas an das Fegefeuer erinnerten.



Vierzehntes Kapitel.

Reisen und Ausflüge.

Der Schlesier ist sehr wanderlustig, und besonders gilt das vom Oberschlesier, der sich gar zu gern von der heimischen Scholle wenigstens für einige Zeit losmacht. Trotz der sehr mangelhaften Verkehrsmittel habe auch ich in früher Jugend schon mit meiner Mutter, die sehr reiselustig war, Reisen fast ausnahmslos zu Verwandten unternommen, von denen die folgende wohl charakteristisch für die damaligen Verkehrsverhältnisse ist.

Ein Verwandter war katholischer Pfarrer in W. bei Rosenberg und hatte während der Ferienzeit meine Mutter und mich für einige Wochen eingeladen. Es kann das wohl im Jahre 1864 gewesen sein, vielleicht auch 1865. Meine Mutter packte zwei Reisetaschen, denn die waren damals allgemein üblich. Reisekoffer kannte man noch nicht. Wohl gab es kolossale hölzerne, mit Eisenbändern beschlagene Koffer, die man bei Reisen zu Wagen hinten auf das Kofferbrett der Equipage anschnallte; an einem

solchen Reisekoffer aber hatten zwei Mann schwer zu tragen. Für kleinere Reisen wählte man die Reisetasche oder den Reisesack. Dieses Möbel war immer eigenes Fabrikat, und zwar eine Stickerie. Die beiden Seiten der Tasche waren in bunter Wolle ausgeführt, und herkömmlich war es, einen Hund oder eine Katze in die Mitte der Stickerie zu setzen. Sehr oft waren diese obligaten Tiere in Perlenstickerie hergestellt. Wer im Winter auf Reisen ging, versah sich mit einem Fußsack, der bis zur Brust hinaufreichte, denn die Eisenbahn dachte nicht daran, ihre Wagen zu heizen. Erst viel später stellte man in die Wagen Fußwärmer, die mit heißem Wasser gefüllt waren und natürlich nicht allzulange Wärme spendeten. Später waren unter den Sitzen Hohlräume angebracht, die durch Türen an der Außenwand des Wagens verschließbar waren. In diesen Hohlräumen befanden sich blecherne Rinnen, die mit Glühkohle gefüllt waren. Solange die Kohlen glühten, war es auch im Eisenbahnwagen recht behaglich; aber bei großer Kälte ging selbst diese Feuerung aus. Die Beleuchtung der Wagen erfolgte mit Öllampen oder mit Stearinkerzen.

Wir reisten im Sommer, wir nahmen unsere Reisetaschen und versahen uns ordentlich mit Proviant. Frühzeitig bestiegen wir eine Britschke und fuhren mit derselben bis Rattowik zum Bahnhof. Von Rattowik ging es bis zur nächsten Station, nach Morgenroth. Dort warteten wir stundenlang auf den Zug, der uns über Karf nach Tarnowik bringen sollte. In Tarnowik abermals stundenlanges Warten auf den Zuganschluß.

Solger entwirft im Jahre 1858 von Tarnowik folgende Schilderung:

„Obgleich Tarnowik neueren Ursprungs ist als Beuthen, so steht es doch dieser Stadt in Rücksicht auf seinen baulichen Zustand bedeutend nach. Bis auf den Ring (Marktplatz) und zwei Hauptstraßen besteht die Stadt aus einem Gewirre kleiner, zum großen Teil ungepflasterter Gäßchen, welche durch eine Menge von Hütten gebildet wurden, denen man nur selten den Namen von Häusern zu geben vermag. Ein Schloß der Grafen Henkel von Donnersmarck bildet dazwischen ein stattliches Wohngebäude. Neuerdings hat jedoch die Baulust zugenommen, und in der Umgegend des Tarnowiker Hüttenwerkes beginnen neue und geschmackvolle Häuser sich aneinander zu reihen. Erwähnenswert ist, daß die Stadt ein als Ressourcenlokal verwandtes Gebäude aufzuweisen hat, in welchem ein Saal vollständig für Theatervorstellungen eingerichtet ist. Auch diese Annehmlichkeit danken die Einwohner ihrem Mitbürger, dem Direktor Klaus. Zwei öffentliche Gärten gewähren im Sommer Erholung im Freien. Von Spaziergängen ist sonst in Tarnowik ebenso wenig die Rede als in Beuthen. Dem Mangel an Trinkwasser ist vor kurzem durch zwei mittels einer Dampfmaschine gespeiste Brunnen abgeholfen worden, welche mehr kostspielig als zweckmäßig und schön ausgefallen sind. Zwischen diesen Brunnen steht das sehr einfache Denkmal des Markgrafen von Brandenburg. Die Stadt ist im Besiz mehrerer Behörden: des Bergamtes, eines Kreisgerichts, einer Strafabteilung des Kreisgerichts zu Beuthen, des Staatsanwalts und eines Untersteueramtes für die indirekte Verwaltung. Das Bergamt namentlich, im Besiz eines eigenen Gebäudes, wirkt günstig auf das Leben im Orte ein. Es bildet einen Sammelpunkt für

die gebildeten Elemente der Bürgerschaft und bewirkt durch seine lebendigen Beziehungen mit der gewerbetreibenden Bevölkerung bis in weitem Umkreise einen anziehenden Einfluß aus, der dem Verkehr der Stadt zugute kommt. Die günstige Lage an der Oppeln-Tarnowitzer Eisenbahn hat bereits in der neusten Zeit vorteilhaft auf die Verkehrsverhältnisse von Tarnowitz eingewirkt. Die Stadt bedarf der Entwicklung sehr, denn sie trägt noch in vielen Stücken den ausgesprochen kleinstädtischen Charakter oberschlesischer Spezies. Noch haben die gebildeten Elemente der Gesellschaft sehr wenig das Leben der großen Hauptmenge der Bürgerschaft zu durchdringen vermocht, und die Repräsentation der Stadt im Stadtverordnetenkollegium, wenn auch weniger vorurteilsvoll und am Alten hängend als in Beuthen, entschließt sich doch nur schwer, den Bedürfnissen des Zeitalters Rechnung zu tragen. Leider tragen die Verhältnisse der Polizei wenig zur Vermehrung der Annehmlichkeiten des städtischen Lebens bei. Im übrigen gilt auch für Tarnowitz viel von dem, was über Beuthen gesagt ist. Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß Tarnowitz in dem dort anwesenden Musikkorps der Knappschaftshoboisten, welche durch Beiträge der Gewerken und der Bergbauhilfskasse (die letzte zahlte pro 1858 747 Taler 12 Silbergroschen) erhalten werden, eine Quelle angenehmer Unterhaltung hat, um welche sie die Nachbarschaft beneidet.“

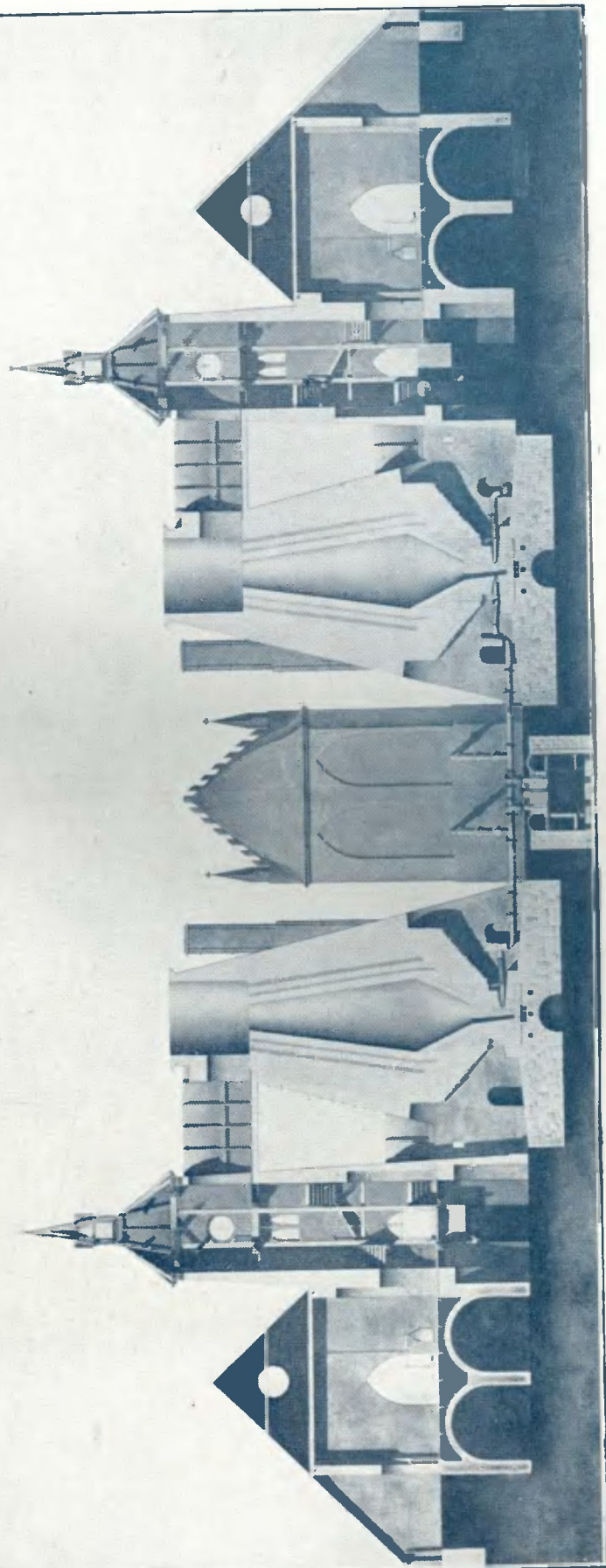
Von Tarnowitz aus benutzten meine Mutter und ich zur Weiterfahrt die Oppeln-Tarnowitzer Eisenbahn. Wir fuhren bis zu einer kleinen Station, ich weiß nicht, war es Colonowska oder Klein-Stanisch. Es was pro-

jektirt, daß wir uns hier einen Wagen mieten sollten, um nach Rosenberg zu kommen, wo wir abends durch die Equipage des Pfarrers abgeholt werden sollten. Aber auf der kleinen Station, die mitten im Walde lag, waren wir mit unserem Latein zu Ende. Wir kamen abends gegen 7 Uhr an, und an ein Wagenmieten war nicht zu denken. Nach dem nächsten Dorfe war es eine halbe Meile. Wohl hielt ein Bauer mit seinem Wagen vor der Thür, der Fahrgäste zum Zuge gebracht hatte. Er erklärte aber, er würde die Fahrt nicht mehr machen, weil er nachts nicht fahren wollte und seine Pferde müde seien. Er versprach jedoch am nächsten Morgen sehr zeitig uns auf der Station abzuholen und bis Rosenberg zu fahren. Wenn wir dort den Wagen des Pfarrers nicht fanden, der uns ja schon am Abend erwartete, sollte er uns bis W. bei Rosenberg kutschieren.

So war unsere Weiterreise, wenn auch mit Hindernissen, gesichert. Aber nun kam die schwierigste Frage: wo sollten wir übernachten? Selbst im nächsten Dorfe, das eine halbe Meile entfernt war, gab es kein Gasthaus. Auf der Station befand sich lediglich das Stationsgebäude, dessen Oberstock die bescheidene Wohnung des Stationsvorstehers enthielt. Daneben stand ein Wärterhaus, in dem der Weichensteller, Portier und Gepäckträger in einer Person verkörpert, mit seiner Familie hauste. Es gab eine einzige Möglichkeit: wir mußten im Wartesaal übernachten. Aber das war nicht gestattet, ja sogar streng verboten. Es bedurfte langen Parlamentierens und der wiederholten Appellation an das Mitleid des Stationsvorstehers, bis sich dieser endlich schweren Herzens entschloß, uns im Wartesaal ein Nachtquartier zu gewähren.

Wir mußten es uns aber gefallen lassen, daß wir im Warte-
saal eingeschlossen wurden. Glücklicherweise war ein
kleines Sofa vorhanden, auf dem meine Mutter schlief;
ich kampierte auf vier zusammengesetzten Stühlen mit
einer Reisetasche unter dem Kopf. Zum Glück hatten
wir noch Proviant, denn eine Bahnhofswirtschaft gab
es auf der elenden kleinen Station nicht. Die Nacht war
nicht angenehm, aber sie verging doch ziemlich rasch, da
es ja im Juli war. Sehr frühzeitig stellte sich auch der
Bauer mit seiner Fuhre ein. Wir bedankten uns bei dem
Stationsvorsteher für das gewährte Nachtquartier und
fuhren nun durch endlose Wälder auf tiefen sandigen
Wegen bei Regen fast nur im Schritt die dreieinhalb
Meilen bis Rosenberg. Die Landschaft sah geradezu
trostlos aus; die elenden Kiefernwaldungen machten im
Regen einen melancholischen Eindruck. Langsam mahlten
die Räder des Wagens durch den tiefen Sand. Hin und
wieder wurde eine polnische Unterhaltung mit dem
Bauern geführt. Für mich aber gab es doch eine große
Sehenswürdigkeit unterwegs. Plötzlich tauchte zu unserer
Rechten ein Vogel auf, der mir geradezu märchenhaft
schön vorkam: er hatte einen rostbraunen Leib und blaue
Flügel — es war eine Mandelkrähe. Am Nachmittag
kamen wir in Rosenberg an, aßen hier etwas, und da
der Wagen, wie wir erfuhren, am Abend vorher dage-
wesen war und an diesem Abend wiederkommen wollte,
um nachzufragen, ob wir da seien, wurde unser Bauer
abgelohnt und wir warteten auf die Equipage des
Pfarrers. In später Abendstunde nach zweitägiger Fahrt
kamen wir also glücklich in W. bei Rosenberg an. Wir
hatten von Schoppinitz bis Rosenberg mehr als anderthalb

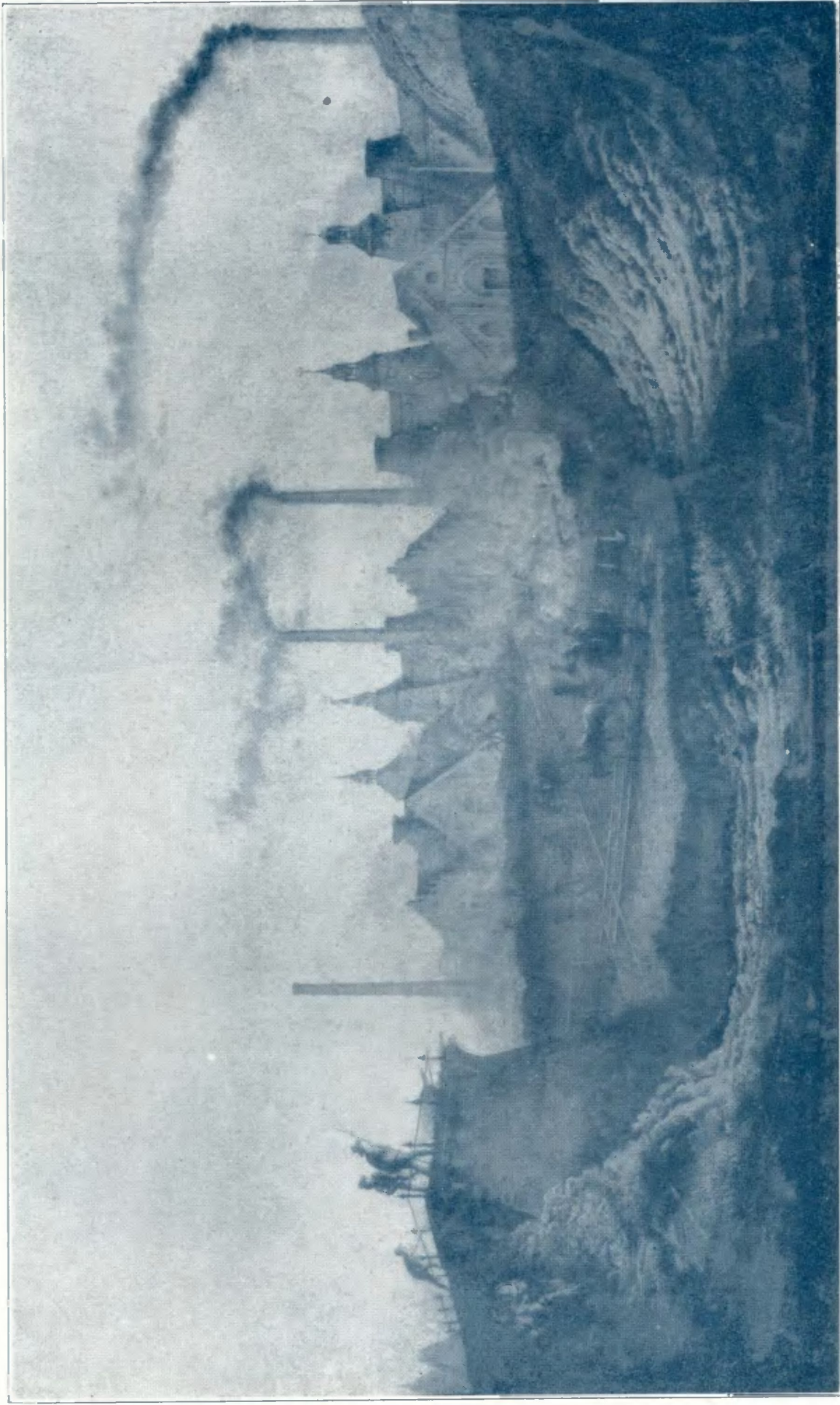
*Längs-Durchschnitt
von der Königin-Mühle
erbaut anno 1802.*



Die Königinshütte im Jahre 1802
Längendurchschnitt



Die Königshütte im Jahre 1828



Die Königsbütte im Jahre 1828
Kofesplatz

Tage gebraucht; ein paar Jahre später fuhr man dahin in zwei Stunden mit der Eisenbahn.

Wir blieben wohl vierzehn Tage zu Besuch bei unserem Verwandten, der eine gute Pfarrei in einem recht behäbigen Bauerndorfe hatte. Um uns nicht wieder Übernachtungsschwierigkeiten auszusetzen, wurde die Rückfahrt von Rosenberg mit dem Wagen über Guttentag nach Malapane angetreten. Von dort ging es bis Tarnowik.

Die Gegend auf dem rechten Oderufer von Pitschen bis Tarnowik war damals gewissermaßen ein noch unerforschtes Land. Hier lagen von gewaltigen Wäldern, meist königlichen Besizes, vollkommen eingeschlossen kleine Städte, bevölkert von Ackerbürgern. Mein Vater erzählte mir folgendes Kuriosum von einem dieser kleinen Orte, dessen Namen ich nicht mehr weiß: Die Ackerbürger betrachteten es als ihr gutes Recht, aus dem königlichen Forst nach Bedarf sich Brennholz, Leseholz und Streu für ihr Vieh zu holen. Das war natürlich nicht gestattet, und die Förster führten einen dauernden Kampf mit Holzdieben, wobei es sehr oft zu Mord und Totschlag kam. Das Schlußresultat war aber, daß sich in dem betreffenden Orte nicht ein einziger Bürger befand, der nicht wegen Waldfrevels, insbesondere wegen Holzdiebstahls, bestraft gewesen wäre. Nun starb der Bürgermeister, und die Stadt sollte sich ein neues Oberhaupt wählen. Es mußte natürlich ein Eingeborener sein, der das Amt vor allem um der Ehre wille führte; denn die Stadt hatte keine Mittel, um sich einen besoldeten Bürgermeister zu halten. Aber nun war die Not groß: die Stadt wählte und wählte Bürgermeister, doch die Regierung ver-

weigerte die Bestätigung, weil jeder der Gewählten schon einmal wegen Holzdiebstahls oder sonstigen Waldfrevels bestraft worden war. Da fiel es einem der braven Bürger ein, daß vor Jahr und Tag ein Stadtkind noch in zartem Alter durch irgendwelche Umstände nach München verschlagen wurde, wo besagtes Stadtkind ein wohlbestallter Brauergehilfe geworden war. Da dieser Brauer natürlich nicht in der Heimat geblieben war, hatte er keine Gelegenheit gehabt, Holz zu stehlen, und war gänzlich unbestraft. Er wurde zum Retter in der Not. Man schrieb an ihn, der Brauergehilfe ließ sich zum Bürgermeister wählen und wurde als unbestrafter Mensch von der Regierung bestätigt. Man sieht: die Ehrlichkeit war auch in früheren Zeiten schon hin und wieder einmal zu etwas nütze.

Wir fuhren also bis Malapane und von dort aus bis Tarnowik. Dort übernachteten wir, und am nächsten Tage begann die langweilige Weiterfahrt mit dem stundenlangen Warten auf Eisenbahnanschluß über Karf nach Morgenroth, von Morgenroth nach Rattowik und von dort mit dem Wagen nach Hause.

Ich habe im Jahre 1869 denselben Pfarrer noch einmal für einige Wochen besucht. Damals war die rechte Oderuferbahn bis Tarnowik fertig, und die Fahrt vollzog sich diesmal denn doch bedeutend bequemer. Wiederum wurde der Weg gewählt: Rattowik, Morgenrothhütte, Tarnowik. Dann ging es in flotter Fahrt mit dem Zuge bis Sausenberg. Dort wurde die Post bestiegen, die abends gegen 10 Uhr in Rosenberg ankam. Von dort fuhr ich dann mit dem Wagen des Pfarrers in flotter Fahrt bis nach W. auf die Pfarrei. (Bei dem

Kapitel „Öffentliche Sicherheit“ werde ich auf den Aufenthalt in W. noch einmal zurückkommen.) Auf der Rückfahrt von dieser Reise mußte ich aber doch wieder in Beuthen übernachten und mußte von Karf bis Beuthen einen Wagen nehmen; die Büge lagen so ungünstig, daß ich nicht weiter konnte.

Im Jahre 1867, gleich nach dem Kriege, habe ich mit meiner Mutter auch eine Fahrt nach Wien gemacht, wohin wir von Geschäftsfreunden meines Vaters eingeladen worden waren. Wien war die erste Großstadt, die ich sah, und die trotz aller kurz vorher erlittenen Niederlagen und trotz des unglücklichen Krieges höchst vergnügte Kaiserstadt machte doch einen gewaltigen Eindruck auf mich. Damals stand Wien in jeder Beziehung so turmhoch über Berlin, daß man es nicht gewagt hätte, die beiden Städte in einem Atem zu nennen. Der Oberschlesier fuhr, wenn er es einrichten konnte, sehr gern nach Wien; war es doch die größte Stadt, die er mit eintägiger Eisenbahnfahrt erreichen konnte. Die oberschlesische Bevölkerung gravitierte überhaupt nach Wien, nicht etwa aus alter Anhänglichkeit an das frühere österreichische Mutterland, sondern wegen der bequemen Eisenbahnverbindung. Nach Berlin zu fahren, fiel keinem Menschen ein; dort hatte man ja nichts zu suchen. Dagegen fuhr man sehr gern nach Breslau, weil ja auch dem Oberschlesier die Hauptstadt der Provinz, um einen kühnen Vergleich zu wagen, ans Herz gewachsen ist. Auch die Weltausstellung in Wien 1873 war von Oberschlesien aus sehr stark besucht. Erst am Ende der siebziger Jahre fingen, so viel ich weiß, die Oberschlesier an, häufiger nach Berlin zu fahren, nachdem diese Stadt

wirklich das Zentrum des deutschen Reiches geworden war. Zwanzig Jahre in der Entwicklung genügten für Berlin, um Wien vollständig zu überflügeln, das heute gar keinen Vergleich mehr mit der Hauptstadt des deutschen Reiches aushalten kann.

Unternehmungslustige Geschäftsleute arrangierten damals in den Sommermonaten schon Extrazüge nach Krakau, die gewöhnlich von Gleiwitz abgingen und auch von Gleiwitz oder Breslauer Unternehmern veranlaßt wurden.

1865 habe ich mit meiner Mutter auch eine Wallfahrt nach Czestochau gemacht. Eine Wallfahrt muß man eigentlich zu Fuß unternehmen. Da es aber doch bis Czestochau das jenseits der russischen Grenze von uns in der Luftlinie mindestens acht deutsche Meilen entfernt lag, ein zu weiter Weg zu Fuß gewesen wäre, mußten wir die Bahn benützen. Wir fuhren von Rattowitz nach Sosnowice, und von hier aus, damit diese Reise nicht den Charakter eines Vergnügens annehme, auf besonderen Wunsch meiner Mutter vierter Klasse. Das war wirklich kein Vergnügen. Die Wagen vierter Klasse waren damals in Rußland offen, wie diejenigen, in denen man die Kohlen transportierte. An den vier Seitenwänden des Wagens waren Bänke angebracht, auf denen man sitzen konnte. Funken von der Lokomotive und einen beständigen Regen von Kohlenstücken, Ruß und Rauch hatte man in diesen offenen Wagen gratis. (In solch offenen Wagen sind auch die ersten Eisenbahnfahrten in Deutschland in den dreißiger Jahren unternommen worden.)

Wir trafen an einem Donnerstag in Czestochau ein.

Die Paßkontrolle war wegen der soeben erst niedergeschlagenen polnischen Insurrektion eine außerordentlich strenge. Die Pässe, die an der Grenze revidiert waren, wurden in Czestochau noch einmal auf das sorgfältigste geprüft. Es wurde uns mitgeteilt, daß wir nirgends in der Stadt ohne einen Paß Quartier bekämen, daß aber diejenige Person, die uns Quartier gäbe, verpflichtet sei, sofort, nachdem sie uns aufgenommen habe, den Paß auf die Polizei zu bringen und dort zu deponieren, bis wir wieder abreisten.

Wir nahmen Quartier auf dem Klosterberg innerhalb der Festungsmauern, welche die Kirche mit dem wunderthätigen Madonnenbilde umgeben. Dies Privatquartier war gut, sauber und nicht zu teuer. Außer den vor-schriftsmäßigen Andachten, die in der Kirche verrichtet wurden, besichtigten wir das Kloster, in dem die Mönche gegen ein Trinkgeld gern die Führer machten. Wir besichtigten die Schatzkammer der Kirche, in der geradezu unermessliche Schätze an Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen aufgespeichert lagen. Hunderte und abermals hunderte von kostbaren Meßgewändern wurden uns gezeigt, einzelne Jahrhunderte alt, nur noch durch Fäden zusammenhängend, und an diesen Fäden saßen fingerdick die echten Perlen, die Edelsteine, die Goldplättchen. Es herrschte nicht nur in dem Kloster selbst, sondern auch in der ganzen Stadt damals viel Jammer, weil die Russen zum ersten Male Beamte hingeschickt hatten, um ein Inventarium dieses Kirchenschatzes aufzunehmen. Es wurden dabei ungeheuerliche Geschichten erzählt. Die Madonna und das Jesuskind auf dem Bilde besaßen ein Duzend Garnituren echter goldener Kronen, mit

Edelsteinen und Perlen besetzt, die in Ausschnitte des Bildes hineingeschoben werden konnten und auf besonders angebrachten Unterlagen ruhten. Einer der bösen russischen Beamten hatte sich angeblich eine solche Krone selbst aufgesetzt und war am nächsten Tage zur Strafe erblindet.

Die Madonna von Czestochau ist eine sogenannte schwarze Madonna. Das Bild ist sehr stark nachgedunkelt und braun. Quer über das Bild geht ein Säbelhieb, den ein Tatar dem Bilde zugefügt haben soll. Die Tataren, in Wirklichkeit wohl die Ukrainer Kosaken, die häufig Einfälle nach Polen machten, hatten wieder einmal Czestochau überfallen und geplündert. Sie führten auch das Bild auf einem Wagen mit sich. Nach der Sage begann das Bild auf der Fahrt zu weinen. Ein Tatar versetzte dem Bilde wütend einen Säbelhieb. Unmittelbar darauf aber wurden die Räuber von den nachsetzenden Polen eingeholt und niedergemacht und das Bild wieder im Triumphe nach Czestochau zurückgebracht.

Als vor wenigen Wochen die Nachricht von den ungeheuerlichen Diebstählen durch die Blätter ging, welche zwei Czestochauer Mönche an dem Schätze des Klosters begangen hatten, dachte ich wieder an die Besichtigung der Schatzkammer. Die Verleitung zu einer Entwendung dieser gänzlich unbenützten und tot daliegenden Kirchenschätze lag eigentlich sehr nahe, und es ist nur wunderbar, daß nicht schon früher andere Leute auf den Gedanken gekommen waren, sich etwas von diesen Schätzen anzueignen.

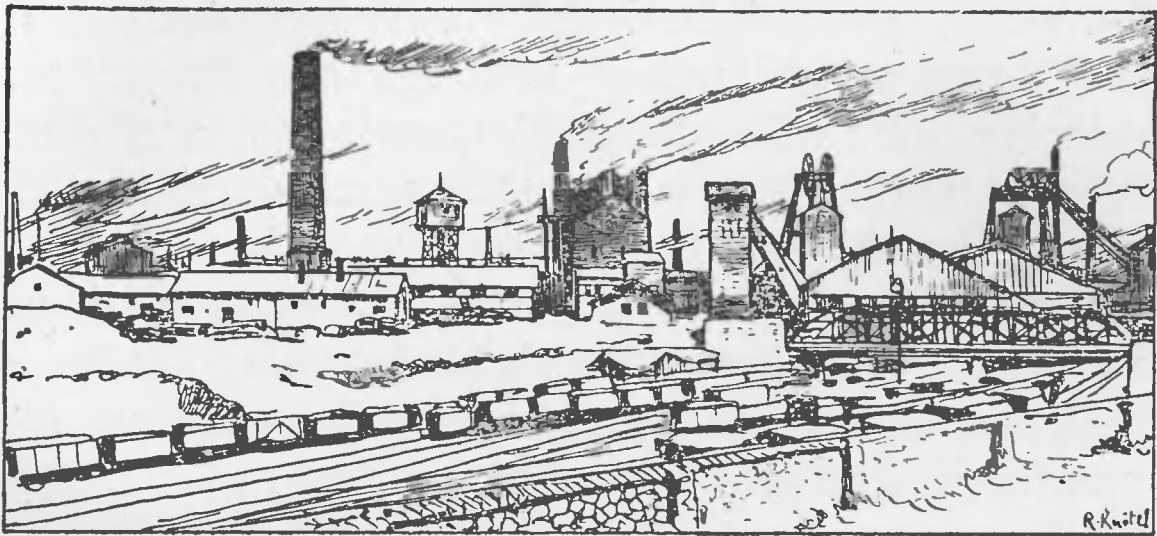
Der Sonntag, den wir in Czestochau verbrachten, war ein großer Ablassstag. Schon am Sonnabend gab es

um das Kloster herum ein fast lebensgefährliches Gedränge. Tausende und abermals Tausende, ja man kann behaupten, Zehntausende und Zehntausende von Menschen kamen in Prozession mit Musik und Fahnen aus ganz Russisch-Polen, aber auch von jenseits der preußischen Grenze zu diesem Ablassstage nach Czestochau. Von Warschau kam zu Fuß eine nach Tausende zählende Prozession. Ich sah die vornehmen, in Samt und Seide gekleideten Polinnen behängt mit kostbarem Schmuck in die Kirche eilen und sich dort auf den Boden niederwerfen, um die Hände in Kreuzesform mit dem Körper ausgestreckt, stundenlang auf den Fliesen unter Tränen und Gebet zu verweilen. Unzählbar fast war die Menge der Bettler, die sich an jenem Tage eingefunden hatte und die wohl einen Kilometer lang und mehr vom Fuße des Berges und den Berg hinauf bis zur Tür der Wallfahrtskirche in Doppelreihen Spalier saßen, durcheinanderplärrten, ihre Holzschüsseln ausstreckten, um sich Kupfermünzen hineinwerfen zu lassen, und schreckliche Gebreche, Krüppelhaftigkeit und Krankheiten aller Art zur Schau stellten.

Am Montag fuhren wir wieder ab, nachdem die außerordentlichen Umständlichkeiten mit der Paßrevision, mit Bescheinigung über gute Führung während des Aufenthaltes usw. überstanden waren. Zum ersten Male war es mir damals beschieden, jenes unbeschreibliche Wohnegefühl beim Anblick des preußischen Grenzpfahls zu empfinden, das heute noch den deutschen Reisenden ergreift, der aus Rußland kommt und aufatmend wieder mit der Eisenbahn auf preußischen Boden gelangt, wo Recht und Gesetz gelten und Leib und Leben nicht von

der Gutmütigkeit oder Bestechlichkeit einzelner Beamten abhängen — — — —

Sonntagsausflüge unternahm man in jener Zeit mit der Eisenbahn nach Oswięcim, um drüben einmal österreichischen Wein zu trinken, nach Jaworzno, wo es vorzügliches Karwiner Bier gab und auf den neu entstandenen Werken sehr viele preußische Beamte beschäftigt waren. Ausflüge unternahmen wir zu Verwandten nach Nikolai, nach Idahütte und nach Przelaika. Als der Fürst von Pleß in Tichau seine musterhafte Brauerei errichtete und hübsche Parkanlagen schuf, vereinigten sich Sonntags ganze Gesellschaften, die zu Wagen nach Tichau fuhren. Man machte auch Sonntags Ausflüge nach Wessolla zur Glashütte, um im Walde Picknicks abzuhalten. Wessolla hatte ja in Oberschlesien einen historischen Ruf, weil in der dortigen Glashütte der Königshütter Hüttenmeister Ruhberg die ersten, schließlich zu günstigen Erfolgen führenden Versuche machte, Zink aus Galmei zu schmelzen. 1799 hatte Ruhberg in Wessolla die ersten Muffelöfen zur Zinkproduktion aufgestellt und ist so der Begründer der großen ober-schlesischen Zinkindustrie geworden. Wenden wir uns nunmehr der damaligen Industrie Oberschlesiens zu.



Fünfzehntes Kapitel.

Auf Berg- und Hüttenwerken.

Selbstverständlich liegt mir die Absicht durchaus fern, eine Geschichte der oberschlesischen Industrie auch nur andeutungsweise hier schreiben zu wollen. Andererseits erfordert es aber die Vollständigkeit dieser Erinnerungen, daß auch über die damaligen Verhältnisse auf Berg- und Hüttenwerken etwas mitgeteilt wird. Als Unterlage, besonders für die statistischen Zahlen, hat mir das vortreffliche Buch von Solger gedient, dessen Angaben auch ausreichen, da ja der alte Beuthener Kreis, bestehend aus den heutigen Kreisen Rattowik, Beuthen, Tarnowik und Zabrze, den allergrößten Teil der oberschlesischen Industriebezirke umfaßt.

Wenden wir uns erst den Bergwerken zu.

Ende der fünfziger Jahre waren im Betriebe 94 Steinkohlengruben, 27 Galmeigruben und 2 Bleierzgruben.*)

*) Im Jahre 1910 waren im Betriebe: 585 Steinkohlen-, 13 Eisenerz-, 22 Zink- und Bleierz-Gruben. Die jetzigen Bergwerke

Es waren zwar 417 Steinkohlen-, 3 Braunkohlen-, 103 Salmeigruben und 8 Bleierzgruben vorhanden; aber der größte Teil dieser Bergwerke lag in Fristen. Die Konjunktur für die Industrie war außerordentlich schlecht, der Absatz sehr beschränkt und die Abbauverhältnisse stellenweise sehr ungünstig. Die oberschlesische Eisenbahn hatte nämlich für die Verfrachtung der Bergwerksprodukte keineswegs die Vorteile gebracht, die man sich in Oberschlesien von ihr versprochen hatte. Die Tarife waren unverhältnismäßig hoch, ja in bezug auf die Industrie vollkommen rücksichtslos. So wäre z. B. der oberschlesischen Steinkohle die Konkurrenz mit der englischen Steinkohle in Berlin leicht möglich geworden, wenn nicht die Frachten so abnorm gewesen wären. Die Fracht von Myslowitz bis nach Berlin kostete für den *Bentner* und die Meile 1,18 Pfennige, nach Breslau 0,70 Pfennige (es ist der damalige Pfennig gemeint, von dem 360 auf den Taler, also 120 auf die heutige Mark gingen.) Demnach betrug die Fracht für eine *Tonne* Kohlen (à $3\frac{1}{2}$ Bentner) nach Berlin 25 Silbergroschen, nach Breslau 14 Silbergroschen. Rechnet man mit Rücksicht darauf, daß nur Stückkohle verfrachtet wurde, den damaligen Grubenpreis einer Tonne Kohlen auf 10 Silbergroschen (1 Mark), so kostete die Fracht einer Tonne Kohlen nach Berlin $2\frac{1}{2}$ mal mehr, als der Verkaufspreis betrug; bis Breslau fast $1\frac{1}{2}$ mal mehr. Die Tonne kostete daher in Berlin auf dem Bahnhofe 1 Taler und 5 Silbergroschen, und nach dem Jahres-

haben Großbetrieb, die vor 60 Jahren hatten Kleinbetrieb und jeder einzelne Schacht galt als „Grube“.

bericht der Breslauer Handelskammer von 1858 stellte sich der Wagen Stückkohle von 32 Tonnen in Berlin um $2\frac{1}{3}$ Taler höher, als englische Kohle, trotzdem diese die zweimalige Umladung auf dem Land- und Wasserwege und die lange Strecke von England bis Berlin zurückgelegt hatte.

Einen anderen Fall von großer Rücksichtslosigkeit der Eisenbahnfrachtsätze, insbesondere gegen die ober-schlesische Steinkohle, führt Solger in folgendem an.

„Was die Versendung der Steinkohlen aus dem Beuthener Kreise nach Wien anbetrifft, so können dieselben auf der Eisenbahn zwei Wege gehen, deren Ausgangspunkt Rattowitz und deren Brennpunkt Oderberg ist. Der eine führt auf der Oberschlesischen und Wilhelmsbahn über Kosel, der andere auf der von der Gesellschaft der Wilhelmsbahn erbauten Zweigbahn über Nikolai. Der letzte Weg ist um 1,65 Meilen kürzer als der erste. Auf diesem beträgt die Fracht für eine volle Wagenladung von 30 Tonnen von Myslowitz bis Oderberg 12 Taler 11 Silbergroschen 1 Pfennig; von Rattowitz nach Oderberg 12 Taler 3 Pfennige, auf der Strecke von Rattowitz über Nikolai aber nur 11 Taler, also 1 Taler 3 Pfennige weniger. Diejenigen Kohlengruben nun, welche nicht unmittelbar in Rattowitz aufladen können, sondern eine kleine Strecke der ober-schlesischen Eisenbahn zwischen Myslowitz und Rattowitz bis zum Bahnhof Rattowitz benützen müssen, haben hierfür nicht weniger als 3 Taler 7 Silbergroschen 6 Pfennige für die Wagenladung zu zahlen, so daß eine solche über Nikolai ihnen um 2 Taler 7 Silbergroschen 3 Pfennige teurer zu stehen kommt, als wenn sie den Umweg über Kosel nehmen.

Es wird ihnen mithin die Benutzung des billigeren Weges über Nikolai unmöglich gemacht.“

Die Betriebschwierigkeiten, die sich auf den Bergwerken besonders geltend machten, waren die unterirdischen Wasser, und daß man diese nicht bewältigen konnte, wird man heute verstehen, wenn man erfährt, daß die Gesamtpferdestärken sämtlicher in Oberschlesien überhaupt im Betriebe befindlicher Dampfmaschinen nicht mehr als 7945 betrug, davon auf Bergwerken 2663.

Ganz eigenartig war damals die Zusammensetzung des Beamtenkörpers besonders auf den Bergwerken. An der Spitze der großen Gewerkschaften und Betriebe standen wohl ausnahmslos Männer aus der höchsten Bergkarriere: Generalbevollmächtigte, Direktoren, Berg-Kommissarien, Bergräte und Berginspektoren. Bis zum Obersteiger und Betriebsführer aber hatten damals nur verhältnismäßig wenig Beamte die Bergschule zu Tarnowitz besucht. Man stellte die Praxis über die Theorie, schätzte Erfahrung und Einsicht höher, als wissenschaftliche Kenntnisse. Vom Beamten verlangte man, daß er eine gute Volksschulbildung besitze; dann ließ man den jungen Mann von der Pike auf dienen: er wurde Schlepper, dann Lehr-Häuer, Häuer, Ober-Häuer und bei der nächsten Vakanz wurde er Steiger. Nach Jahren konnte er auch Obersteiger und Betriebsführer werden. Die Geschworenen prüften und erteilten die Qualifikation zum Steiger und Obersteiger, aber das Examen erstreckte sich natürlich nur auf praktische Dinge. Ebenso war die Karriere der Schichtmeister und Rechnungsführer beschaffen. Der Junge, der aus der Volksschule kam, ging in die Kanzlei schreiben, und es hing von seiner

Intelligenz und von seinem Fleiße ab, ob er sich allmählich zum Schichtmeister-Assistenten und zum Schichtmeister empordiente. Die Bergwerke waren verhältnismäßig klein, und die Bergbeamten besorgten gleichzeitig auch jene Funktionen, die später anderen, neugeschaffenen Beamtenkategorien übertragen wurden. So kamen die Materialienverwalter erst am Ende der sechziger Jahre auf, ebenso die Maschinensteiger.

Wie bereits erwähnt, lieferte die Maschinenfabrik von Hoppe in Berlin fast sämtliche Maschinen für den oberichlesischen Industriebezirk, und vielfach wurden Monteure von Hoppe, nachdem sie die Maschinen aufgebaut hatten, gleich als Beamte dabeibehalten. Der alte Hoppe hatte auf eigene Kosten bei seinem Berliner Werk eine Monteurschule errichtet, welche ganz vortreffliche Praktiker lieferte, und noch Hoppe jun., mit dem ich in Berlin bekannt wurde, klagte mir, daß er seine besten Leute, wenn er sie selbst nach Südamerika schickte, verlöre, weil sie dort gleich wegen ihrer Tüchtigkeit im Dienst behalten würden. Er wußte auch, wie zahlreiche Monteure schon zur Zeit seines Vaters allein in Oberschlesien hängen geblieben waren. Man fand daher viele Berliner unter den Maschinenmeistern, wie sie genannt wurden. Die Grubenbeamten waren überwiegend Oberschlesier, aber auch Niederschlesier und Sachsen fand man.

Die Arbeiter rekrutierten sich aus Oberschlesien, aber auch von jenseits der russischen und österreichischen Grenze, und die nachstehende Klage Solgers über die Fluktuation der Arbeiter, welche hier bereits eingefügt werden soll, obgleich sie mehr in das Kapitel „Öffentliche Sicherheit“ gehört, gibt Kunde davon, daß man aus Arbeiter-

mangel auf den Bergwerken nicht immer geneigt war, die vorgeschriebene amtliche Kontrolle über die Arbeiter so genau auszuführen, wie dies wünschenswert gewesen wäre. Solger schreibt:

„Die Regierung zu Oppeln hat unterm 3. Januar 1856 im Amtsblatt des Regierungsbezirks eine Verordnung erlassen, welche jeden Arbeitgeber verpflichtet, die Namen sämtlicher in Lohn genommenen Arbeiter, nachdem ihre Legitimationspapiere geprüft und der Polizeibehörde übergeben worden, in Listen einzutragen, welche mit dem jedesmaligen Präsenzstand in genauer Übereinstimmung gehalten werden sollen. Wie diese sehr zweckmäßige Verordnung seither von den Arbeitgebern aufgefaßt und gehandhabt worden, zeigt am deutlichsten, wie sehr das Bedürfnis, sich Arbeitskräfte zu sichern, ihr entgegenwirkt. Es kommt zwar häufig vor, daß die revidierenden Gendarmen und Polizeibeamten alle Arbeiter, deren Namen in den Listen stehen, auf den Arbeitsplätzen finden, allein es ereignet sich sehr selten, daß alle, welche auf den Arbeitsplätzen tätig sind, namentlich in den Listen eingetragen stehen. So unausführbar es für Polizeibeamte und Gendarmen ist, mit Helm und Säbel in Gruben einzufahren, um jeden Arbeiter aufzusuchen, oder die Arbeiten durch Zusammenberufen aller über Tage beschäftigten Menschen ohne erhebliche Veranlassung zu stören, so wenig würde beides zum Ziele führen, denn viele Aufseher und Betriebsbeamten pflegen aus Besorgnis, nicht sowohl vor der verwirkten Geldstrafe, welche doch nur der Werksklasse zur Last fallen würde, sondern vor dem Verlust an augenblicklich unentbehrlichen Arbeitskräften, nicht selten diejenigen

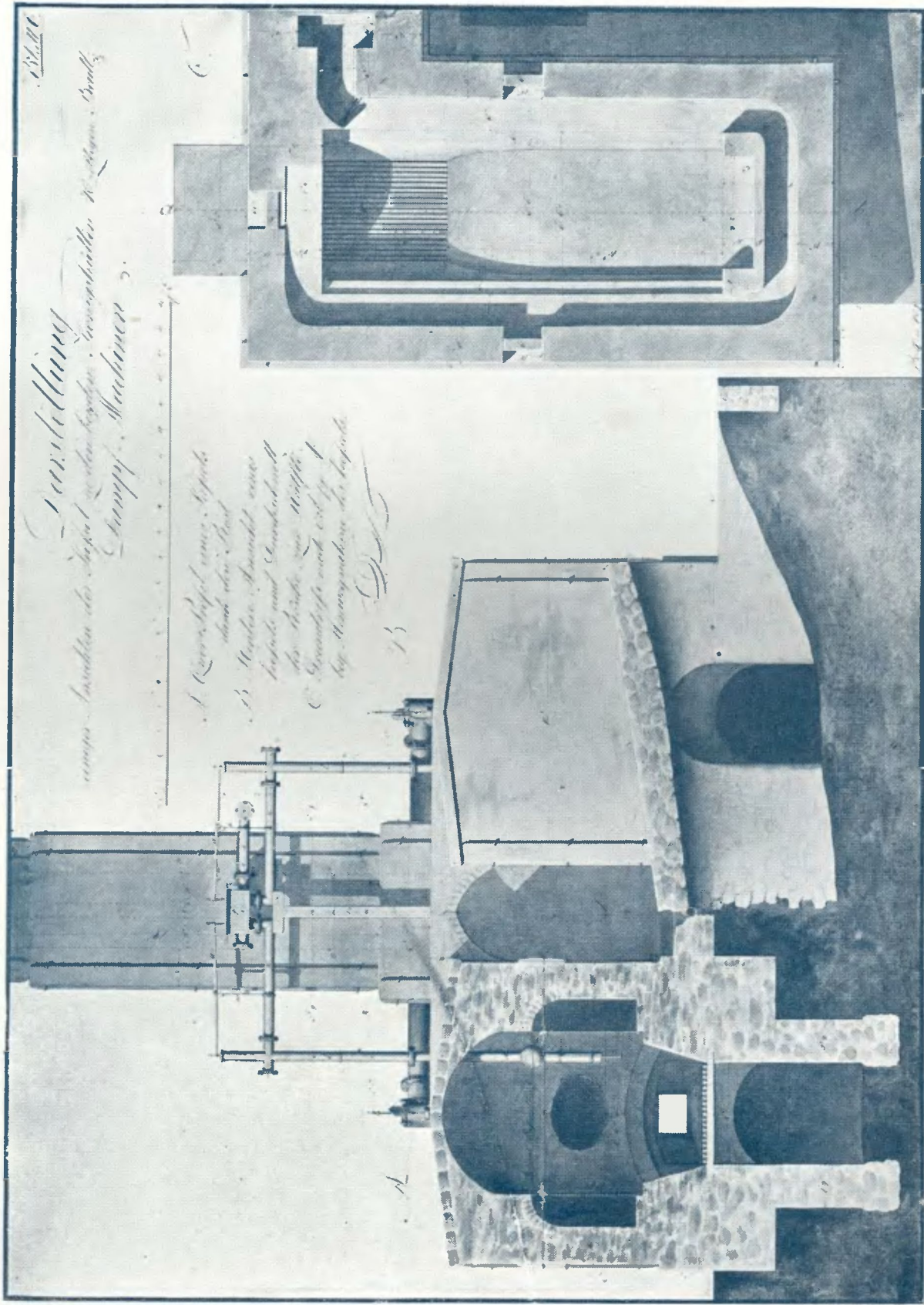
zu verheimlichen, welche Ursache haben, eine nähere Berührung mit der Behörde zu scheuen. Abgesehen von denen, welche bei dringendem Arbeiterbedarf, an manchen Orten ohne jede Nachfrage nach Legitimation angenommen werden, wissen viele auf die bequemste Weise sich falsche Atteste zu verschaffen. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß unter den unbeständigen Arbeitern ein Handel mit Attesten getrieben wird, namentlich erregt es Aufmerksamkeit, wie viele als Erkrankte der öffentlichen Armenpflege anheimgefallene Arbeiter fremde Atteste bei sich führen, deren Unrichtigkeit durch vielfache Korrespondenz mit den Behörden fremder Kreise regelmäßig erst dann entdeckt wird, wenn der Kranke längst wieder genesen und, Gott weiß wohin, entlassen, oder gestorben ist. Der ursprüngliche Inhaber des Attestes gibt natürlich jedesmal an, daß er es verloren hat, und erhält von seiner Ortsbehörde leicht ein neues. Schlimmer noch ist es, daß so mancher obererschlesischer Schulze sich dazu herbeiläßt, Atteste für Personen auszustellen, welche er nicht kennt, und das um so leichter, als es, mit wenigen Ausnahmen, im Beuthener Kreise keinem Schulzen möglich ist, alle Personen zu kennen, welche in seiner Ortschaft wohnen. So kommt es denn, daß, wo irgend in Oberschlesien ein Arbeiter seine Familie hilflos verlassen, oder, wo er ein Vergehen sich hat zu Schulden kommen lassen, seine Spur aufzuhören pflegt, sobald er den Beuthener Kreis betreten hat. Jede Nummer des allwöchentlich erscheinenden Kreisblatts enthält zahlreiche Aufforderungen zur Ermittlung oder Verhaftung von Personen, deren Aufenthalt unbekannt ist, und die desfalligen Notizen füllen die Brieffaschen der Gendarmen

in so ungeheurer Weise an, daß kaum das Gedächtnis eines Reventlow*) imstande ist, sich alle zu suchenden Personen zu merken. Diese Menschenmenge gleicht einem großen Gewässer, in welchem jeder Tropfen verschwindet, sobald er hineingefallen ist.“

Der Bergmann war damals noch fromm. In dem großen Saale des Zechenhauses befand sich stets ein verschließbarer Schrank, in dem nach Öffnung der Tür ein Bild der heiligen Barbara oder der Jungfrau Maria sichtbar wurde. Manchmal stellte das Bild aufgeklappt auch ein Triptychon dar. Polnische Gesangbücher lagen zur Hand. Ein älterer, nicht mehr dienstfähiger Arbeiter war gegen Bezahlung als Vorbeter engagiert, und früh und abends vor Beginn der Arbeit und nach der Schicht beteten und sangen die Bergleute gemeinsam vor dem Heiligenbilde. Erst dann erfolgte das Aufschreiben. Die Bergleute hielten auch auf Anstand im Bergwerk. Es durfte unten nicht geflucht und geschimpft werden; Tätlichkeiten gegen Arbeitsgenossen wurden streng bestraft und auch von den Leuten selbst geahndet.

Im Anfange der siebziger Jahre wurden auch weibliche Arbeiter unter Tage beschäftigt; auf dringende Petitionen der oberschlesischen Ehefrauen aber schaffte man diese Einrichtung bald wieder ab. Es geschahen schon böse Dinge genug mit den „Grubenmenschern“, welche über Tage als Wagenstößerinnen beschäftigt waren. Wohl gab es ein Gesetz, welches die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter regelte; aber damals war nach russischem Muster der Himmel hoch und der Bar weit. Man hielt sich nicht so streng an diese Vorschriften und über Tage wurden

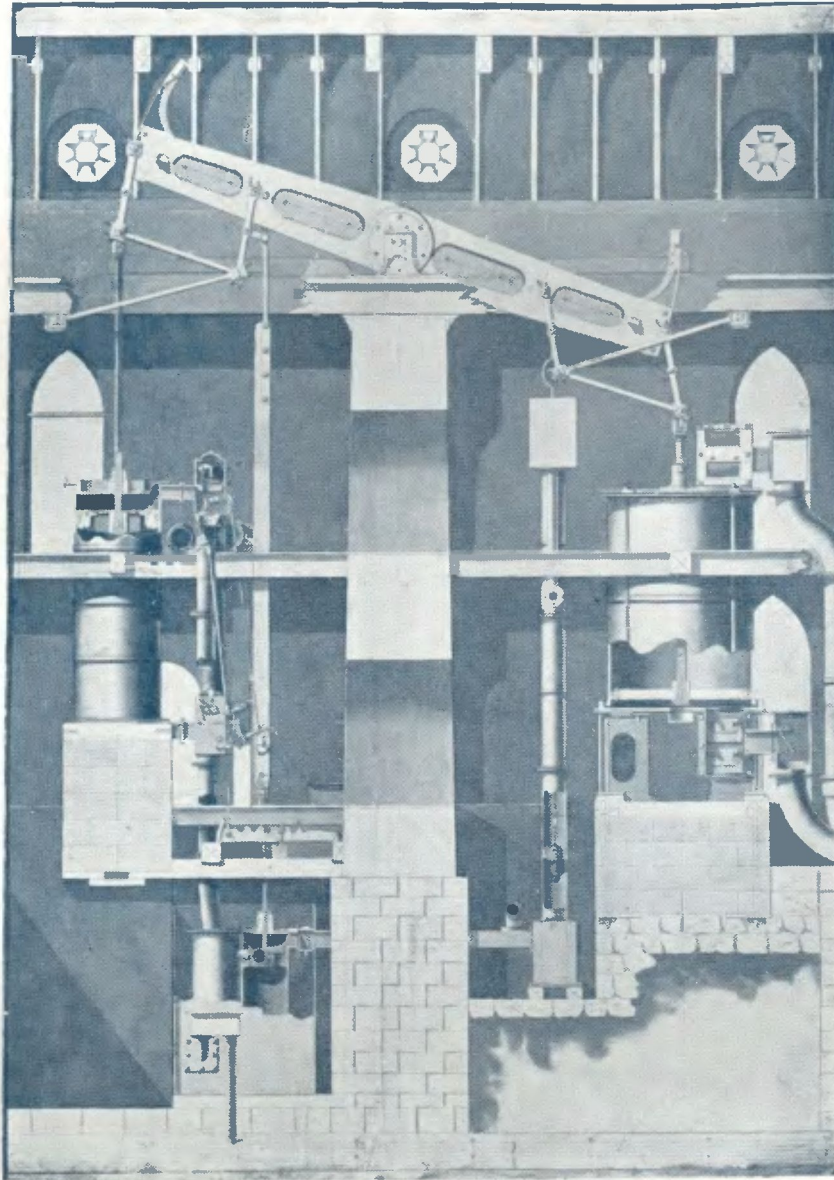
*) Name des bekannten Gedächtniskünstlers.



Dampfessel-Anlage der Königshütte im Jahre 1802



Rönigshütte im Jahre 1856



Gebäsemaschine in der Königshütte im Jahre 1802

Jungen schon von zwölf Jahren an beschäftigt. Alle „Klinselungen“, welche auf den Salmeihalden die noch verwendbaren guten Stücke Salmeis unter dem Abfall hervorsuchten, waren kaum zwölf Jahre alt.

Die Lohnverhältnisse waren nach heutigen Begriffen unglaubliche. Die Arbeiter hatten meist Gedinge; Solger hat aber für seinen Zweck die Lohnsätze in Schichtlohn umsetzen lassen und gibt für das Jahr 1858 an: Schichtlohn für den Häuer 16 Silber Groschen, für den Schlepper 10 Silber Groschen 10 Pfennige, für den Zieher 9 Silber Groschen 5 Pfennige, für den Maschinenwärter und Schürer 16 Silber Groschen 1 Pfennig, für den Wächter 10 Silber Groschen 6 Pfennige. Noch viel schlechter waren die Löhne bei den Salmeigruben. Hier bekam der Häuer 13 Silber Groschen 10 Pfennige, der Schlepper 9 Silber Groschen 10 Pfennige pro Schicht, der Klinseljunge 5 Silber Groschen pro Schicht. Bei den Eisenerzgruben waren die Löhne abermals geringer: der Häuer bekam nur 10 Silber Groschen 11 Pfennige, der Schlepper 8 Silber Groschen 10 Pfennige. Solger bringt auch zur Kennzeichnung der Lebensführung der damaligen Arbeiterbevölkerung eine interessante Statistik über den monatlichen Bedarf einer Arbeiterfamilie von drei bis vier Personen. Hier interessieren besonders die Abteilungen Fleisch und Speck und Schweinefett. Er rechnet für das Steinkohlenrevier monatlich auf die Familie 15 Pfund Fleisch und Speck, im metallischen Revier auf die Familie $1\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch und 4 Pfund Schweinefett, im Ackerbaurevier auf die Familie monatlich 4 Pfund Fleisch und $\frac{1}{4}$ Pfund Schweinefett und im Forstrevier monatlich für die Familie von 4 Köpfen 2 Pfund Fleisch

und 1 $\frac{1}{2}$ Pfund Schweinefett. Dabei ist die Wohnungsmiete für die Familie auf 1 Taler 10 Silbergroschen gerechnet, ein Preis, der von den Arbeitern nur in den Familienhäusern der Gewerkschaften für Stube und Kammer gezahlt wurde. In der Kammer wohnten die zahlreichen Schlafburschen, die jede Familie hatte; in der Stube befand sich gleichzeitig der Kochofen.

Wie sah es in einer solchen Bergmannstube aus? Selbst der Häuer, der nicht das bare Geld, das er erhielt, vertrank, besaß gewöhnlich nur eine Bettlade mit Heu gefüllt, in welcher Eltern und Kinder zusammen schliefen; eine Truhe, hellblau gestrichen, mit gelben und roten Blumen möglichst grell bemalt, einen Tisch, eine Holzbank und vielleicht ein paar dreibeinige Schemel. Ein kleiner Weihwasserkessel an der Tür, ein Heiligenbild oder ein Kruzifix an der Wand bildeten die gesamte Möblierung und Ausstattung des Zimmers.

Die Geldgebahrung der Leute befand sich in größter Unordnung. Bei 300 Arbeitstagen verdiente der Häuer durchschnittlich 13 Taler 10 Silbergroschen monatlich. Dafür wurde ihm abgezogen: 1. Brot, das ihm das Bergwerk lieferte. Hatte der Häuer kein Geld zu Schnaps, so ließ er sich zwei, drei Brote mehr geben als er brauchte, verkaufte sie beim Kaufmann für ein Drittel des Wertes und hatte dann Geld zum Vertrinken. Das dicke Ende kam dann beim Lohntage nach, wenn der Abzug für das Brot gemacht wurde. Der Häuer zahlte 2. für den Knappschaftsverein 1,50 Mark Büchsegeld, wofür er große Vorteile hatte. Es wurden ihm ferner abgezogen die Beträge: 3. für Öl, 4. für Petroleum, 5. für Pulver, 6. für die Uniform, 7. die Miete der Wohnung, 8. im

Herbst Teilbeträge für die Kartoffeln, die ihm die Gewerkschaft für den Wintervorrat geliefert hatte, 9. Miete für ein Stückchen Feld, und dann wurden 10. Abzüge für Schulden auf die Löhnung gemacht. So war es kein Wunder, wenn nach vierwöchentlichem Arbeiten der Häuer vielleicht nur 5 Taler herausbekam.

Nur einmal monatlich war „Gelltaf“, das heißt Geldtag. Nachmittags um 1 Uhr läuteten die Grubenglocken zur Auszahlung, und im Bechenhause lohnte der Schichtmeister ortweise aus, indem immer auf einem Lohnzettel 12, 15, 20 Arbeiter standen. Diese erhielten das Geld meist in Papier; sie mußten dann nach der nächsten Kneipe ziehen, um hier das Geld zu wechseln und sich auseinanderzusetzen. Schon bei dieser Abrechnung kam es häufig zu Streitigkeiten und blutigen Schlägereien.

Ich will hier gleich einfügen, daß zweimal nach meinen Erinnerungen Emeuten und Gewalttätigkeiten der Arbeiter stattfanden, und zwar wegen des Empfanges bestimmter Geldstücke bei der Löhnung. Die erste dieser Emeuten erfolgte 1873 oder 1874, als die ersten Goldstücke der neuen deutschen Reichswährung zur Auszahlung gelangten. Die Leute weigerten sich, diese „blanken Dreier“, wie sie die Goldstücke nannten, anzunehmen; sie bedrohten die Rechnungsbeamten, und auf einer Grube im Rosdziner Revier wurde es so schlimm, daß sich der Schichtmeister mit der Kasse und seinen Assistenten in den Schacht hinunterrettete, um nicht von den Arbeitern erschlagen zu werden. Einige Jahre später kam dieselbe Kalamität mit österreichischen Silbergulden. Diese galten 2 Mark, und die Wiener Kohlenhändler

schickten ganze Wagonladungen von Silbergulden, in Fässer gepackt, nach Oberschlesien. Eines Tages begann aber die Berliner und nach ihr die Breslauer Börse festzustellen, daß die österreichischen Silbergulden nicht denselben Silbergehalt hatten, wie die deutschen Zweimarkstücke. Der Silbergulden sank rasch auf 19, dann auf 18 $\frac{1}{2}$ Groschen. Als die Arbeiter, die auf einem Lohnzettel standen, sich bei den Kaufleuten Kleingeld einwechseln wollten, erfuhren sie, daß sie an jedem Guldenstück 15 Pfennige verlieren sollten. Sie verweigerten die Annahme, gingen nach dem Bergwerk zurück und forderten hier Kleingeld. Als ihnen dies nicht gleich gegeben wurde, kam es ebenfalls zu Ruhestörungen. Es wurden Bechenhäuser demoliert, und ich weiß, daß an einem Sonnabend wegen dieser österreichischen Silbergulden verschiedene Kommandos von den braunen Husaren in der Rosdziner Gegend erschienen, um einigermaßen Ruhe zu schaffen.

Später wurde die Einrichtung getroffen, daß auch „am Schluß“ den Leuten ein Vorschuß auf ihren Lohn gegeben wurde, daß also eine vierzehntägige Lohnzahlung eintrat. Daß die Arbeiter, die bei der vierwöchigen Löhnung so selten bares Geld in die Hände bekamen, am Lohnntag zum Exzedieren geneigt waren, ist psychologisch eigentlich ganz selbstverständlich. Die Leute betranken sich, kauften Lebensmittel in Hülle und Fülle ein, und wie oft sah man sich das Bild wiederholen, daß ein betrunkenener Arbeiter schlafend im Chaussee-graben lag, in der Hand eine lange Wurst, die er sich gekauft hatte, und daneben zwei, drei Hunde sitzend, die sich die Wurst gut schmecken ließen. Vom Sonnabend

mittag bis Montag früh währte das tolle Lohntags-treiben. Die ganze Nacht zum Sonntag hörte man das Töhlen und Schreien nicht nur der betrunkenen Männer, sondern noch mehr das Kreischen der betrunkenen Weiber. Schlägereien mit oft sehr blutigem Ausgang gehörten zum Lohntagsvergnügen. In den Familienhäusern ging es arg zu; die betrunkenen Nachbarn prügelten sich untereinander, die Männer mit den Frauen, besonders wenn der Mann den ganzen Rest des Lohnes, den er nach Hause bringen sollte, vertrunken hatte. Die Frau, die die Wirtschaft führte, und nur in seltenen Fällen selbst solide und wirtschaftlich war, mußte dann eben wieder den ganzen Monat lang beim Kaufmann borgen. War ihr Schuldkonto zu hoch angelaufen, dann wurde gegen den Mann die Klage angestrengt, vor Gericht das Erkenntnis erzielt und dann auf dieses hin die Grubenverwaltung beauftragt, dem Arbeiter Abzüge vom Lohn auf die Schuld zu machen. Da die Familie aber doch leben wollte, wurde dann bei einem anderen Kaufmann geborgt, während noch die Schuld bei dem ersten schwebte, und wenn der zweite Kaufmann flagbar wurde, ging man zum dritten.

Wer inmitten der Zinkhütten Oberschlesiens groß geworden war, fand nichts Absonderliches mehr in dem Rauch und Staub, der wenigstens zeitweise auch zwischen den Hüttenwerken sich für Augen und Lunge so unangenehm bemerkbar machte. Eine solche Zinkhüttenanlage, wo eine größere Anzahl von Hütten in vollem Betriebe stand, bot doch einen recht imposanten Anblick. Da sich naturgemäß im Bergwerk die Haupt-

arbeit unter Tage vollzieht, ist ein Hüttenplatz viel interessanter als das Leben an der Hängebank eines Schachtes. Charakteristisch für die Hüttenplätze waren die zahlreichen Pektenklopfer, kleine Knaben, welche hartgebrannte Muffeln in Stücke schlugen, um sie für die Mühlen vorzubereiten. Zum Pektenjungen gehörte nichts als zwei Arme, auch wenn sie noch so schwächlich waren, und ein Hammer, und der Junge konnte sich seine 5 bis 6 Sgr. per Tag verdienen. Die Schichtlöhne waren auf den Hüttenwerken, nach amtlicher Statistik (den Silber Groschen zu 12 Pfennigen gerechnet) im Jahre 1858 folgende:

A. *Zinkhütten*: Schmelzer: 15 Sgr. 11 Pf., Schürer: 13 Sgr. 6 Pf., Erz- und Schlackenläufer: 7 Sgr. 11 Pf., Pocher und Pußer (Jungen) 6 Sgr. 1 Pf., Muffelmacher: 18 Sgr. 3 Pf., Schichter: 9 Sgr. 6 Pf., Maurer: 15 Sgr. 3 Pf., Zimmerleute: 16 Sgr. 3 Pf.

B. *Eisenhütten und Walzwerke*: Schmelzer: 18 Sgr. 9 Pf., Aufgeber: 13 Sgr. 11 Pf., Sichtenzieher: 10 Sgr. 4 Pf., Erz- und Schlackenläufer: 11 Sgr. 4 Pf., Maschinenwärter: 14 Sgr. 2 Pf., Maschinenschürer: 11 Sgr. 11 Pf., Formermeister; 1 Taler und 7 Sgr., Förmer und Gehilfen: 21 Sgr. 2 Pf., Roker: 14 Sgr. 11 Pf., Röhler: 10 Sgr. 6 Pf., Schichter: 8 Sgr. 1 Pf., Feuerofenarbeiter: 18 Sgr., Kalksteinpocher (Weiber und Kinder): 7 Sgr. 1 Pf. — Puddler: 19 Sgr. 10 Pf., Hammer Schmiede: 29 Sgr. 10 Pf., Vordermänner: 26 Sgr. 8 Pf., Hintermänner: 20 Sgr. 5 Pf., Gehilfen beim Walzen: 13 Sgr. 2 Pf., Maschinenwärter und Schürer: 14 Sgr. 11 Pf., Schichter: 9 Sgr., Drehwerkstattarbeiter: 14 Sgr. 7 Pf., Maurer: 16 Sgr. 6 Pf.,

Zimmerleute: 16 Sgr., Schlosser: 19 Sgr. 2 Pf., Schmiedegesellen: 18 Sgr. 11 Pf.

Den Unterbau der Zinkhütte bildete die gewölbte Halle, in welche die Asche hineinfiel, die sogenannte Rösche. Laufbrücken führten von Hüttenplatz zu den weiten Türen der Hütte empor; dann stand man unmittelbar vor den Muffelöfen. Es herrschte fast immer ein abscheulicher Zug vor den Öfen, da die Fensteröffnungen überhaupt nur im Notfall bei schwerem Frost und Regen mit Läden verschließbar waren und auch die Türen beständig offen standen. Auf schmalspurigen kleinen Roßbahnen kam die Steinkohle auf die Hüttenplätze, während in größeren Wagen von der Galmei-roßbahn das Zinkerz an anderer Stelle auf den Gleisen stand, um hier entladen zu werden. Das Zink wurde in dem Muffelbetriebe gewonnen, der heute noch der ober-schlesische heißt. Der Muffelmacher, meist ein Privatunternehmer, stellte mit seinen Leuten aus feuerfestem Tone die eigentümlich langen, an der oberen Schmalseite gewölbten Rasten her, die der Länge nach in zwei Abteilungen übereinander durch eine Brücke aus feuerfestem Tone geschieden waren. In ihrem oberen Teil wurde vermittels langer Eisenstäbe, an deren unterem Ende sich schmale Rinnen befanden, Galmeierz und Kohlenzünder in die Muffel gebracht, diese dann verschlossen und mit Lehm verklebt und schließlich der ganze Ofen, in dem 12 bis 20 Muffeln nebeneinander standen, mit Steinkohle gefüllt und diese angezündet. Die Muffeln wurden in der Glut steinhart und nahmen eine blauviolette Farbe an. Wenn sie nicht mehr verwendbar waren, zerschlug man sie, ließ sie durch die Pekken-

jungen feinklopfen, dann kamen die Stücke in eine Mühle, wo sie durch Rollergänge zu feinstem Mehle zermalen wurden. Dieses Mehl wurde wiederum dem frischen feuerfesten Tone beigemengt, aus dem neue Muffeln hergestellt werden sollten.

Solger schreibt:

„Das eigentümliche oberschlesische Verfahren, Zinkerz in Muffeln zu destillieren, dankt seine Entdeckung dem Hüttenmeister Johann Christian Ruhberg, welcher zu Wessola, im benachbarten Plessner Kreise, seine ersten Versuche machte. Schon vor Errichtung der königlichen Lydogniashütte zu Königshütte, welche noch heute den Naturalzwanzigsten der Grube verarbeitet, wurden auf der Siegesmundhütte in Scharley mit zwei Öfen, auch auf der alten Georgshütte, Versuche mit der oberschlesischen Zinkproduktionsweise angestellt. Man hatte zwar in den letzten Jahren von seiten der Schlesischen Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetriebe versucht, schlesische Öfen mit einigen Abänderungen nach belgischer Weise zu betreiben, hatte dies aber wieder aufgeben müssen, weil sowohl die Beschaffenheit der Erze als die Fähigkeit der Arbeiter für dieses Verfahren ungeeignet befunden wurden. Die Hütten, in welchen man diese Metalledarstellung vornimmt, bieten ein höchst auffallendes und gleichfalls für Oberschlesien eigentümliches Bild dar. Bei schwerer Luft ist der erste Eindruck, welchen man beim Anblick einer Zinkhütte gewinnt, der einer schwarzgrauen Rauchwolke, welche alle Gegenstände in dunklen Nebel hüllt und nur hin und wieder von rotblitzenden Feuerstrahlen der Öfen oder der grün und gelb leuchtenden Flamme der entweichenden Zink-

gase unterbrochen wird, wo Tür- und Fensteröffnungen das Auge bis in das Innere des Gebäudes dringen lassen. Endlich unterscheidet man ein langes und niederes, mit Schindeln gedecktes Gebäude, in dessen Mitte in langer Reihe die Öfen stehen, umgeben von einer geschäftigen Menge schwarzgefärbter Arbeiter. Das steile Dach ist an der Firste geöffnet, um den aus den Öfen qualmenden Rauchwolken Abzug zu verstatten. Alle Türen stehen offen, die Fenster sind ohne Glas, so daß alle Winde des Himmels frei hindurchstreichen können, um den an den brennenden Öfen sich tummelnden Menschen eine gefährliche Erquickung mitten in Hitze und Qualm zu bringen. Hohe Schlackenhalde, Haufen von Erzen und Kohlen, Verwaltungsgebäude und Familienhäuser für Arbeiter umgeben das Ganze. Die Vegetation in nächster Nähe stirbt ab. Die Stämme der nadellosen Kiefern und Fichten des nahen Waldes stehen in schwarzgefärbter Reihe trauernd um die Stätte her, von welcher menschlicher Gewerbesfleiß das schöne Grün der selbstschaffenden Natur vertrieben hat. Die Zinkhütten scheinen das natürliche Vorkommen der Erze, welche sie verarbeiten, nachzuahmen, denn gleich diesen findet man sie nesterweise zusammen. Dies hat seinen guten Grund. Zu den bedeutendsten Betriebsauslagen gehören die Transportkosten des zur Verhüttung des Galmeis erforderlichen Brennmaterials. Da Galmei vermöge seiner größeren spezifischen Schwere sich leichter fortbringen läßt, so hatte man zur Errichtung von Zinkhütten solche Stellen gewählt, wo Förderpunkte der Steinkohlengruben, deren Erzeugnis den Hüttenprozeß nähren soll, in unmittelbarer Nähe sind. Die größte und auffallendste Grup-

pierung dieser Hütten findet sich im sogenannten Beuthener Schwarzwalde, der, wenn er auch seinen Namen vor Errichtung dieser Industriestätten führte, durch deren Gegenwart doch ein tatsächliches Vorherrschen der schwarzen Farbe erhalten hat; welches ihn um so mehr in den Stand setzt, seinem Namen Ehre zu machen. Hier liegen in engem Umkreise die Silesia-, Gabor-, Konstantia-, David-, Godulla-, Morgenroth-, Gute Hoffnung-, Rosamunde- und Thurzo-Zinkhütten zum Teil mitten im Walde. Auf einer Seite schließen sich außerhalb des Waldes die Liebeshoffnungs- und Hugo-Zinkhütte bei Antonienhütte und beide deutsche Hütten bei Bielschowitz an; auf der anderen Seite die Karls-Hütte bei Ruda. Eine zweite bedeutende Gruppe ist die zwischen Laurahütte und Hohenlohhütte, dicht um das Brandfeld der Fanny-, Maria- und Karolinen-Steinkohlengruben gelegen; eine dritte Gruppe häuft sich bei Rattowitz, Bogutschük, Klein-Dombrowska und Schoppinik. Viele andere sind umher zerstreut, doch liegen alle lediglich auf dem Boden der Steinkohlenformation, aus deren Flözen sie ihre Nahrung beziehen. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig 46.“

Der Arbeiter auf der Zinkhütte stand nach der Wertschätzung unter dem Bergmann, der mit einer gewissen Verachtung auf ihn heruntersah. Die Hüttenarbeiter lebten noch unsolider als die Bergleute und hatten wohl die primitivste Art der Lebensführung. Die Beamten dienten auch hier fast ausnahmslos von der Pike auf. Wer mit genügender Schulbildung in Lesen, Schreiben und Rechnen ein Jahr lang als Schürer und Schmelzer gearbeitet hatte, konnte bei einer Vakanz Zinkmeister

werden. Von den Zinkmeistern, die auf Tantième gestellt waren, um sie für den Betrieb zu interessieren, hing es ab, wie viel Ausbeute eine Hütte gab. Bezeichnend für das Menschenmaterial, aus dem die Hüttenleute sich damals rekrutierten, ist es wohl, daß Bergleute selten von den Vorgesetzten geprügelt wurden, dagegen die Hüttenleute beständig. Ein Zinkmeister galt nur für tüchtig, wenn er seine Schmelzer in bestimmten Zwischenräumen barbarisch mit seinem Stocke durchprügelte. Nur so konnte er gute Ausbeute aus dem Ofen herausbringen. Der Zinkmeister hatte aber auch gar keine andere Nebenbeschäftigung, als die Anfertigung der Lohnlisten. Er brauchte sich nicht wie der Bergbeamte um Wasserkünste, Materialien usw. zu kümmern; das ganze Rechnungswesen besorgte der Rechnungsführer.

Im Winter, besonders bei strenger Kälte, bildeten die Zinkhüttenanlagen einen beliebten Aufenthaltsort für die Bettler und Stromer. Lektore, Haharen genannt (der Singularis hieß „Hahor“), benützten besonders als Nachtquartier gern die Röschen unter den Zinkhütten, weil es hier warm war, oder sie suchten draußen auf den Halben, wo die frisch heruntergestürzte Räumasche lag, die schneefreien warmen Flecke, um zu nächtigen, obgleich sie sehr wohl wußten, daß das gefährlich war. Auf einem großen Hüttenwerke gab es in jedem Winter ein halbes Duzend erstickte und halbgebratene Haharen. Die Leute legten sich nieder, wo es am Fuß der Halde am wärmsten war, wurden durch die aus der immer noch glühenden Asche hervordringenden Gase betäubt und schließlich erstickt, und dann zog sich die Glut an den Körper heran und verzehrte manchmal die Beine bis

an den Unterleib und den ganzen Rücken. Solch ein frisch gebratener Hahor strömte einen ganz angenehmen Bratengeruch aus, so daß es mir damals schon klar wurde, daß die Kannibalen eigentlich keinen schlechten Geschmack haben.

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, starben die Hüttenarbeiter meist frühzeitig, wurden auch leicht durch Lähmungen und Rückenmarksleiden zu Krüppeln. Unser Hausarzt Dr. v. S., der auch Zinkhüttenarzt war, äußerte wiederholt: „Eigentlich müßte man bei jedem zweiten Mann in die Totenliste schreiben ‚chronische Metallvergiftung‘; aber man geniert sich das zu tun und gibt eine andere Krankheit an, die ja auch vorhanden ist, sich aber doch immer wieder auf die chronische Metallvergiftung zurückführen läßt.“

Viel früher als die Zinkhütten waren in Oberschlesien die Hochöfen zu finden. Den Eisenschmelzofen fand man ja schon vor der Steinkohlengewinnung in großem Maßstabe, da man zur Verhüttung nur Holz verwendete. Deshalb lagen diese ersten Hochöfen mitten in den Wäldern und immer in der Nähe von Teichen, die man eventuell künstlich anlegte, weil man das Wasser für den Betrieb nötig hatte. In den fünfziger Jahren aber kam die Holzkohlenfeuerung mehr und mehr ab, und im Jahre 1858 waren 32 Hochöfen auf 19 Hüttenwerken im Betriebe, von denen ungefähr zwei Drittel mit Kokes, ein Drittel mit Holzkohlen betrieben wurden. Außer den Hochöfen gab es Flammöfen und Kupolöfen; Eisengießereien und Walzwerke, in denen auch Eisenbahnschienen hergestellt wurden.

Die Eisenindustrie Oberschlesiens ist stets großen

Schwankungen der Konjunktur unterworfen gewesen. Kleine Unternehmer erbauten primitive Hütten und hatten später nicht die Mittel, um sie genügend einzurichten. Man blies dann die Hochöfen kalt und ließ die Werke verfallen. Selbst noch im Anfange der sechziger Jahre konnte man hier und dort immer noch die Ruinen solcher wieder zugrunde gegangener kleiner Hüttenwerke besonders innerhalb der großen Wälder finden. Man war auch damals lediglich auf die eigene Eisenerz-Produktion angewiesen und unterschied zwei Arten: Eisenerz und Eisenstein. Mit England konnte Oberschlesien zu jener Zeit in keiner Weise konkurrieren, und fiel auf dem internationalen Markte der Eisenpreis, so waren wiederum so und so viele kleinere Hüttenwerke gezwungen, den Betrieb einzustellen. Wie bedeutend die Schwankungen waren, kann man daraus ersehen, daß z. B. in den Jahren 1856 und 1857 an Eisenblech, Stab- und Schmiedeeisen einschließlich Eisenbahnschienen mehr als 800 000 Zentner produziert wurden, während das Jahr 1858 auf denselben Gebieten nur eine Produktion von etwas über 600 000 Zentnern hatte. Also um ein Viertel konnte innerhalb eines Jahres die Eisenproduktion im alten Beuthener Kreise zurückgehen.

Die größte aller Eisenhütten war damals die unter Staatsverwaltung stehende Königshütte, welche später durch die Verbindung mit der Laurahütte und in Privathänden zu dem weltberühmten Hüttenwerke von heute geworden ist. Für den Kenner heutiger Verhältnisse spricht die nachstehende amtliche Statistik (von 1858) über das Hüttenwerk Königshütte ganze Bände.

„Die Leitung des Ganzen und den Vorsitz im Kollegium führt ein Oberinspektor. Ihm zur Seite stehen als Oberbeamte: 1 Materialienverwalter mit dem Titel Rechnungsrat, 1 Maschineninspektor, 1 Hütteninspektor, 1 Produktenrendant, 1 Kalkulator, 1 Buchhalter in der Kasse, 2 Hüttenmeister als Spezialbetriebsbeamte, 1 Hüttenassistent als Sekretär des Oberinspektors mit der Führung des Inventariums beauftragt, 1 Registrator und 2 Assistenten. Als Unterbeamte sind angestellt: 1 Obermaschinen-Werkmeister und 2 Maschinenwerkmeister, 1 Bauschreiber, 2 Werkmeister, 1 Wagenmeister, 1 Materialienabnehmer, 2 Kohlenmesser, 1 Hüttenamtsbote, 2 Nachtwächter, 2 Feuerwächter, 7 Torwächter; ferner beim eigentlichen Hüttenbetrieb: 2 Obermeister und 2 Walzmeister. Alle zusammen beziehen an Gehalt jährlich 20 258 Taler. Das Hüttenamt fungiert gleichzeitig als Ortsbehörde von Königshütte. Der Produktenrendant versieht als Nebenamt die Polizei und hat hierbei e i n e n besonderen Polizeidiener zur Verfügung.“

Die Blei- und Silbergewinnung war in Oberschlesien in den fünfziger Jahren ebenfalls außerordentlich zurückgegangen. Nur noch an einer einzigen Stelle, auf der dem Staate gehörigen König-Friedrichs-Hütte bei Tarnowitz, wurde Blei verarbeitet und aus diesem Silber gewonnen. Nur ungefähr 50 Arbeiter waren bei der Blei- und Silbergewinnung in jenen Jahren beschäftigt.



Sechzehntes Kapitel.

Oberschlesischer Humor.

Gott sei Dank, in Oberschlesien hat es niemals an Humor gefehlt und in schweren Tagen haben sich unsere Vorfahren, ebenso wie die jetzt lebenden Generationen, über Unannehmlichkeiten mit Humor hinweggeholfen! Im deutschen wie im slavischen Nationalcharakter ist ja auch der Humor gleichmäßig stark entwickelt.

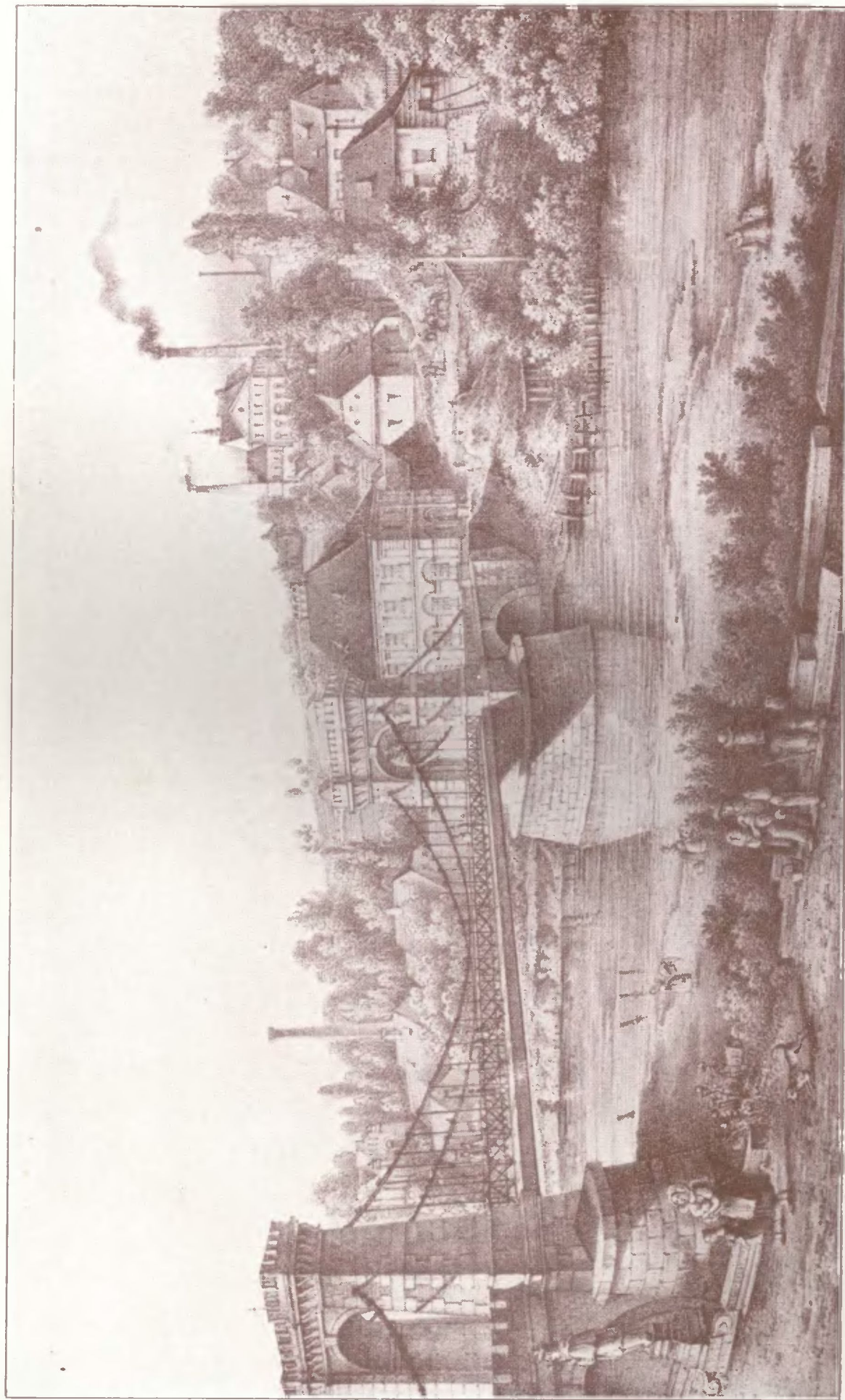
An Originalen hat es in Oberschlesien auch nie gemangelt!

Zu den Originalen gehörte der Reichsgraf Gaschin, der seine Besitzungen bei Tost-Weiskretscham hatte. Die Gaschins sind im Mannesstamme erloschen. Der letzte Graf, Edler Herr zu Rosenberg, Herr der Herrschaften Tost, Weiskretscham, Gaschin und Byrowa, starb 1866. Allerlei Exzentritäten werden nicht nur von diesem letzten Gaschin, sondern auch von seinem Großvater und Urgroßvater erzählt. Die Gaschins waren alle riesenstarke, gewaltige Männer. Es wird berichtet, daß Friedrich der

Große, als er auf einer seiner Revuereisen durch Oberschlesien kam, ein Rekonter mit einem Grafen Gaschin hatte. Der damalige Graf war wegen seiner Streiche beim Könige nicht beliebt. Er hatte den König schriftlich gebeten, bei ihm Quartier zu nehmen, aber Friedrich der Große hatte das abgelehnt. Als der König in Tost Halt machte, war auch Graf Gaschin zur Stelle, wurde aber vom Könige ignoriert. Der König befahl weiter zu fahren, aber die vier Pferde der Kutsche brachten den Wagen nicht vorwärts. Graf Gaschin war hinter den Wagen getreten und hatte mit beiden Händen das Hinterrad gefaßt, und mit solcher Kraft festgehalten, daß die Pferde den Wagen nicht fortbrachten. Friedrich der Große steckte den Kopf zum Fenster hinaus, besah sich den Grafen Gaschin und sagte ruhig:

„Ich habe es mir gedacht: es ist der verrückte Gaschin.“ Darauf ließ Graf Gaschin das Rad los, und der Wagen fuhr weiter.

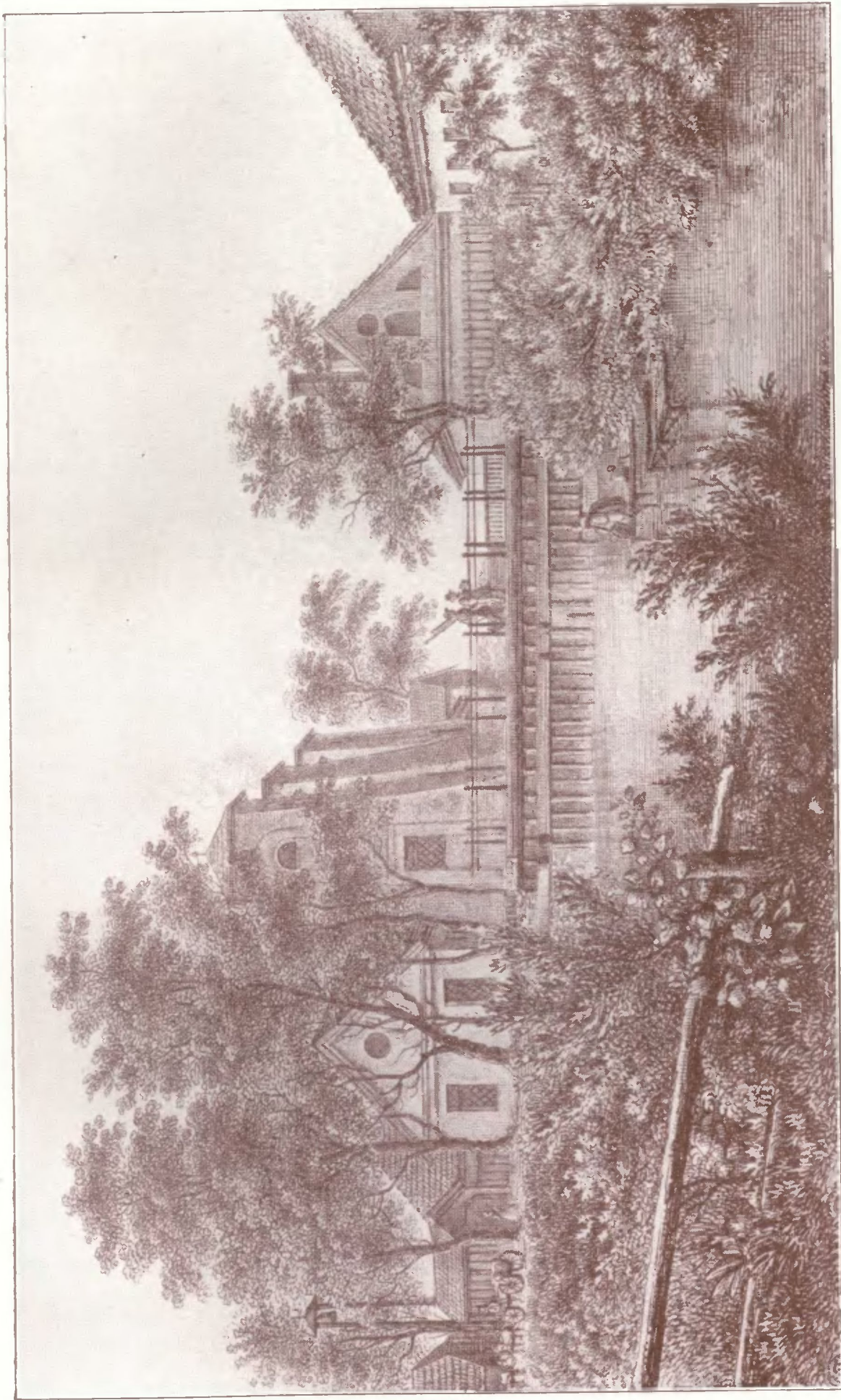
Mit der Stadt Tost war ein Graf Gaschin am Anfang des 19. Jahrhunderts in eine böse Fehde wegen Wald- und Hütungsangelegenheiten geraten. Es wurden langjährige Prozesse geführt, und in mittelalterlicher Raubeinigkeit nahm der fehdelustige Graf Gaschin Toster Bürger gefangen, wenn sie sich in die Nähe seines Gutes wagten, und sperrte sie auf unbestimmte Zeit ein. Dafür wurden wieder Diener und Förster des Grafen, wenn sie nach Tost kamen, dort durchgeprügelt oder eingesperrt. Endlich aber kam durch irgendeine Vermittlung der Friede zustande. Der Graf Gaschin richtete ein Handschreiben an den Magistrat zu Tost, in dem er der Bürgerschaft nunmehr Frieden und Freundschaft anbot. Zur



Phönix-Verlag Schwinn, Stettin

Poln. Ostrau im Jahre 1854

Die obige, in der Zeit von 1850 bis 1853 erbaute Ostrawer Brücke, die Mährisch-Ostrau (besserte des Ufers) mit Polnisch-Ostrau verbindet, ist am 15. September 1880 anlässlich eines Militärburchmarsches in dem Augenblicke eingestürzt, als diese ein Kavallerie-regiment passierte. In ihrer Stelle wurde eine neue eiserne Bogenbrücke errichtet, die zwar noch heute besteht, ihrer Unzulänglichkeit wegen aber durch eine neue breitere Brücke demnächst ersetzt werden soll.



Der Hochofen zu Malapane im Jahre 1835

Bekräftigung der neuen Freundschaft sollte ein Fest auf dem Gute des Grafen gefeiert werden, und am nächsten Sonntage schickte der Graf eine große Anzahl vier-spänniger Leiterwagen nach Tost hinein, um alle Bürger, die seine Gäste sein sollten, zu sich herauszuschaffen. Die Wagen wurden sehr rasch vollständig besetzt; dann ging es in flotter Fahrt bis auf das Gut und — mitten hinein in den großen Teich, und zwar so tief, daß die Pferde gerade noch Grund hatten.

Dann schnitten, auf gräflichen Befehl, die Rutscher, die auf den Pferden saßen, die Stränge durch, gingen mit den Pferden ans Land und ließen die genarrte Bürgerschaft mit Weib und Kind im Wasser sitzen. Erst nach einigen Stunden ließ Graf Gaschin die Gesellschaft aus dem Wasser herausholen und traktierte sie mit Speise und Trank. Natürlich trug dieser neue Streich des Grafen nicht dazu bei, die Freundschaft mit den Tost-Bürgern zu fördern. — Zu den gräflichen Wiken gehörte es, daß Gaschin Leute, mit denen er irgendwie verfeindet war, in eine große Tonne steckte, die mit dem unflätigsten Unrat gefüllt war. Dann nahm er die Pistole und zielte auf den Kopf seines Opfers, wobei er bis 3 zählte. Um sich vor dem Schuß zu retten, tauchten die Unglücklichen natürlich mit dem Kopf unter die ekelhafte Flüssigkeit. Bald aber kamen sie wieder empor, und der Graf zählte mit der gespannten Pistole in der Hand wieder weiter. Hatte er sein Opfer etwa ein Duzendmal untertauchen lassen, so ließ er es laufen. — Ein anderer seiner Streiche bestand in folgendem. Er besaß zwei Pferde, die so aneinander gewöhnt waren, daß das eine dem andern überallhin folgte. Das eine Pferd ritt der Graf,

das andere sein Reitknecht, der ihn stets begleitete. Eines Tages traf der Graf auf seinem Spazierritt in der Nähe von Tost einen Schornsteinfeger. Er sprach den Mann freundlich an und fragte ihn, ob er nicht auch einmal reiten wollte. Der Schornsteinfeger war töricht genug, die Frage zu bejahen. Der Reitknecht mußte absteigen und der Schornsteinfeger sich auf sein Pferd setzen. Dann ritt Graf Gaschin bis an die Stadttore, gab hier seinem Pferde die Sporen und jagte in wildestem Galopp in die Stadt hinein. Das andere Pferd jagte nach, und der Schornsteinfeger hielt sich verzweifelt an der Mähne fest. Graf Gaschin schrie aber mit furchtbarer Stimme: „Hilfe, Hilfe, der Teufel will mich holen!“ Schrecken und Entsetzen verbreiteten sich in den Straßen der Stadt, als man den Schwarzen hinter dem Grafen herreiten sah, bis man doch dahinter kam, daß es sich wieder nur um einen gräßlichen Spaß handelte.

Ein ähnlicher hoher Herr und Humorist war der Fürst Sulkowski sen., der im Anfang des 19. Jahrhunderts in Slupna lebte. Der Mann war entschieden Sadist und sein größtes Vergnügen war: Leute zu prügeln. Er ließ durch seine Inspektoren in den Dörfern ansagen, an welchen Tagen sich die Bewohner bei ihm einzufinden hatten, um durchgeprügelt zu werden und hatten sich die „eingeladenen“ Leibeigenen versammelt, dann prügelte sie der Fürst solange er den Arm rühren konnte. Zu diesen Prügeltagen drängten sich aber die Bauern, denn sie bekamen nach der Prügel Schnaps und etwas Schmerzensgeld und deshalb wurden diese Prügeltage auch für sie zu Vergnügungen, die sie sich nicht gern entgehen ließen.

Auch durch einen Ochsenhandel ist Fürst Sulkowski bekannt geworden: Er traf einen Fleischer, der einen besonders starken Ochsen trieb. Fürst Sulkowski fragte nach dem Preise des Ochsen und erbot sich mehr zu zahlen, als der Fleischer forderte, wenn dieser auf dem Ochsen reiten wolle. Der Handel kam zustande, Sulkowski bezahlte eine anständige Summe, ließ den Fleischer durch seine Diener auf den Ochsen setzen und dem Reiter die Füße unter dem Leibe des Ochsen zusammenbinden. Dann wurde der Ochse durch Prügel und Geschrei wild gemacht und davongejagt. Er raste mit seinem Reiter über Stock und Stein, durch Wald und Feld und als durch einen mutigen Mann, der dem sonderbaren Reiter zufällig begegnete, der Ochse angehalten wurde, war der Fleischer halbtodt und soll es verschworen haben, niemals wieder Ochsenritte in solcher Weise zu unternehmen, selbst wenn sich jemand gefunden hätte, der ihm noch mehr Geld bot, als der Fürst Sulkowski.

Schon weiter oben ist mitgeteilt worden, daß man sich auf Kosten der Bewohner von Myslowitz von einem Betrüge erzählte, dem sie zum Opfer gefallen waren. Heinrich Solger, der verdiente Landrat des alten Kreises Beuthen schreibt darüber im Jahre 1858: „Vor kurzem taucht in Myslowitz ein Fremder namens Schingen auf, der sich rühmt, er könne Silber machen. Er er bietet sich zu Proben und bringt aus einem Schmelztiegel eine Barre hervor, die, laut chemischer Untersuchung, denselben Silbergehalt nachweist, welchen unsere preußischen Talerstücke haben und, gleich ihnen, mit Kupfer legiert ist. Er wiederholt diese Proben in Gegenwart mehrerer Personen, wirft in seinen Tiegel mehrere Chemikalien

und Stoffe, welche wenig Geld kosten, läßt aber jedesmal in einem Moment, in welchem er sein unschätzbares Geheimnis zur Anwendung bringt, alle Zuschauer abtreten, um, nachdem er sie wieder zugelassen hat, sie sehen zu lassen, wie er aus seinem Schmelztiegel eine Silberbarre gießt. So etwas war den Myslowitzern noch nicht vorgekommen. Obgleich der Mann sehr mangelhafte chemische Kenntnisse besaß, behauptete er doch, seine Kunststücke durch einen siebenjährigen Aufenthalt in Syrien und Ägypten erlernt zu haben, und es gelingt ihm im vollen Ernst, einige Personen so zu betören, daß sie zu einer Gesellschaft zusammentreten und auf Grund der Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 die Genehmigung zur Errichtung einer Fabrik zur Darstellung eines neuen, dem Silber ähnlichen Metalls aus geheim gehaltenen Stoffen beantragen. Diese löbliche Absicht wird nach gesetzlicher Vorschrift bekannt gemacht. Einwendungen werden nicht erhoben und sie bauen wirklich ein großes Fabrikgebäude mit Schmelzofen und hohem Schornstein für die Summe von etwa 10 000 Taler. Ganz Myslowitz gerät in Aufregung, man beneidet die Glücklichen, welchen die Verbindung mit dem Alchimisten die Gewinnung größerer Schätze verspricht, und bemüht sich, Anteile an dem Unternehmen zu erkaufen. Wie nun Schingen sah, daß alles gut war, schreibt er seinen Sozietätsgenossen eine ansehnliche Summe aus, um die zur Silberfabrikation erforderlichen Stoffe in größerer Menge einzukaufen, leiht sich von einem seiner Kompagnons dessen wertvolle Uhr, wahrscheinlich damit derselbe nicht sogleich erfahren sollte, was die Glocke geschlagen habe, macht sich auf die Reise, um seine Einkäufe

zu machen, und Uhr und Schingen sah man niemals wieder. Wohl aber ging bald darauf ein Schreiben von ihm aus London ein, in welchem er Spott zum Schaden fügte, und den leichtgläubigen Myslowitzern recht derbe Injurien sagte. Am schlimmsten aber war, daß er ihnen erklärte, daß, wenn er wirklich Silber hätte machen können, er wohl am wenigsten nach Myslowitz gegangen wäre, um Geschäfte zu machen, er habe an vielen Orten versucht, die Leute zu täuschen, nirgends aber sei er auf einen solchen Grad von Leichtgläubigkeit gestoßen, wie dort. Die armen Unternehmer sitzen nun händeringend da und haben fortwährend ihr schönes Fabrikgebäude vor Augen, das zu keinem anderen Zwecke dient, als sie unaufhörlich an das Verschwinden ihrer silbernen Träume zu erinnern. So weit kann die Sucht, reich zu werden ohne zu arbeiten, führen. Mögen andere sich dieses Beispiel zur Warnung dienen lassen.“

Soweit Solger! Die Myslowitzer aber konnten sich trösten: es waren schon viele andere Leute vor ihnen, sogar Könige und Kurfürsten von Gold- und Silbermachern getäuscht worden.

Das Fabrikgebäude stand viele Jahre, bis es von der Verwaltung der Oberschlesischen Eisenbahn angekauft wurde, weil man das Terrain, auf dem es stand, zur Verbreiterung des Rangierbahnhofes in Myslowitz brauchte.

Man erzählt aber auch von einer andern Stadt, welche südlich von Myslowitz in der Nähe der österreichischen Grenze liegt, von B., eine tragikomische Geschichte. Im Jahre 1848 kam nach B., das nur von biedern Alderbürgern bewohnt war, ein Feuerversicherungsagent und

machte den Leuten klar, daß sie den großen Komplex von hölzernen Scheunen, der vor der Stadt stand, versichern lassen müßten. Der Verlust sei doch gar zu groß, wenn diese Scheunen abbrennen würden, und das sei doch leicht möglich. Die Stadtväter ließen sich breit schlagen und nahmen eine Versicherung. Einige Monate später brauchte die Stadt nötig Geld, und in der Stadtverordnetenversammlung, in welcher der größte Teil der braven Bürger in Holzpantoffeln und mit der kurzen Tabakspfeife im Munde erschien, zerbrach man sich den Kopf, woher man das Geld nehmen sollte. Da kam ein Stadtvater auf einen genialen Gedanken.

„Wir lassen einfach die Scheunen anzünden, und kriegen dann das Geld von der Versicherung.“

Dieser Gedanke fand Anklang. Es wurde ein diesbezüglicher Beschluß gefaßt, und der Wächter bekam den schriftlichen Befehl, die Scheunen anzuzünden. Man sah ruhig zu, wie die alten Holzbuden abbrannten; dann verlangte man von der Feuerversicherung das Geld. Die Versicherungsleute aber verstanden keinen Spaß, sondern übergaben die ganze Gesellschaft dem Gericht. Nächst der Verhandlung gegen die Mörder der Fürstin Sulkowski, soll die gegen die Stadtverordneten von B. in der ersten Sitzungsperiode des soeben neu gegründeten Schwurgerichts in Gleiwitz, verhandelt worden sein. Die Stadtväter wurden wegen Veranlassung zur Brandstiftung zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt, während der Wächter, der im offiziellen Auftrage gehandelt hatte, wegen Dummheit freigesprochen wurde.

Man erzählte auch in früheren Jahren einen hübschen Scherz von der Verheiratung des Leutnants von Ziele

mit dem Fräulein Windler, eine Verbindung, durch welche die Familie von Ziele-Windler entstand, aus der 1892 das Grafengeschlecht der Ziele-Windler wurde. Als der sehr vermögende Industrielle Windler in Niechowitz starb, hinterließ er seine Reichtümer einer einzigen Tochter. Diese hatte ein armes adliges Fräulein von Ziele als Gesellschafterin, und die beiden jungen Damen langweilten sich gewaltig in Niechowitz. Sie wären gerne auf Reisen gegangen, aber es fehlte ihnen der männliche Schutz, ohne den damals junge Damen nicht reisen konnten. Da kam Fräulein von Ziele auf den Gedanken, ihren Bruder, der bei einem oberschlesischen Infanterieregiment stand und sich mit sehr geringen Mitteln durchhelfen mußte, als Reisebegleiter vorzuschlagen. Leutnant von Ziele bekam einen mehrmonatlichen Urlaub und machte eine Reise nach Italien und den Mittelmeerländern mit Fräulein Windler und seiner Schwester. Als er zurückkehrte, war er der Verlobte des Fräulein Windler; die beiden hatten sich auf der Reise schätzen und lieben gelernt. Bald nachdem sich Leutnant von Ziele beim Regiment zurückgemeldet hatte, erschien er zur Parole und bat den Obersten um den Heiratskonsens. Der Oberst war ganz verblüfft, daß der arme Leutnant plötzlich heiraten wollte, und fragte, ohne sich nach dem Namen der Braut zu erkundigen:

„Hat denn Ihre Fräulein Braut die notwendige Heiratskaution?“

„O ja,“ antwortete Leutnant von Ziele; „sie hat sechs Millionen Taler!“

Diese Antwort ging dem Regimentskommandeur doch über die Hutschnur; er war überzeugt, der Leutnant von

Ziele sei plötzlich übergeschnappt. Er verabschiedete ihn kurz, rief aber dann sofort den Oberstabsarzt herbei und befahl ihm, nachmittags in die Wohnung des Leutnants von Ziele zu gehen und ihn zu untersuchen, damit der Unglückliche eventuell in eine Irrenanstalt gebracht würde.

Der Oberarzt erschien auch nachmittags in der bescheidenen Wohnung des Leutnants von Ziele und begann ein gleichgültiges Gespräch über das Wetter und über den Dienst. Der Leutnant von Ziele zeigte sich geistig ganz normal und vernünftig. Der Oberstabsarzt mußte daher schweres Geschick auffahren, und er fragte den Leutnant, ob er in der letzten Zeit schlecht geschlafen, ob er Kongestionen nach dem Kopfe und vielleicht Halluzinationen habe. Leutnant von Ziele wurde immer erstaunter und begann nun seinerseits den Oberstabsarzt für nicht recht klug zu halten. Er verneinte alle Krankheitssymptome, aber er mußte es sich doch gefallen lassen, daß der Oberstabsarzt seinen Puls fühlte.

Der war auch normal, so daß der Oberstabsarzt seinen Kopf schüttelte und brummte:

„Merkwürdig, höchst merkwürdig!“

„Was gibt es denn nun eigentlich?“ fragte der Leutnant dringend, und der Oberstabsarzt antwortete ihm:

„Sie leiden an einer fixen Idee.“

„Ich?“ fragte Leutnant von Ziele erstaunt; „an welcher Idee denn?“

„Sie glauben, eine Braut mit sechs Millionen Taler Vermögen zu haben.“

Nun wurde dem Leutnant von Ziele die Sache klar. Nachdem er sich genügend ausgelacht hatte, klärte er den

Oberstabsarzt auf, und dieser konnte dem Obersten eine Stunde darauf melden, daß der Leutnant von Ziele nicht übergeschnappt sei, sondern wirklich eine Millionen-Braut errungen habe.

Auch von einem anderen Industriellen wurden allerlei Scherze erzählt, vom alten Guradzie, der sich aus sehr kleinen Anfängen zu großem Besitz und Vermögen emporgearbeitet hatte. Eines Tages bekam er von seinem Bergwerksdirektor einen Betriebsbericht und las in demselben immer wieder von „einfallenden Strecken“. Wütend schrieb er sofort an den Direktor und verbat sich solche Lotterei. Er bezahle jährlich Tausende von Talern für Grubenholz und einfallende Strecken dürften daher nicht vorkommen.

Eines Tages ließ Guradzie seinen Oberförster rufen und sagte ihm: „Hören Sie mal, ich habe gehört, wir haben so viele Märder im Wald!“

„Mörder?“ fragte erstaunt der Oberförster. „Aber Herr Guradzie, es ist doch niemand bei uns im Walde totgeschlagen worden!“

„Unsinn! Unsinn! Ich meine doch nicht Märder, was totschlagen, sondern wo man draus macht Pelzfragen.“

„Ach, Sie meinen Marder!“

„Natürlich, was denn sonst!“

Der Hüttendirektor Loewe (ich gebe absichtlich einen falschen, wenn auch ähnlich klingenden Namen, um nicht bei irgend jemand unangenehme Erinnerungen zu wecken) erzählte gerne seine militärischen Erlebnisse, welche auch für die damaligen Verhältnisse bezeichnend waren. Loewe war sehr jung auf einem großen Zink-

hüttenwerk in der Nähe von Beuthen Zinkmeister geworden und hatte natürlich die Schmelzer vor den Öfen zu kontrollieren. Wie erwähnt, galt es damals als Grundsatz, daß jeder Schmelzer von dem Zinkmeister mindestens einmal wöchentlich barbarisch durchgeprügelt werden mußte. Einer dieser Schmelzer, den Loewe stets mit besonderer Bevorzugung abgedroschen hatte, wurde zum Militär eingezogen, wurde Gefreiter, kapitulierte und wurde Unteroffizier. Dann wurde Loewe selbst als Dreijähriger zur Infanterie ausgehoben und hatte das Pech, zum Exerzierunteroffizier den ehemaligen, von ihm so oft verdroschenen Schmelzer zu bekommen. Der neugebackene Unteroffizier sprach noch ein miserables Deutsch und apostrophierte täglich den ungeschickten Rekruten Loewe mit den Worten:

„Lewa, was anlangt der Goografie und der Moografie, da weißt du was; aber was anlangt der militärischer Hinsichten, bist du ganz blizdumm! Lewa linksun!“

Es war in den siebziger Jahren, als wir in der damals außerordentlich renommierten Restauration von Skroch in Beuthen saßen. Auch Hüttendirektor Loewe war anwesend, und ein alter Freund von ihm erzählte der ganzen Tafelrunde den Witz von der Moografie und der Goografie. Direktor Loewe war wohl schlechter Laune, denn er nahm die Erzählung so krumm, daß er fürchterlich grob gegen den Erzähler wurde, und als dieser ebenfalls heftig antwortete, kam es zu einer unerquicklichen Szene, deren Ende ein Injurienprozeß bildete. Die ganze Gesellschaft, zusammen mit „Lewa“ und dem Manne, der die Anekdote von ihm erzählt hatte, mußten

vor Gericht, und der Kreisrichter, der natürlich den Wik schon längst kannte, dem jeder einzelne der klägerischen Parteien und Zeugen bekannt war, begann damit, sein lebhaftes Bedauern auszusprechen, daß sich alte Freunde und anständige Leute wegen eines Scherzes vor Gericht wiederfänden. Er machte entschieden mit seiner Rede Eindruck, und wenn sich „Lewa“ auch noch eine Zeitlang sehr ungeberdig zeigte, so wurde er schließlich doch weich, und es kam zu einer Versöhnung, welche bei Skroch tüchtig gefeiert wurde und zu welcher nach Schluß der Sitzung natürlich auch der befreundete Kreisrichter erschien.

Ich habe bereits oben den Förster Schönbrunn genannt, der nicht nur bei den Grubenbeamten der Ziele-Windlerschen Herrschaft, sondern auch in anderen weiten Kreisen überaus beliebt und bekannt war. Er verstand so wunderbar zu lügen, daß man ihn wiederholt für einen Klassiker des Jägerlateins erklärt hatte. Seine Stärke lag darin, daß er mit kleinen Mitteln arbeitete. Sein Eideshelfer war der Förster Gasda, sein Kollege, der in der Nähe von Emanuels-Segen das Revier hatte. Wenn man Schönbrunn etwas nicht glauben wollte, dann sagte er entrüstet: „Fragen Sie nur Gasda!“, worauf jubelnde Heiterkeit ausbrach, denn Gasda log noch mehr als Schönbrunn. — In vorgerückter Stunde hatte in einem Rattowitzer Restaurant Schönbrunn einem Handlungsreisenden Wunderdinge von einem Star erzählt, den der Förster Gasda angeblich dressiert und zum Sprechen gebracht hatte. Die Leistungen dieses Stars schilderte Schönbrunn in so glänzenden Farben, daß der Handlungsreisende erklärte, er müsse den Star

haben, koste es, was es wolle. Er verlangte, daß Schönbrunn sofort mit ihm zu Gasda fahre, damit er ihm den Star abkaufe. Schönbrunn, der wohl wußte, daß Gasda ihn sehr übel aufnehmen würde, wenn er ihn nachts im Schlafe störte, hielt den Handlungsreisenden bis gegen Morgen hin. Dann wurde ein Wagen besorgt, und Schönbrunn fuhr mit dem Reisenden zu Gasda, zumal er es von dort auch nicht mehr weit bis zu seinem eigenen Forsthaufe hatte. Gasda war gerade aufgestanden, als die Besucher ankamen, und ein Augenzwinkern Schönbrunns genügte, um ihn darüber zu informieren, daß es sich um einen Scherz handle. Der Reisende begann sofort von dem Star zu sprechen, von dem ihm Schönbrunn erzählt hatte, und Gasda hörte anfangs ruhig zu; aber dann verzog sich sein Gesicht, und schließlich brach er in heftiges Weinen aus.

Der Star war angeblich am Tage vorher gestorben! Der Reisende war tief betrübt. Gasda stärkte ihn und Schönbrunn mit einem Morgenkaffee, dann fuhr der Reisende ohne den Star wieder nach Hause, und Gasda und Schönbrunn lachten sich erst gehörig aus, bevor sie sich in ihre Reviere begaben.

Der Wik hing sich auch an einzelne Persönlichkeiten. So gab es z. B. in Rattowik einen recht intelligenten, tüchtigen Kaufmann, der es zu viel Vermögen und hohen Würden gebracht hatte und von dem man sich dennoch alle die Anekdoten erzählte, die über den bekannten Armeelieferanten Sch. in Breslau kolportiert wurden. Historisch von F. in Rattowik ist wohl die Antwort, die er dem neuen Regierungspräsidenten von Oppeln gab, der nach Rattowik kam und ihm sagte:

„Ich höre, Herr F., Sie wohnen schon sehr lange in Rattowik?“

worauf F. erwiderte:

„Jawohl, Herr Regierungspräsident, ich bin der längste Bürger von Rattowik!“

In den siebziger Jahren lief in Rattowik ein Mann herum, mit dem sehr viel Unfug getrieben wurde. Er war früher Schachtmeister und Bauunternehmer bei der Ziele-Windlerschen Verwaltung gewesen, und sein Sohn befand sich in sehr angesehener leitender Stellung bei einer Verwaltung. Mit dem alten Mann aber trieb man seinen Scherz, weil er unendlich leichtgläubig geworden war. Ein berühmter Wik war es, ihm ein Glas Bier so vor die Augen zu halten, daß das Glas nicht senkrecht, sondern schräg stand, ihm dann zu zeigen, daß der „Wasserspiegel“ in dem Glase schief sei, und zu behaupten, der letzte Teich, den er in Königshütte angelegt habe, habe einen schiefen Wasserspiegel. Tatsächlich soll der Mann einmal noch spät am Abend hinausgefahren sein, um den Teich nachzumessen und zu prüfen, ob der Wasserspiegel wirklich schief sei. — Kam der Leichtgläubige in ein Restaurant, in dem sich zufälligerweise ein Fremder in der Gesellschaft befand, dann wurde ihm dieser Fremde unter den unglaublichsten Vorspiegelungen bald als russischer Fürst, bald als Minister aus Berlin, als Akrobat oder als wer weiß was vorgestellt, und man trieb den Scherz sogar so weit, daß man in einem Hotel ein Zimmer besonders stilvoll einrichtete, daß ein wichtiger Handlungsreisender aus der Großstadt den Berliner Geheimrat vorstellte, der dem leichtgläubigen Mann einen Orden brachte. Vor einem altar-

ähnlichen Tische mußte der Leichtgläubige niederknien, und mit einer großartigen Ansprache überreichte ihm der angebliche Geheimrat einen Rotillonorden, mit dem der Genarrte auch einen ganzen Tag herumlief.

Aus den siebziger Jahren stammt ein Scherz, den wir in Schoppinik verübt haben, und der im ganzen ober-schlesischen Industriebezirke bekannt wurde. Wir machten einen Schichtmeisterassistenten B. zum Könige von Spanien. B. war ein merkwürdiger Mensch, ein glänzender Rechner und Arbeiter, der im Bureau geradezu unbezahlbar war. Sonst aber war er ein höchst unpraktischer, beschränkter Geselle, mit dem jedermann seinen Wiß trieb, und besonders, wenn er etwas über den Durst getrunken hatte, ging er auf alles ein und ließ sich den ungeheuerlichsten Unsinn aufschwätzen. Mein Vetter, der grüner Husar war, kam in einer sehr schmucken Extrauniform zum Urlaub, und ich begab mich abends mit ihm nach dem Wirtshause des Ortsvorstehers Reich. Wie schon erwähnt, war eine Uniform selbst damals noch etwas Ungewöhnliches, besonders aber die Uniform eines grünen Husaren. Der anwesende Lehrer P. kam alsbald auf den Gedanken, den Husaren zu irgendeinem Streich gegen den Schichtmeisterassistenten B. zu verwenden. Damals suchte man in Spanien einen König, und darauf bauten wir unsern Plan, zu dem alle Vorbereitungen mit großer Geschwindigkeit getroffen wurden. Als B. kam, erhielt er zuerst eine fingierte Depesche aus Madrid, die ihm mitteilte, er sei zum Könige von Spanien gewählt worden. Das zog jedoch noch nicht bei ihm. Nun erschien der Bahnhofsinspektor zum Abendschoppen und teilte nach Verabredung mit, ein Extrazug sei aus Madrid

angekommen. Dann kam mein Vetter in der Husarenuniform und überreichte B. einen ungeheuren Brief, in dem ihm nochmals mitgeteilt wurde, daß die Cortes ihn zum Könige von Spanien gewählt hätten. Jetzt fing B. an die Sache zu glauben, denn die Uniform hatte ihn stark beeinflusst. Er begann mit dem spanischen Granden in Uniform, der sehr gut Deutsch sprach, wegen seiner Einkünfte zu verhandeln. Er zog sich mit dem grünen Husaren in ein Zimmer zurück und verabredete hier mit ihm, daß ihm 6000 Mark jährliches Gehalt gezahlt würden, stellte aber auch noch Ansprüche betreffs Lieferung von Pferden und betreffs der „Hofdamen“, die ihm gestellt werden sollten. Wir standen hinter der Tür und starben fast vor Lachen. Es folgte eine fürchterliche Kneiperei, bei der sich der neue König indes sehr würdevoll betrug und dadurch um so sicherer gemacht wurde, weil einige anwesende Scherzbolde ihn dermaßen um seinen Erfolg beneideten, daß sie hinausgeworfen werden mußten. Natürlich kamen sie sehr bald wieder herein und waren nun gegen die neue Majestät sehr unterwürfig. Mit gezogenem Säbel begleitete mein Vetter schließlich den neuen König von Spanien nach Hause. B. wohnte in dem Hause des Schichtmeisters und weckte nachts gegen drei Uhr seinen Chef mit den Worten:

„Herr Schichtmeister, ich muß mich von Ihnen verabschieden. Ich bin König von Spanien geworden und fahre morgen früh mit dem Extrazuge nach Madrid.“

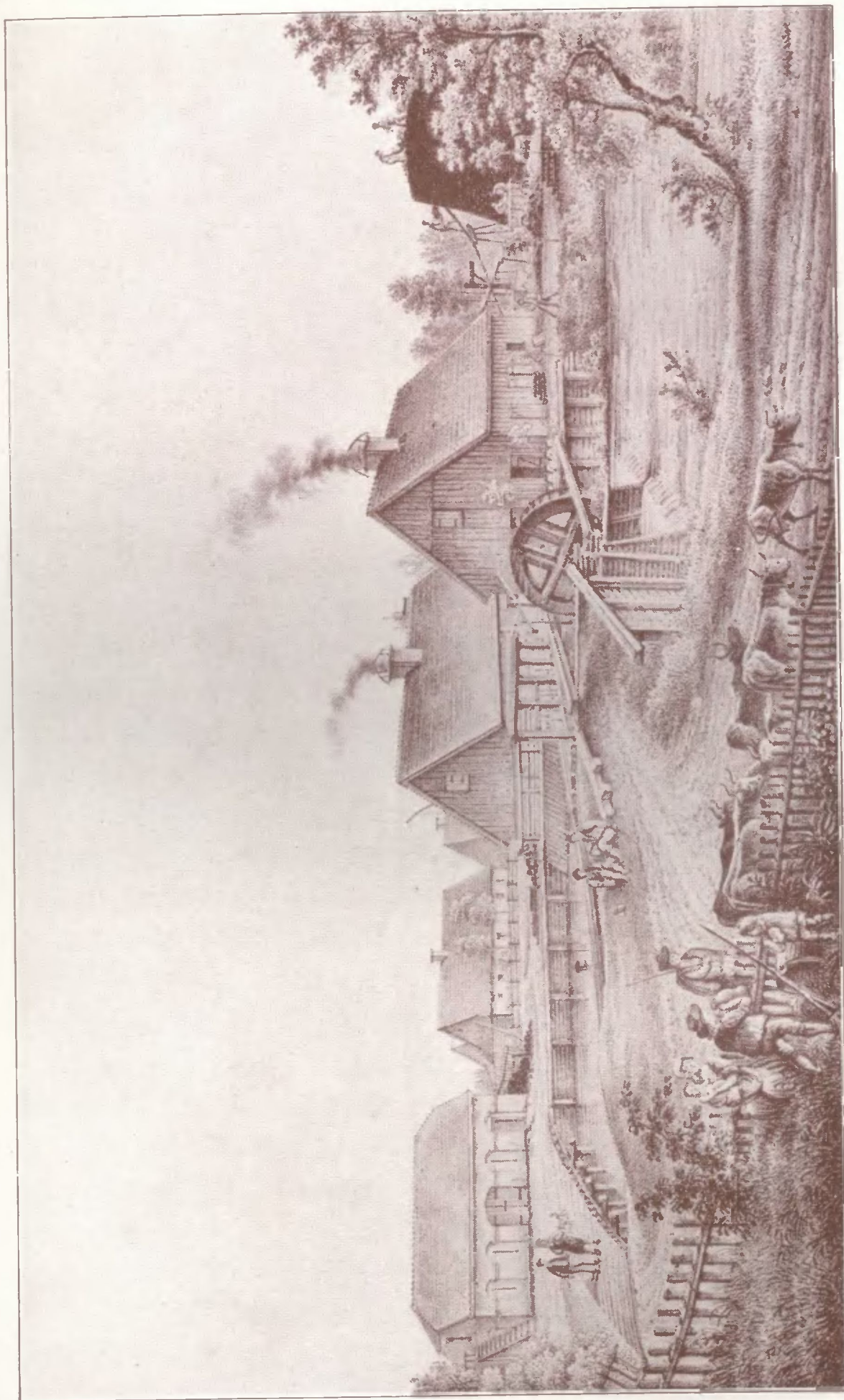
„B., Sie sind betrunken, Sie nichtswürdiger Kerl haben sich total bezechet!“ schrie der Schichtmeister wütend aus seinem Zimmer.

Aber B. verabschiedete sich immerfort von ihm, dankte ihm für alles Gute und erklärte ihm, er würde ihm von Madrid aus einen Orden schicken.

Bereits um acht Uhr früh kam der Schichtmeister ganz außer sich zu Reich, um zu fragen, was man mit seinem B. gemacht habe. Hier erfuhr er erst, was geschehen war. B. saß indessen um neun Uhr wieder im Bureau und arbeitete eifrig und korrekt wie sonst. Er hat wohl später eingesehen, daß man ihn zum Narren gemacht hatte, und hätte er es auch vergessen, so hätte ihn der Spitzname „König von Spanien“, den er seit jener Zeit trug, immer wieder daran erinnert.

Ich meine, auch diese Art von Scherzen ist charakteristisch. Man hatte eben damals absolut keine geistigen Genüsse, und das Harmloseste waren noch derartige „Witze“.

Ich erinnere mich auch, daß mit dem Lehrer A. in Myslowitz, der sonst ein recht intelligenter Mann war, ein solcher Witz (in den siebziger Jahren) in Szene gesetzt wurde. Der neue Bürgermeister von Myslowitz war ein junger Mann und stets zu einem Alk bereit. Lehrer A. war auch Agent einer Feuerversicherung. Der Direktor eines österreichischen Bergwerkes hatte einen Brandschaden gehabt, der mit A.'s Hilfe sehr glatt reguliert worden war. Der Direktor befand sich in Myslowitz, hatte aber keine Zeit, zu A. zu gehen, und übergab deshalb dem Bürgermeister die dreißig Taler, welche die Gewerkschaft dem Lehrer A. für seine besondere Tätigkeit bei der Regulierung des Brandschadens gestiftet hatte. Der Bürgermeister kam mit diesen dreißig Talern zum Frühschoppen, und sofort wurde ein lustiger Streich



Nieder-Hammer bei Glawentz
(heut Holzschleifwerk)

in Szene gesetzt. A. lebte schon seit Jahrzehnten in Oberschlesien, hatte aber noch nie ein Wort Polnisch gelernt. Es wurde ein Briefbogen genommen und „im Auftrage der Regierung von Oppeln“ ein Schreiben an den A. fingiert, des Inhalts, daß ihm mit Rücksicht auf seine außerordentliche Tätigkeit um die Verbreitung des Deutschtums unter der polnisch sprechenden Bevölkerung eine Extragratisifikation von dreißig Talern bewilligt worden sei. Das Anschreiben wurde mit unleserlichen Unterschriften versehen, dann begab sich der Bürgermeister zu A. in die Schule, rief ihn heraus und übergab ihm mit einer anerkennenden und glückwünschenden Rede die dreißig Taler nebst dem Schreiben. Gleichzeitig forderte er ihn energisch auf, nach der Schule zum Frühschoppen zu kommen, um das Ereignis zu feiern.

A. erschien auch beim Frühschoppen, und erst nach einigen Stunden und einer sehr schweren Sitzung wurde ihm erzählt, woher die dreißig Taler in Wirklichkeit stammten. A. nahm die Sache nicht gerade übel, denn das Geld behielt er ja; aber er zeigte doch ein Dankschreiben an die Regierung in Oppeln vor, das er bereits fertig in der Tasche hatte, und den Bürgermeister überlief eine Gänsehaut, wenn er daran dachte, was geschehen wäre, hätte A. sein Dankschreiben an die Oppelner Regierung wirklich abgesendet.

In den siebziger Jahren soll es einen humoristischen Verein gegeben haben, der in Antonienhütte und Morgenrothgrube tagte: „Die Vehme“, ein Kneipverein, der nachts Vehmgerichtssitzungen in den Wäldern hielt und die Vorladungen zu diesen Sitzungen den Angeklagten nachts mit Küchenmessern, die man für wenige

Pfennige kaufte, an die Haustüren nageln ließ. Bei diesen Anklagen handelte es sich immer darum, daß der Betreffende nicht zu den Sitzungen erschienen war oder irgendein fingiertes Verbrechen begangen hatte, und die Strafen bestanden stets in Bußen, die in Form von Getränken an die Vehmmitglieder zu leisten waren.

Der erste humoristische Verein, der in Rattowik gebildet wurde, war wohl in den siebziger Jahren „Die Brumme“, welche rasch einen außerordentlichen Aufschwung nahm und an welcher besonders die Ollendorfs und der bekannte Mnemotechniker Hugo Weber-Rumpe, damals noch Buchhalter bei der Bismarckhütte, beteiligt waren.

Sehr beliebt waren in Oberschlesien in den sechziger und siebziger Jahren die wasserpolschen Travestien auf Schillersche Balladen. Die älteste dieser Travestien war: „Tyn Bürgschaft od tego Schillera, übersetzowany od Kaplana Köhlera“. Dann folgten „Handschuh“ und „Taucher“.*) Die Travestien waren erst handschriftlich verbreitet und wurden erst später gedruckt. Es zirkulierten überhaupt in Oberschlesien viel handschriftliche Satiren und humoristische Gedichte, die meist auf irgendwelche lokale Angelegenheiten und Ereignisse, wohl auch auf einzelne Persönlichkeiten bezug hatten und die man sich eifrig abschrieb. Gesammelt hat wohl leider niemand diese Sachen.

Auch die Bürger der verschiedenen Städte hängten sich untereinander gern allerlei Spott an. Die Beuthner hießen „Torbiorzy“ nach der „Torba“, der ledernen

*) Eine Anzahl solcher Travestien ist im Phönix-Verlag Rattowik zum Preise von je 30 Pf. erschienen.

Tasche, in welcher der Bergmann sein Essen und kleine Gebrauchsgegenstände mit in die Grube nimmt. Nikolai hieß immer „die Ziegenstadt“. Es gab auch ein polnisches Spottgedicht auf verschiedene oberschlesische Städte, von dem ich nur noch die erste und dritte Zeile im Gedächtnis habe:

Ix, fix, Gliwice

— — — — —
Vicorum Toszek.

Das Gedicht: „In Polen brummt ein wilder Bär. Ihr Bienen, gebt den Honig her!“ wurde umgewandelt: „In Baingow brummt ein wilder Bär“.

Was es mit dem Baingower Bären für eine Bewandtnis hatte, weiß ich nicht, wohl aber kenne ich das Löwenabenteuer des später so weit bekannten Geheimen Sanitätsrats Wanjura in Antonienhütte. Als Dr. Wanjura noch ein junger Mann und verlobt war, hatte er eines Abends die Eltern seiner Braut besucht und ging um Mitternacht bei Mondenschein nach seinem Wohnsitz Antonienhütte durch den Wald zurück. An einer Kreuzung der Straße mit einem Hauptgestell sah er plötzlich einen lebenden Löwen vor sich stehen. Die beiden beobachteten sich eine Zeitlang; dann machte der Löwe kehrt und ging in den Wald zurück. Der junge Arzt war über diese Begegnung sehr konsterniert, weil er überzeugt war, er habe eine Halluzination gehabt. Er ging nach Hause, nahm ein niederschlagendes Mittel, konnte aber vor Aufregung die Nacht über nicht schlafen. Tatsächlich aber hatte er ein nicht gewöhnliches Glück gehabt. Der Löwe war keine Halluzination, sondern Wirklichkeit.

Er war aus einer herumziehenden Menagerie entsprungen und hatte dem jungen Arzte, der ihm begegnete, wohl nur deshalb nichts getan, weil er einige Stunden vorher im Walde das Pferd vor einem Bauernwagen angefallen und niedergerissen hatte. Der Bauer entfloh und der Löwe sättigte sich an dem Fleische des Pferdes; er war also, als er den Arzt traf, satt und nicht angriffslustig. Der Löwe wurde einige Tage später eingefangen oder erschossen.

Als die Bismarckhütte von den Herren Sachs, Hammer und Rosse gegründet wurde, nannte man sie: „Sächsisches Hammerwerk mit Rossebetrieb“.

Hier will ich auch des alten Servus gedenken, eines Originals, das in den sechziger und siebziger Jahren in Oberschlesien herumzog. Servus war einer von den Hauslehrern, die in Oberschlesien hängen geblieben waren. Bevor es bessere Schulen gab, hielten sich die Beamten an gewissen Orten gemeinsame Hauslehrer; ebenso einzelne vermögende Familien. Die Hauslehrer waren meist Studenten, die schließlich in Oberschlesien hängen blieben und nicht einmal in den rettenden Hafen des Rektoratsexamens einlaufen konnten. — Auch der berühmte Johannes Ronge, der Begründer der deutsch-katholischen Bewegung, war ja Hauslehrer in Laura-hütte gewesen, ehe er wegen der Ausstellung des heiligen Rockes in Trier im Oktober 1844 den offenen Brief an den Bischof zu Trier schrieb. Er wurde exkommuniziert und mußte flüchten, denn die Katholiken bedrohten sein Leben. Ronge ging nach Breslau, wurde 1845 Pfarrer der dortigen deutsch-katholischen Gemeinde, beteiligte sich an der politischen Bewegung von 1848, flüchtete wegen

eines offenen Briefes an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach London, kehrte infolge der Amnestie 1861 nach Breslau zurück, lebte dann in Frankfurt a. M., Darmstadt und Wien und starb dort 1887. Die Bewegung, die er in Fluß gebracht, hat seinerzeit ungeheures Aufsehen erregt.

Auch Servus war ein Hauslehrer, der in Familien in Oberschlesien und Österreichisch-Schlesien in seinen jungen Jahren Kinder unterrichtet hatte. Auch er wurde 1848 in Österreich in die politische Bewegung hineingezogen, kämpfte mit den Ungarn, wurde gefangen genommen und soll schon unter dem Galgen gestanden haben, um gehängt zu werden, als der Pardon für ihn eintraf. So erzählte er selbst. Er führte den Namen „Servus“, weil er stets mit dem österreichischen Gruße „Servus“ sich in einer Gesellschaft einführte und verabschiedete. Er war ein vortrefflicher Kenner der oberschlesischen Flora und hatte auch einige botanische Bücher veröffentlicht. In späteren Jahren zog Servus bei den befreundeten Familien herum, erschien mit fahrplanmäßiger Genauigkeit in bestimmten Zwischenräumen an demselben Ort, blieb dann hier bei den befreundeten Familien einige Wochen, wurde mit Wäsche und Kleidung versehen, erhielt auch etwas Geld und ging dann weiter. Der Gastgeber brachte ihn gern in die Gesellschaft, denn Servus wußte vortrefflich zu erzählen, war sehr humoristisch und deshalb außerordentlich beliebt.



Siebzehntes Kapitel.

Gerichtswesen. Polizei. Öffentliche Sicherheit.

Wenn man die Justizverhältnisse Oberschlesiens richtig beurteilen will, muß man bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Damals bestand in Oberschlesien eine Ober- und eine Untergerichtsbarkeit. Die erstere übte das Königliche Oberlandesgericht in Ratibor aus, die Untergerichte aber waren auf dem Lande in den Händen der Gutsherren, welche das Recht hatten, Patrimonialgerichte zu halten, die in ihrem Auftrage und auf ihre Kosten von juristisch gebildeten Richtern, sogenannten Justizkommissarien verwaltet wurden und der Aufsicht und Revision durch das Oberlandesgericht in Ratibor unterstanden. Für die Städte gab es Königliche Stadtgerichte.

In welcher Lage aber befand sich der Patrimonialrichter gegenüber seinem Brotherrn, dem Gutsbesitzer? Er war abhängig von ihm, denn er stand in seinen Diensten. Wenn nun jemand den Gutsherren ver-

klagte, konnte der Patrimonialrichter doch nicht lediglich nach Recht und Gesetz entscheiden, wenn diese Entscheidung gegen den Gutsherrn ausfiel, denn dann war die Stellung des Patrimonialrichters gefährdet. Der Gutsherr entließ ihn und nahm sich eben einen anderen Justizkommissarius, der nicht so töricht war, Urteile gegen den eigenen Brotherrn zu erlassen. Der bereits erwähnte Weidemann, der selbst Justizkommissar war, schildert die Verhältnisse der Oberschlesischen Patrimonialgerichte im Jahre 1844 wie folgt:

„Es ist ein allgemeines Bedauern, daß die Vereinigung der Patrimonialgerichte mit den Stadtgerichten in neuerer Zeit erschwert worden ist. Als das ephemere Königreich Westfalen konstituiert war, befahl die Staatsregierung, den Zeitgeist erfassend:

„die Patrimonialgerichte sind aufgehoben“, und es war gut. Würde jetzt ein solcher einfacher Befehl erscheinen, es würde ein Jubel im Volke erschallen, in den die Aristokratie bald in wohlerkanntem Interesse einstimmen würde.

Eine Gleichstellung aller Untertanen vor Gericht, vor dem König, die ganze Aufhebung aller Exemptionen läßt sich nicht mehr aufhalten, und besser, sie geht vom höchsten Orte aus, als daß sie von der rohen Gewalt erzwungen, bewilligt werden muß. Die täglichen Widerseßlichkeiten gegen die Exekutoren, über deren Persönlichkeit, Amtsführung, gar keine oder geringe Besoldung man ein ganzes Buch allein schreiben könnte, sind ein untrügliches Vorzeichen einer gewaltsamen Emanzipation des Volkes aus der aristokratischen Justizverwaltung, und die Furcht davor, die sichtlich ist, sollte

wenigstens ein Warnungszeichen zu rechter Zeit sein. Daß der Oberschlesier eines gewaltsamen Widerstandes fähig ist, daß der Sklave das Joch abzuschütteln sucht, hat uns der Bauernaufstand im Jahre 1812 bewiesen, der nur mit militärischer Macht unterdrückt werden konnte. Jetzt ist das Mißtrauen der Gerichtseingesessenen gegen die Patrimonialgerichte, der Haß gegen die Gerichtsvollzieher unverkennbar. Dieses Mißtrauen, dieser Haß ist im Steigen; die Gewalt dagegen, verbunden mit der der Polizei, wird ihn auf die Spitze treiben, und dann ist der Krieg des Pauperismus, der nichts mehr zu verlieren hat, aber alles hoffen kann, nicht mehr zu verhindern.

Bei der Rohheit der Bewohner, bei der Armut, bei der Bigotterie und dem sicheren Glauben, zur nächsten Wallfahrt Absolution zu erhalten, ist das Äußerste zu fürchten.“

Diese Befürchtungen Weidemanns sind vier Jahre später in Erfüllung gegangen. Bei der Revolution von 1848 richtete sich in Oberschlesien die Wut des Volkes gegen die Gutsherren und die Patrimonialgerichte. Diese wurden ja durch die neue Verfassung abgeschafft, in Preußen wenigstens. In andern deutschen Bundesstaaten haben sich solche Gerichte noch hier und dort bis 1877 erhalten.

Daß aber auch nach der Abschaffung der Patrimonialgerichte das Mißtrauen, der Haß gegen alle Gerichte und Behörden im Volke nicht ohne weiteres erstarben und sich nicht sofort Achtung vor Gesetz und Recht einstellten, wird man begreiflich finden.

Auch die Polizei war auf dem Lande, wo ja der weit-

aus größte Teil der Bevölkerung damals lebte, in den Händen des Gutsherrn. Die Patrimonialpolizei stand unter der Aufsicht der Landräte. Weidemann schreibt über diese Verhältnisse:

„Die Aufsicht über die innere und Polizeiverwaltung der einzelnen Kreise führen die Landräte, welche das Vertrauen der Kreisstände zu diesen Ämtern berufen hat, und von welchen sich also erwarten läßt, daß sie das Beste ihres Kreises nicht aus den Augen verlieren.

Da sie königliche Beamte sind, so müssen sie aber zugleich das Interesse des Fiskus wahrnehmen, und in dieser Beziehung zeigt sich ihre Tätigkeit hauptsächlich in der fortschreitenden Erhöhung der Klassensteuer, welche ein nun in den Ruhestand versetzter Landrat in seinem Kreise um jährlich 6000 Taler erhöht haben soll.

Sind irgendwo die Straßen unfahrbar, wie dies z. B. im Kreise Pleß oft der Fall ist, so trägt sicher nur der Landrat die Schuld, denn er hat die Kraft und die Macht, die Instandsetzung zu erzwingen, da ihm die Rittergutsbesitzer wie die Bauern dazu die Mittel und Dienste leisten müssen.

Kommt irgendeine Unregelmäßigkeit in der Verwaltung, in der Polizei, beim Militäraushebungsverfahren vor, so trifft ihn allein die Verantwortung.

Zur Ausübung der Beaufsichtigung sind ihm Polizeidistriktskommissarien, gewöhnlich aus den Gutsbesitzern, beigegeben.

Die Lokalpolizei steht den Rittergutsbesitzern zu, wenn sie getaufte Christen sind. Die vielen jüdischen Gutsbesitzer genießen diese Ehre, diese Begünstigung nicht.

Die Ausübung der Polizei, gewöhnlich im gutherrlichen Interesse, hat sich in vielen neuerdings vorgekommenen Fällen beklagenswert, der Staatsregierung und der persönlichen Freiheit nachtheilig gezeigt.

Die Gutsbesitzer lassen dieselbe gewöhnlich durch die Wirtschaftsbeamten, oft durch bloße Schreiber und Schaffner ausüben.

Sie prävenieren der Justiz und applizieren in der Regel eine tüchtige Tracht Prügel.

Die Aufhebung dieser Gutspolizeiberechtigung kann nicht mehr fern sein, denn die jetzt so häufig zur Sprache kommenden Mißbräuche, wodurch sogar der Tod der Gemißhandelten die Folge war, wird die Staatsregierung bestimmen, königliche Landespolizeikommissarien oder Inspektoren zu ernennen, die Gendarmerie zu vermehren und die Dorfgerichte den ersteren unterzuordnen.

In den Städten wird die Lokalpolizei durch geprüfte Bürgermeister ausgeübt, und nie hat der Verfasser über einen Mißbrauch oder einen Amtserzeß einen begründeten Tadel gehört. Die Zeit der Patriarchalität auf dem Lande ist vorüber. Ein Institut, was auf frühere Zustände berechnet war, ist jetzt nicht mehr zeitgemäß.

In der Zeit, wo die Gutsherrschaften den Bauern die Wohnungen bauen, das fehlende Vieh ihnen liefern, überhaupt ihren Hausstand als Väter gleichsam überwachen mußten, war eine solche patria potestas ganz passend. Jetzt, wo diese Hörigkeit und Untertänigkeit aufgehört hat, sollte der Besitzer größeren Grundeigentums größere und Überwachungsrechte nicht mehr beanspruchen können als der kleinere Gutsbesitzer, wo alle Landbebauer mit mehr oder weniger Mist sind, ist ein

solches Bevorzugen größerer Miststätten ein abnormer Zustand, und diese Polizeigerichtsbarkeit wirkt eben so nachteilig als die Patrimonialgerichtsbarkeit.

censeo, esse delendam!“

Wie es bei der gutherrlichen Polizeiverwaltung und bei der Untersuchung gegen Verbrecher zuging, weiß ich aus den Erzählungen meines Vaters. Besonders eine Szene, die er häufig schilderte, ist mir im Gedächtnis geblieben. In irgendeinem Polizeigewahrsam des Toster Kreises saß ein gefährlicher Einbrecher und Räuber, der hartnäckig leugnete und absolut nichts gestehen wollte. Damals (es war in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts) hatte man beim Strafprozeß nicht das mündliche, sondern das schriftliche Verfahren. Alles, die Aussagen des Angeklagten, der Zeugen, die Ausführungen der Verteidiger, alles, alles mußte schriftlich niedergelegt werden, damit die Richter bei der Beurteilung eine gute Grundlage hatten. Der Angeklagte sah seine Richter erst, wenn ihm das Urteil verkündigt wurde. Das frühere Strafprozeßverfahren maß aber dem Indizienbeweise, der heute eine so wichtige Rolle spielt, nur wenig Bedeutung bei. Wenn nicht ein direktes Geständnis des Angeklagten vorlag, konnte eine Verurteilung nicht eintreten. Man mußte schwere Verbrecher laufen lassen (nicht allein in Oberschlesien, sondern in ganz Preußen), weil man ihnen nicht genügend Beweise für ihre Schuld erbringen konnte, und es ergab sich dann das sonderbare Resultat der Untersuchung, daß der Verbrecher wegen mangelnder Beweise freigesprochen oder wenigstens, wie es hieß, „ab instantia absolviert wurde“. Der Freigesprochene mußte aber doch die Gerichtskosten

bezahlen, weil eben der Verdacht der Schuld an ihm hängen blieb.

Leugnende Untersuchungsgefangene machten also der Polizei und dem Gerichte unendliche Schwierigkeiten, und in jener rauen und rücksichtslosen Zeit war zwar die körperliche Folter verboten, aber man griff eventuell doch zu Gewaltmaßregeln. Man prügelte in den Untersuchungsgefängnissen die Verdächtigen, die nicht gestehen wollten, halb tot, man machte sie durch Hunger und Durst kirre, man gab ihnen gesalzene Heringe zu essen und nichts zu trinken — ein Zwangsmittel, das ja auch Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege gegen Magistrate von Städten angewendet haben soll, welche nicht die geforderte Kriegskontribution bezahlen wollten.

Der oben erwähnte Verbrecher war nicht schuldlos, er hatte sehr viel auf dem Kerbholze, er war schon wiederholt bestraft, und man wußte, daß sein Sündenregister riesengroß war. Um endlich zu einem Resultat zu kommen, entschloß sich der Polizeiverwalter zu einer moralischen Folterung des Verbrechers, die sich in folgender Weise vollzog. Nachts um ein Uhr wurde der Untersuchungsgefangene aus seiner Zelle geholt und in das Bureau des Polizeiverwalters gebracht, das sich in den Parterreräumlichkeiten eines Hauses befand. In dem Bureau waren anwesend der Polizeiverwalter, der Verbrecher und ein Gendarm. Der letztere nahm eine große eiserne Brechstange, hob eine Diele aus dem Fußboden des Zimmers auf, dann eine zweite, dann nahm er ein Grabseil zur Hand und grub an der Stelle, an der die Diele gelegen hatte, ein richtiges Grab. Bis dieses fertig war, schwiegen sowohl der Polizeiverwalter wie der

Gendarm, und der Untersuchungsgefangene betrachtete mit wachsendem Erstaunen die Vorgänge. Als das Grab fertig war, erklärte der Polizeiverwalter dem Verbrecher:

„Du Schuft, wir sind es müde, uns von dir an der Nase herumführen zu lassen. Seit Monaten hast du uns angelogen und machst nicht die geringsten Anstalten, deine zahlreichen Verbrechen zu gestehen. Wir haben Besseres zu tun, als mit dir unsere Zeit zu vergeuden. Du stehst vor deinem Grabe. Kniee nieder und bete noch ein Vaterunser. Dann schlägt dich der Gendarm mit dem dicken Ende der Brechstange an den Kopf; du fällst in das Loch, wirst zugeschüttet, die Dielen werden wieder aufgelegt und kein Mensch wird deine Leiche hier suchen. Wir werden morgen früh mitteilen, du seiest aus dem Gefängnis entsprungen. Wir sind dich dann los und haben keine Scherereien mehr mit dir. Knie nieder und bete!“

Der Verbrecher, der natürlich an Händen und Füßen gefesselt war, kniete nieder; der Gendarm stellte sich mit hoherhobener Brechstange hinter ihn, und der dem Tode Geweihte begann zu beten. Aber er kam nicht über die dritte Bitte des Vaterunsers hinaus, er fing immer wieder von vorne an, und als ihn schließlich der Polizeiverwalter grob anfuhr und ihn aufforderte, das Gebet zu Ende zu sprechen, erhob sich leichenblaß der Verbrecher und erklärte:

„Ich will gestehen!“

Er soll dann eine solche Menge von Verbrechen eingestanden haben, daß das Protokollieren bis tief in die Vormittagsstunden hinein dauerte und sich dem Polizei-

verwalter und dem Gendarmen die Haare sträubten. Dann wurde der Verbrecher abgeführt und hat sein Geständnis auch nicht widerrufen. Er wurde für den Rest seines Lebens ins Zuchthaus gesteckt.

Wiederholt hat man mich gefragt, was denn nun geschehen wäre, wenn der Verbrecher das Gebet zu Ende gesprochen hätte, ohne zu zögern. Viele Bekannte, welche auch von meinem Vater diese Szene erzählen hörten, meinten, hätte der Verbrecher das getan, so wären Polizeiverwalter und Gendarm blamiert gewesen, denn sie hätten es doch nicht gewagt, den Verbrecher totzuschlagen. Wer aber die Verhältnisse im ehemaligen Oberschlesien kennt, wird doch nicht ohne weiteres meinen, daß der Verbrecher in diesem Kampfe der List gesiegt hätte. Ein Menschenleben hatte damals einen verzweifelt geringen Wert, besonders das eines Verbrechers galt keinen Pfifferling. Heute kämen natürlich Polizeiverwalter und Gendarm wegen ihrer Handlungsweise wahrscheinlich auf lange Jahre ins Zuchthaus.

Auch die gutherrliche Polizeiverwaltung wurde von der politischen Bewegung des Jahres 1848 hinweggesetzt, aber im Jahre 1851 wurde sie auf das Drängen des kleinen Adels im Osten der preußischen Monarchie wieder eingeführt und bestand bis 1872. Sie verschwand erst nach Einführung der Kreisordnung.

Besonders auffallend war an dieser gutherrlichen Polizei der Mangel an geschulten Exekutivkräften. Wir haben es ja im fünfzehnten Kapitel mitgeteilt, daß der Polizeiverwalter von Königshütte einen Polizeidiener zu seiner Verfügung hatte, und Königshütte zählte sicher damals 8000 Einwohner und vielleicht noch mehr.

Daß bei solchen Polizeizuständen die öffentliche Sicherheit in Oberschlesien zeitweise sehr viel zu wünschen übrig ließ, kann man sich wohl denken.

Wenn es jemand unternehmen wollte, eine Kriminalgeschichte Oberschlesiens nur für das 18. und 19. Jahrhundert zu schreiben, so würde er einen sehr stattlichen Band mit Leichtigkeit nach den besten Quellen zusammenstellen können. Verschiedene lokale Umstände haben dazu beigetragen, das Verbrechertum und die Unsicherheit in Oberschlesien in vergangenen Zeiten zu fördern. Die weite Entfernung Oberschlesiens von den deutschen Kulturzentren, die Nähe verschiedener Grenzen, welche die Flucht von Verbrechern stets begünstigte, die geringe Bevölkerungszahl, die ausgedehnten Wälder, der Mangel einer einheitlich organisierten Polizei, die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit der Gutsherren und die Verzweiflung ihrer Hörigen: das hat zusammengewirkt, um recht traurige kriminelle Verhältnisse zu schaffen. Einbruch, Raub, Mord, Plünderung, Brandstiftung sind in Oberschlesien in vergangenen Zeiten, ja bis in die Gegenwart hinein unter oft schrecklichen Nebenumständen verübt worden.

Verschiedene Schriftsteller der Vergangenheit und Gegenwart haben versucht, bei dem Oberschlesier eine besondere Neigung wenigstens zum Diebstahl herauszufinden und ihm eine besondere „tendance au crime“ (eine Hinneigung zum Verbrechen) zuzuschreiben, wie sie der belgische Moralstatistiker Quetelet bei verschiedenen Völkerstämmen und in bestimmten Ländern festgestellt hat. Man tut aber doch wohl unrecht, dem slavischen Oberschlesier eine unzweifelhaft vorhandene Neigung zur

Verwechslung von Mein und Dein auf sein Schuldkonto zu schreiben. Diese Neigung ist vielmehr entstanden infolge der eigenartigen Verhältnisse, durch welche es in Oberschlesien Jahrhunderte hindurch keinen Mittelstand, sondern nur Reichtum und Elend in schroffstem Gegensatz gegeben hat. In früheren Zeiten waren es die reichen Fürsten und Herren, die Klöster und Kirchengüter, in späterer Zeit die ungeheueren Werte, die in den Berg- und Hüttenwerken steckten, und diesen gegenüber stand immer eine Bevölkerung, die zum weitaus größten Teile von der Hand in den Mund lebte und für welche die Verführung zum Zugreifen durch die großen Besitztümer und Werte allzu verlockend war. Es ist psychologisch leicht zu erklären, daß der Oberschlesier nichts darin fand, in seiner Armut und Gedrücktheit sich etwas von dem überflüssigen und überaus großen Besitz der Herren auf den Latifundien oder an den Industriestätten anzueignen. In meinen Kinderjahren wurde scherzhaft immer behauptet, der Oberschlesier habe sich eine eigenartige Moral zurechtgemacht, wenigstens habe er folgende Entschuldigung des Diebstahls:

„Dem Herrn (Gutsbesitzer) dürfe man ruhig etwas wegnehmen, denn er habe mehr als er verbrauchen könne. Wenn man dem Geistlichen oder dem Lehrer etwas nehme, so schade das nichts, denn die bekämen ihr Geld ja von der Gemeinde. Dem Deutschen dürfe man unbedenklich etwas nehmen, denn er lebe vom polnischen Volke. Den Juden zu bestehlen, sei ebenfalls keine Sünde, denn er betrüge die Leute um das, was sie hätten.“

Diese Liste enthält in der That alle diejenigen Ele-

Schloß

Parthaus

Hochöfen mit Gießhütte

Flößungs-Kanal mit Schleufe VII



Flößungs-Kanal mit Schleufe VII

Flößung im Jahre 1830

Verlag Schwann, Düsseldorf

mente, die etwas besitzen oder besitzen konnten. Man hat auch scherzweise in früheren Zeiten behauptet, der Oberschlesier habe einen übertriebenen Ordnungssinn: er könne nichts herumliegen sehen, sondern stecke es ein. Bis zu einem gewissen Grade habe ich das in früheren Jahren bestätigt gefunden, besonders beim Militär. Bei den sogenannten polnischen Regimentern Oberschlesiens konnte man sonst durchaus brave und tüchtige Soldaten niemals zur Kammerarbeit kommandieren, wollte man sie nicht unglücklich machen. Die „Kleptomanie“ war damals noch nicht „erfunden“, aber diese Leute waren wirklich mit einem unwiderstehlichen Drange behaftet, ganz wertlose Dinge einzustecken und sich anzueignen. Und wenn es ein Lumpen, ein Stück von einem gänzlich unbrauchbaren, bereits zerschnittenen Militärmantel war: sie steckten ihn ein; nicht einmal aus egoistischen Motiven, sondern um sich einen Puzlappen zu verschaffen. Kam die Sache heraus, so gab es ein Standgericht und im Wiederholungsfalle eine Versetzung des armen Teufels in die zweite Klasse des Soldatenstandes.

Räuber sind stets Nationalhelden, besonders wenn sie irgendwelchen menschlichen Zug aufzuweisen haben. In meinen Kinderjahren wurde noch immer viel von dem berühmten Räuber Schyndlo erzählt, der in den vierziger Jahren ganz Oberschlesien unsicher gemacht haben soll. Er war ein Freund und Wohltäter der Armen, und deshalb fand er sowie seine Spießgesellen stets Schutz in den Volkskreisen. Man verriet ihn nicht, man gewährte ihm Unterschlupf und Nahrungsmittel. Er nahm angeblich den Reichen und gab den Armen. Er brach bei einem armen Kaplan ein und fand dort gar keinen Besitz.

Schyblo hinterließ zwanzig Taler und dazu einen Zettel, auf dem angeblich stand: „Wo nichts ist, muß man geben.“ Er schlug einen Spießgesellen, der einem armen Bauern eine Kuh gestohlen hatte, halb tot und gab dem Bauern zwei Kühe zum Ersatz wieder: Kühe, die er natürlich dem Gutsherrn gestohlen hatte.

Schyblo zog in Verkleidungen durch das Land, knüpfte besonders mit Leuten, die zu Märkte gingen, Gespräche an und fragte sie, die ihn nicht kannten, nach ihrer Meinung über den berühmten Räuber Schyblo. Hörte er Gutes über sich, so belohnte er die Leute; schimpften sie aber auf ihn, so spielte er ihnen irgendeinen Schabernack.

Oberschlesien hatte aber nicht nur berühmte Einbrecher, sondern auch Ausbrecher, und in der internationalen Kriminalgeschichte bekannt sind die Leistungen eines Gefangenen zu Ratibor, über welche Weidemann, wie folgt, berichtet:

„Der letzte Verbrecher, welcher hier Furore machte, ist ein berüchtigter Dieb, welcher wegen vierten gewaltsamen Diebstahls in dem Kriminalgefängnisse in Ratibor zur Untersuchung eingekerkert war.

Eines Morgens war er entflohen. Er hatte einen Teil der Mauer des kleinen Fensters seiner Gefangenzelle ausgebrochen, den Strohsack zerschnitten, daraus ein Seil geknüpft und sich viele Ellen hoch daran an der glatten Mauer herabgelassen, vorher das Bettgestelle in den Hof geworfen, und dieses benutzt um die hohe Umfassungsmauer zu erklimmen.

Er hatte einen Salto mortale gewagt. Nach ein paar Wochen wurde er wieder eingezogen und in das

Gefängnis eingekerkert, jedoch mit Kette und Weife versichert. An demselben Tage, wo im Kreisblatt der gegen ihn erlassene Steckbrief widerrufen wurde, flüchtete er mit Ketten und Weife auf gleiche lebensgefährliche Art, ward aber auf der Flucht sogleich ertappt.

Als Grund seiner Doppelflucht gab er die Schrecknisse der Einsamkeit an, welche ihn dem Wahnsinn nahegebracht habe. Die Haft in dem teilweise nach pennsylvanischer Bauart eingerichteten Gefängnisse wäre ihm unerträglich geworden.“

Verbrecher gab es aber nicht nur in den unteren Volksklassen, sondern auch gerade unter dem Adel, der Gerichte und Polizei, wie wir wissen, nicht zu fürchten hatte.

Wie wären sonst Gewalttaten möglich gewesen, wie in der Familie des Fürsten Sulkowski in Slupna (1803 bis 1848). Dieser polnische Fürst war ein wilder, grausamer, sadistisch veranlagter Mensch, dessen größtes Vergnügen, wie wir bereits wissen, das Prügeln seiner Untertanen war. Eine Baronesse, Luise von Larisch, hatte aus Liebe zu dem Abenteurer ihn geheiratet, um dauernd unglücklich zu werden, denn auch ihre beiden Söhne, Ludwig und Maximilian, waren Wüteriche. Ihr Gatte Sulkowski muß es wahrlich schlimm getrieben haben, daß man ihn schon am Ende der zwanziger Jahre in Österreich als Hochverräter verhaftete und auf die österreichische Festung Theresienstadt brachte, wo er am 12. November 1832 starb. Die fast unglaublichen Ereignisse in dem Sulkowskischen Fürstenhause sind von verschiedenen Schriftstellern, auch von dem Oberschlesier Dr. Max Ring, wiederholt in Romanen verarbeitet

worden. Fürst Ludwig konnte sich mit seinem Bruder Max nicht vertragen und ging nach Amerika. Dorthin folgte ihm auch Max, kehrte aber nach einiger Zeit mit einer schönen Kreolin, die er geheiratet hatte, nach Slupna bei Myslowik zurück. Geradezu bestialisch behandelte er um einer erbärmlichen Dirne, namens Strukina, willen Frau und Mutter. Er ergab sich dem Trunk und Spiel, bis er auch der Strukina überdrüssig wurde, die man eines Tages erschossen in ihrem Zimmer fand. Jedermann wußte, daß der Fürst seine Geliebte getötet hatte; aber wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Eine oberschlesische Fleischerstochter trat an die Stelle der Strukina, und sie und ihr Schwager, ein Schachtmeister namens F., beherrschten den Fürsten vollkommen. Sein großes Vermögen hatte Fürst Max Sulkowski vergeudet. Als die Mutter die letzten Reste ihres Besitztums nicht opfern wollte, wurde sie am 3. März 1848 in ihrem Zimmer im Schlosse zu Slupna erschossen. Der Schuß kam aus dem Garten durch das Fenster, und die Fürstin sank mit den Worten: „Das hat mir mein Sohn Max getan!“ zu Boden. Am nächsten Tage starb sie und wurde auf dem Kirchhof in Myslowik begraben. Alle Welt wußte, daß Fürst Max Sulkowski den Muttermord veranlaßt hatte; aber der Fürst entfloh, und man ergriff nur seine Helfershelfer, den Schachtmeister F. und einen Jäger namens Obst. Die Verhandlung gegen die Mörder der Fürstin Sulkowski war die erste, die, wie bereits erwähnt, vor dem Schwurgericht in Gleiwik im Jahre 1849 stattfand. Obst wurde zum Tode verurteilt, starb aber vor der Hinrichtung im Gefängnis. Schachtmeister F. starb im Zuchthause zu

Ratibor. Fürst Max Sulkowski fiel, wie feststeht, am 6. Oktober 1848 auf den Barrikaden zu Wien im Revolutionskampfe. Jahrelang wurde dann behauptet, er habe noch gelebt und man habe eine andere kopflose Leiche als die seine rekonstruiert. Jetzt steht es fest, daß die Gerüchte, die ihn noch am Leben sein ließen, erfunden waren.

Im Anfang der sechziger Jahre wurde in der Nähe von Leobschütz ein abscheulicher Mord begangen, der damals in Deutschland Aufsehen erregte. Es ist mir soviel erinnerlich, daß der Lehrer jenes Ortes von einer Anzahl von Personen, unter denen sich auch der Ortsvorsteher befand, aus Rache nachts in seiner Wohnung überfallen wurde. Der Angegriffene setzte sich verzweifelt zur Wehr, sprang aus dem Hause und lief im Schlafrock, gefolgt von seinen Angreifern, laut Hilfe rufend, mehrmals um eine Pfüke herum, die sich vor seinem Hause befand. Nachbarn sahen und hörten den Vorfall, wagten aber nicht zu intervenieren, weil sie annahmen, der Lehrer würde von bösen Geistern verfolgt. Es gelang dem unglücklichen Lehrer, wieder in sein Haus zu kommen; aber die Angreifer drangen hier ein und mekelten ihn in abscheulicher Weise nieder.

Als ich im Jahre 1869 nach W. bei Rosenberg zu dem befreundeten Pfarrer zu Besuch kam, fand ich hier auch eine sehr unangenehme Situation. Einige Wochen vorher hatte eine Räuberbande den Pfarrhof überfallen. In der Haustür sah man noch die Kugeln sitzen, welche die Bande abgefeuert hatte, um sich Eingang zu erzwingen. Im Dorfe hatte man die Schüsse fallen hören, aber niemand wagte es, dem Pfarrer zu Hilfe zu kommen.

Auch die Knechte, die auf demselben Hofe in einem besonderen Gebäude schliefen, getrauten sich nicht, etwas gegen die Räuber zu unternehmen, die schließlich resultatlos abzogen. Der Pfarrer hatte auf seine Kosten ein Kommando Dragoner aus Rosenberg wochenlang auf der Pfarrei gehabt, um gegen etwaige neue räuberische Überfälle geschützt zu sein. Ich erinnere mich noch, daß der Pfarrer über seinem Bette einen Revolver hängen hatte, eine für heutige Verhältnisse recht komische Waffe, zu zwölf Schuß eingerichtet. Das Ganze war nichts als eine Spielerei, denn die Trommel des Revolvers hatte höchstens 6 cm Durchmesser, und die Kugeln der Patronen waren kaum erbsengroß. Aber der Revolver war damals etwas ganz neues.

Ich habe dort ein unangenehmes Erlebnis gehabt, da ich in einem Flügel des Pfarrgebäudes ganz allein schlief und eines nachts durch ein Kraken an der Außenwand geweckt wurde, das sich in regelmäßigen Pausen wiederholte. Ich war überzeugt, daß Einbrecher eindringen wollten, kleidete mich an und eilte nach dem andern Flügel hinüber, um dort die Wirtschafterin zu wecken. Ich teilte ihr durch die Tür mit, daß Diebe anwesend seien und verlangte, daß sie mir die Entreetür öffnete. Sie weigerte sich jedoch, dies zu tun, indem sie behauptete, sie erkenne meine Stimme wohl, aber sie wisse genau, ich käme nicht freiwillig, sondern befinde mich in der Hand von eingedrungenen Räubern. Erst nach langem Parlamentieren gelang es mir, bis an das Schlafzimmer des Pfarrers zu kommen und mir hier den Revolver zu holen, mit dem ich dann in Begleitung eines Hundes bei mondheller Nacht einen Rundgang

um das ganze Pfarrhaus machte. Erst am nächsten Morgen wurde der Grund der Beunruhigung entdeckt. An der Wand stand ein Obstbaum, der mit einem Ast dicht an die Mauer heranreichte. Der Wind hatte diesen Ast in Bewegung gesetzt und ein eigentümliches Scharren und Kraken desselben an der Wand hervorgerufen.

Man war eben damals sehr nervös betreffs der Einbrüche und Räubereien, und wurde es einige Jahre später noch mehr, als die Räuberbande des Elias und Pistulka zwischen 1873 und 1876 im Industriebezirk geradezu ein Schreckensregiment führte. Diese beiden berühmten Räuber, deren Gestalten heute noch im Berliner Panoptikum zu sehen sind, haben sich in der Kriminalgeschichte einen Namen gemacht und Taten verübt, die man im neuen deutschen Reiche kaum für möglich halten sollte.

Als Berichterstatter einer Breslauer Zeitung habe ich den beiden großen Prozessen, die gegen die vielköpfige Bande des Elias und Pistulka in Beuthen stattfanden, beigewohnt, und erinnere mich noch verschiedener dramatischer Szenen dieser Prozesse, welche ebenfalls in ganz Deutschland gewaltiges Aufsehen erregten und Oberschlesien in keineswegs angenehmer Weise bekannt machten. Diese Räuberbande, die mit den Gehlern zusammen wohl 40 bis 50 Köpfe stark war und besonders den alten Beuthener Kreis zum Schauplatz ihrer Taten machte, hin und wieder aber auch jenseits der Grenze in Österreich und Rußland Gastrollen gab, vollführte ihren frechsten Streich, als sie nachts in das Verwaltungsgebäude der Tiele-Winklerschen Generaldirektion in Rattowitz eindrang, den Geldschrank aus der ersten Etage

herausholte und auf einem mitgebrachten Wagen fortfuhr. Der einzige Wächter, der vorhanden war, natürlich ein Invalide, denn nur solche machte man zu Nachtwächtern, wurde mit Leichtigkeit überwältigt und gefesselt. Die Räuber schleppten ihn in ein Kartoffelfeld seitlich von der Chaussee, die nach Domb führte, und hier blieben Wächter bei ihm, während die Tat verübt wurde. Als die Räuber mit ihrer Beute weit fort waren, entfernte sich endlich der letzte Räuber von dem Nachtwächter, indem er ihm erklärte, er dürfe bei Gefahr seines Lebens erst nach Ablauf einer Stunde sich vom Flecke rühren. Dies Gebot befolgte der Wächter auch getreulich; erst bei grauendem Morgen kehrte er nach dem Verwaltungsgebäude zurück und schlug Lärm. Gendarmerie und Polizei wurden aufgeboden; man konnte die Spur des Wagens verfolgen, welche von der Chaussee abseits in den großen Wald bei Domb führte, in dem es so wie so niemals recht geheuer sein sollte. Man fand den erbrochenen Geldschrank und neben ihm noch ein glimmendes Feuer, in welchem die Räuber alle Wertpapiere, die der Schrank enthielt, verbrannt hatten. Sie nahmen nur das bare Geld, bestehend in Silber, Gold und Papiergeld mit sich. Sie mußten sich also erst kurz vor Ankunft der verfolgenden Polizei getrennt haben. Ganz in der Nähe aber fand man die entsetzlich zugerichtete Leiche eines Mannes. Sein Gesicht war durch Stiche und Hiebe vollkommen unkenntlich gemacht; außerdem wies die Leiche zahlreiche Messerstiche auf, und man nahm an, daß die Leiche die eines Unglücklichen sei, der zufälligerweise die Räuber beim Aufbrechen des Geldschrankes gestört habe. Die Photographie der ent-

stellten Leiche wurde überall veröffentlicht, aber man kam auf keine wertvolle Spur, auch war nicht zu entdecken, wer der Ermordete war. — Bei einem Jahrmarkt, der in Rattowitz stattfand, hörte ein Händler, der in seiner Bude stand, zwei Frauen zu, die nicht weit von seiner Bude sich unterhielten und Einzelheiten über den abscheulichen Mord und den frechen Einbruch vorbrachten. Demnach war der Ermordete ein Komplize der Räuberbande, der in der betreffenden Nacht auf eigene Faust „gearbeitet“ und eine Kuh erbeutet hatte. Als er mit der Kuh durch den Damber Wald kam, stieß er auf seine Komplizen, die mit dem Geldschrank angefahren kamen. Er sagte sich sofort, daß hier ein großer Schlag gelungen sei, und verlangte von den Komplizen einen Anteil an der Beute. Dieser wurde ihm verweigert, da er ja nicht mitgemacht hatte, und er drohte mit Verrat. Darauf wurde er niedergestochen. Jeder der Komplizen mußte, um mitschuldig zu sein, dem Genossen mehrere Stiche versetzen; dann wurde das Gesicht entstellt, und die Rekognoszierung der Leiche konnte nicht stattfinden, da dieser Komplize tief aus dem Innern Rußlands stammte und in Oberschlesien gar nicht bekannt war.

„Cherchez la femme“! hieß es auch bei der Entdeckung dieses Verbrechens. Der Händler benachrichtigte die Polizei; es gelang, eine der Frauen, welche sich über die Mordtat unterhalten hatten, zu ergreifen, weitere Frauen wurden verhaftet und endlich die Geliebte des Pistulka ergriffen. Es saß im Gefängnis zu Beuthen eine Frau, die wegen eines harmlosen Diebstahls eine Strafe zu verbüßen hatte, aber gern für einige Zeit

aus dem Gefängnis beurlaubt worden wäre, weil sie ihrer Entbindung entgegensah. Man setzte diese Frau zu der Geliebten des Pistulka, welche seit Wochen allein gefessen hatte, und es gelang der Diebin, die Geliebte des Räubers zum Sprechen zu bringen. Sie vertraute sich ihr rückhaltlos an, und so wurde die ganze Bande verraten. Verhaftung folgte auf Verhaftung, und der erste Prozeß mit seinen sensationellen Enthüllungen über das Räuberleben und die Unsicherheit in Oberschlesien fand vor dem Schwurgericht in Beuthen statt. Hartnäckig leugneten die Räuber, und besonders ihr Führer. Als Pistulka endlich erfuhr, daß seine Geliebte durch ihre Schwachhaftigkeit alles verraten hatte, wurde er von einer rasenden Wut befallen. Obwohl er an Händen und Füßen gefesselt war, wollte er seine Geliebte auf der Anklagebank ermorden, und nur mit Mühe wurde sie seinen Händen entrissen.

Elias, den Genossen Pistulkas, vermochte man erst einige Zeit nach dem ersten Prozeß zu ergreifen. Er entging wie durch ein wahres Wunder seinen Verfolgern, fand überall heimlichen Unterschlupf und sprang auf der Flucht wiederholt mit der Geschicklichkeit eines Akrobaten über hohe Bäume und Mauern, entwickelte auch eine fabelhafte Schnelligkeit im Laufen. Als man ihn endlich ergriff, war er krank, erholte sich aber im Gefängnis und versuchte selbst auf der Anklagebank sich noch Hilfsmittel zum Entspringen zu verschaffen, indem er während der Verhandlung mit dem Zeigefinger und Daumen einen Nagel der Bank, auf der er saß, herauszog, den er zum Öffnen der Ketten Schlösser an Händen und Füßen verwenden wollte.

Elias und Pistulka wurden mehrfach zum Tode und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, und ganze Jahrhunderte von Zuchthaus wurden über die Komplizen männlichen und weiblichen Geschlechtes verhängt. Da in jener Zeit Kaiser Wilhelm I. kein Todesurteil unterschrieb, wurden beide Verbrecher begnadigt. Elias starb an der Schwindsucht im Gefängnisse. Pistulka versuchte sich durch Tabaksblätter zu vergiften, da er mit Tabaksarbeiten beschäftigt war. Als ihm dies mißlang, hungerte er sich konsequent zu Tode, trotzdem man alles aufbot, um ihn künstlich zu ernähren. Es steckte in diesem kleinen, gedrunenen, überaus kräftigen Menschen eine Energie und eine unbeugsame Willenskraft, die den Unglücklichen wirklich zu besseren Taten befähigt hätten.

Diese beiden großen Räuberprozesse wurden aber doch Veranlassung, daß man in Oberschlesien der Organisation der Polizei und der Vermehrung ihrer Hilfskräfte besonderes Augenmerk zuwendete. Daß indes eine radikale Abhilfe nicht geschaffen worden ist und wohl auch bei den eigenartigen Verhältnissen nicht geschaffen werden kann, haben ja die Taten des Mörders, Räubers und Wildddiebes Sobtzik bewiesen, der erst vor einigen Jahren wieder so viel von sich reden machte.



Achtzehntes Kapitel.

Grenzverkehr.

In Cielawice*) war ein neuer Kammerdirektor eingetroffen. Das interessierte nicht nur in Cielawice und Umgegend, sondern auch drüben, jenseits der Grenze, in Oberschlesien. Spannen sich doch Tausende von unsichtbaren Fäden von Interessengemeinschaft, Verwandtschaft, Bekanntschaft und geschäftlichen Beziehungen über die Grenze.

In Cielawice war ein Grenzübergangsort, eine Stelle, an welcher man von Preußen nach Rußland und umgekehrt zu Fuß oder zu Wagen gelangen konnte. Auch die Eisenbahn führte von der preußischen Stadt L. nach Cielawice. Auf dem Bahnhof in Cielawice war eine eigene Bollexpedition, das Wichtigste für den nachbarlichen Grenzverkehr aber waren: das langgestreckte Blockhaus, mit Strohschoben gedeckt, auf russischer Seite, welches die Bureaus der russischen Bollkammer enthielt,

*) Sämtliche Orts- und Personen-Namen sind fingiert.

und am anderen Ende der Brücke, die über den Grenzfluß führte, auf preußischem Gebiet, das Zollamt, in dem die Grünröcke, die Steuerbeamten, ihres Amtes walteten.

Diesseits und jenseits des Grenzflusses waren Sprache, Charakter der Landschaft, Lebensverhältnisse und Menschen einander außerordentlich ähnlich, und doch, welcher Unterschied! Nach Rußland hinein und aus Rußland heraus kam man nicht, ohne in den Bureaus der Zollkammer einen Paß oder einen Halbpaß (eine Legitimation für den Nachbarverkehr) vorzuweisen, zum Eintritt nach Preußen braucht man keinen Paß. Während es unumstößlich feststand, daß in dem preußischen Zollamt sich niemand bestechen ließ, und der Versuch einer Beamtenbestechung böß geahndet worden wäre, war es ebenso allgemein bekannt und sicher, daß sich auf der russischen Zollkammer jeder bestechen ließ. Dort hielt jeder die Hand auf, auch derjenige, der gar nichts tat. Selbst die Posten, die an dem russischen Schlagbaum standen, erwarteten, daß man ihnen beim Ein- und Austritt aus dem heiligen russischen Reiche wenigstens eines der großen Kupferstücke, welche den poetischen Namen „Brummer“ führten und manchmal so groß waren wie die Taler und Fünfmärkstücke, in die Hand drückte.

Wenn man nach Rußland hinein wollte, passierte man erst die Posten am Schlagbaum, dann mindestens den Portier, den alten Baturski, der vor dem Eingang zur Kammer stand, und dieser Cerberus erwartete natürlich auch einen Händedruck mit Kupferinhalt. Dann saßen in den Bureaus die Herren Schreiber, inferiore Leute, die aber doch große Umständlichkeiten machen konnten, wenn

man ihnen nicht in den Paß oder in den zusammengefalteten Halbpaf einen Papierrubel hineinsteckte, selbst wenn der Paß in bester Ordnung war. Dem ersten Gehilfen des Herrn Kammerdirektors, Sasuchin, und dem zweiten Gehilfen, Melnikow, durfte man natürlich nur mit größeren Banknoten unter die Augen gehen, und der bisherige Kammerdirektor nahm es, wie die Grenzbewohner hüben und drüben meinten, „von den Lebendigen“. Aber man fand nichts Böses darin, es war sein gutes Recht. An der Grenze hat man überhaupt sehr sonderbare Begriffe von Recht und Gesetz. Schmuggeln gilt da für erlaubt und Bestechen für ein unvermeidliches Übel. Wenn man dann jenseits der Zollkammer von Cielawice war, stieß man auf dem Landwege wieder auf einen Kordon von sehr schäbig aussehenden Mannschaften der russischen Grenzwehr. Von diesen wurde man direkt angebettelt, und später hatte man nur noch einen zweiten, dritten und vierten Kordon auf dem nächsten Kilometer Weges zu passieren; denn das heilige russische Reich sperrt sich durch eine vierfache Postenkette gegen Preußen ab, während jenseits des Grenzflusses, im Preußenlande, gar keine militärischen Posten stehen und nur die Grünröcke zu Fuß und zu Pferde täglich einmal oder zweimal eine Petrouille machen.

Also in Cielawice war ein neuer Kammerdirektor.

Was war das für ein Mann? Er kam direkt aus Petersburg, hatte also gewiß hohe Protektion. Er war verhältnismäßig jung, schien recht gebildet, sprach, wie alle Russen, außer seiner Muttersprache Französisch, Deutsch, Italienisch und Englisch, war verheiratet mit einer jungen hübschen Frau, die mit Vornamen Nadjesda

Nikolajewna hieß, und Vater eines Knaben von zwei Jahren.

Solch ein Kammerdirektor kann den Leuten diesseits und jenseits des Grenzflusses das Leben recht schwer machen. Er braucht nur die bestehenden Vorschriften über den Grenzverkehr ein wenig rigoros zu handhaben, und es entwickelt sich eine öffentliche Kalamität. Das Gesetz verbietet z. B., noch nach sechs Uhr abends nach Rußland hineinzugehen, sei es zu Fuß, sei es zu Wagen. Das ist natürlich für den Winter eine sehr gute Maßregel; aber im Sommer, wo es bis neun Uhr Tag ist, bedeutet das für den Grenzverkehr eine Härte. Man ist gewohnt, gegen Zahlung eines Trinkgeldes auch nach acht Uhr, ja, wenn es sein muß, noch um zehn Uhr durch die russische Zollbarrikade in das Nachbarland hineinzukommen. Betreffs der Versteuerung der Waren, die über die Grenze gehen, respektive über die Art und Weise, wie diese Versteuerung beschleunigt oder verzögert wird, durch rigorose Anwendung der Vorschriften über die Halbpässe usw., können Unannehmlichkeiten entstehen, durch welche Handel und Wandel wirklich schwer geschädigt werden.

Als der neue Kammerdirektor vier Wochen im Amte gewesen war, verbreitete sich an beiden Ufern des Grenzflusses ein Gerücht, das mehr und mehr answoll, und wo es sich verbreitete, Kopfschütteln, Erstaunen und schließlich Schrecken erregte.

Der neue Kammerdirektor war verrückt.

Seine Geistesstörung äußerte sich darin, daß er — unzugänglich für alle Bestechungen war. Erst hielt man diese Nachricht diesseits und jenseits der Grenze für einen

guten Witz, dann taxierte man sie auf einen schlechten Witz, und schließlich erregte diese Nachricht eine Art Panik.

Aber es sollte noch viel schlimmer kommen. Der wahnsinnige Kammerdirektor wollte es durchsetzen, daß seine Angestellten, vom ersten Gehilfen Sasuchin bis herunter zum letzten schäbigen Grenzwächter, sich nicht mehr bestechen ließen.

„Ich bitte Sie, Herr Wohltäter,“ sagte Baturski, „hat man je so etwas gehört? Können wir alle von dem Gelde leben, das uns der Staat gibt? Der Staat hat uns hierher gesetzt, damit wir unser Leben fristen können; und nun kommt dieser Sohn eines Hundes aus Petersburg und will hier neue Moden einführen. Er zahlt uns sogar das Gehalt aus, eine unerhörte Sache, denn alle seine Vorgänger steckten es in ihre Taschen. Aber wer kann von diesen wenigen Pfennigen Gehalt leben, wenn er nicht dabei hin und wieder von Wohltätern und Freunden eine kleine Gabe erhält. Ich sage Ihnen, Herr, dieser weiße Rabe wird ein böses Ende nehmen.“

Dasselbe schlechte Ende prophezeiten dem Kammerdirektor alle Eingeweihten diesseits und jenseits des Grenzflusses.

Noch aber war das letzte Wort nicht gesprochen. In der preußischen Stadt L. wohnte der Vertreter einer großen französischen Seidenfirma, die jährlich für Millionen Rubel Seide über die Grenzstelle Bielawice mit der Eisenbahn nach Rußland überführt. Seide zahlt einen sehr hohen Zoll. Die Eisenbahnwaggons kommen plombiert von Frankreich über die deutsche Grenze, werden hier wieder plombiert und gehen im Durchgangs-



Ratibor in den 1830 er Jahren

verkehr bis an die russische Grenze. Beim Überschreiten dieser sollte für die Seide Zoll an die russische Regierung gezahlt werden. Seit Jahrzehnten war das „Geschäft“ so gemacht worden, daß der Kammerdirektor die Hälfte des Zolls, den eigentlich die Regierung bekommen sollte, erhielt und in seine Tasche steckte. Dafür gingen die plombierten Wagen unrevidiert über die Grenze nach Rußland hinein. Die andere Hälfte des Zolls verdiente das Seidenhaus, einen Teil davon als Provision natürlich der Vertreter des französischen Hauses, der in L. saß.

Diese Seidentransporte kamen natürlich nicht täglich, sondern in wochenlangen Zwischenräumen. Als nun der erste Transport wieder in L. angekommen war und über die Grenze nach Cielawice gehen sollte, fuhr der Franzose hinüber zu dem Kammerdirektor, um mit ihm die Sache ins Reine zu bringen. Der Franzose wurde sehr lebenswürdig empfangen, der Kammerdirektor bot ihm eine Papirossen (Zigarette) an, und während man rauchte, unterhielt man sich über das Wetter, über die Politik und andere interessante Dinge. Dann zog der Franzose sein Zigarettenetui heraus und präsentierte seinerseits dem Kammerdirektor eine Papirossen. Dabei legte er so ganz zufällig zwei Tausendrubelscheine auf den Schreibtisch des Kammerdirektors.

Der Kammerdirektor lobte die Papirossen, die ihm der Franzose angeboten hatte, ignorierte aber die Tausendrubelnoten vollständig.

„Wir importieren sehr viel Seide nach Rußland,“ sagte der Franzose.

„Ich habe davon gehört,“ entgegnete der Kammerdirektor.

„Es kommt jetzt wieder ein größerer Transport, drei geschlossene Waggon. Ich gedenke morgen die Waggon über die Grenze zu schicken.“

„Das freut mich,“ antwortete der Kammerdirektor, „dann werden wir hübsche Zollgebühren einnehmen, denn Seide zahlt einen hohen Zoll.“

Er sagte das ernst und ohne zu lächeln, und diese Art und Weise, geschäftliche Dinge zu behandeln, mißfiel dem Franzosen. Er griff schließlich aber doch in die Brusttasche seines Rockes, zog ein Portefeuille heraus, legte fünf deutsche Hundertmarkscheine zu den zwei Tausendrubelscheinen hinzu und erklärte:

„Mehr kann ich beim besten Willen nicht geben, das ist das äußerste, was ich tun kann, Herr Kammerdirektor.“

„Mein lieber Freund,“ sagte mit eigentümlich scharfer Betonung der Kammerdirektor, „Sie gehören zu einer Nation, für welche wir Russen besondere Sympathien haben. Ihrer Nationalität verdanken Sie es, daß ich Sie nicht augenblicklich wegen Beamtenbestechung verhaften und Ihnen den Prozeß machen lasse. Seien Sie versichert, Sie würden das, was Sie soeben getan haben, mit mindestens zehnjähriger Verbannung nach Sibirien büßen müssen. Ich weiß wohl, daß hier vor meiner Zeit Bestechungen vorgekommen sind. Diese Zeiten haben aber aufgehört. Stecken Sie Ihr Geld ein, verlassen Sie mein Bureau und verzollen Sie morgen auf der Bahnhofszollkammer die Seide nach Vorschrift! Weiter haben wir wohl nichts miteinander zu verhandeln.“

Der Franzose war ganz verblüfft, steckte sein Geld ein, ging hinaus, fuhr wieder nach der guten preußischen Stadt L. hinüber und erzählte es jedem Menschen, der

es hören wollte, daß der neue Kammerdirektor in Cielawice verrückt sei, komplett verrückt.

Russische Lokomotiven, natürlich besetzt mit russischen Lokomotivführern und Heizern fuhren hinüber nach der preußischen Stadt L., wenn sie Güterwagen hinüberzutransportieren hatten. Mit dem Personenverkehr kamen die preußischen Lokomotivführer und Beamten bis Cielawice. Der Vertreter der französischen Seidenfabrik bestach den Lokomotivführer und Heizer einer russischen Lokomotive, damit unter den Kohlen der Maschine versteckt, für einige tausend Rubel Seide über die Grenze gepascht werden sollte. Aber die Sache wurde verraten, und nur dadurch, daß im letzten Augenblick der Lokomotivführer die gesamten Seidenvorräte in die Feuerbüchse der Lokomotive warf und damit den Kessel heizte, bewahrte er sich vor Entdeckung des Schmuggels und vor schwerer Bestrafung.

Eigentlich war jetzt die Rolle des französischen Vertreters in L. ausgespielt; denn zum vorschriftsmäßigen Verzollen der Waren seiner Firma konnte man jeden Spediteur drüben in Cielawice benutzen. Aber der Franzose erklärte es als seine zuversichtliche Überzeugung: „Der neue Kammerdirektor drüben nimmt ein böses Ende!“ und es gab kaum einen vernünftigen Menschen, der ihm nicht zugestimmt hätte. Der Import von Waren nach Preußen hinein ist ja verhältnismäßig gering, um so größer aber die Einfuhr von Waren nach Rußland. So wuchs der Mißmut auch in den Kreisen der Geschäftsleute auf preußischer Seite. Dieser Kammerdirektor wurde ein Hindernis des flotten Geschäftsverkehrs, er wurde ein Unglück für Handel und Wandel. Beschwerden

konnte man sich nicht über ihn, denn man hätte dann sagen müssen, daß es ein Fehler sei, ehrlich zu sein. So kam dieser Kammerdirektor allmählich diesseits und jenseits des Grenzflusses in Mißkredit, und nur die preussischen Zollbeamten hielten große Stücke auf ihn.

Ein halbes Jahr lang hatte der weiße Rabe in Cielawice sein Wesen getrieben und Beunruhigung und Schaden verursacht, als auch ihn das Schicksal ereilte. Ein Revisor von Petersburg war angemeldet. Es ist das Angenehme an den Revisoren in Rußland, daß sie lange Zeit vorher angemeldet werden, natürlich nicht durch die Behörden, aber durch die guten Freunde, die man bei den Behörden hat. Man kann sich daher auf die Revision vorbereiten. Auch nach Cielawice kam zur Revision der Zollkammer jährlich ein Revisor, meist aus Warschau, nur in seltenen Fällen aus Petersburg. Das erste, was der eintreffende Revisor verlangte, war die Vorlegung der Bücher, in denen die ein- und ausgehenden Waren und die Zollgebühren gebucht waren. Seit vielen Jahrzehnten hatte nun der Brauch geherrscht, daß der Zolldirektor am Tage vor der Ankunft des Revisors die Bücher in sein Arbeitszimmer nahm und dann Banknoten zwischen die Blätter der Bücher legte. Nicht hinter jedes Blatt wurde eine Banknote gelegt, aber so nach jedem dritten, vierten Blatt ein Behrubelschein, nach zwanzig Blatt ein Hundertrubelschein und nach hundert Blatt ein Tausendrubelschein. Der Revisor verlangte Ehrlichkeit von dem Kammerdirektor, das heißt, daß sich dieser selbst einschätzte betreffs der Bestechungsgelder, die er empfangen hatte, sich selbst einschätzte betreffs des Anteils, den er von diesen Be-

stechungsgeldern an den Revisor abgeben wollte. Deshalb blätterte der Revisor nicht nur die Bücher sorgfältig durch, um eine Banknote nach der andern herauszunehmen und in seine Tasche zu stecken, sondern auch um zu sehen, ob der Kammerdirektor nicht gar zu wenig von der Beute, die er im Laufe des letzten Jahres gemacht hatte, für seinen Vorgesetzten abgab. War die Revision dann beendet, hatte der Revisor das gesamte Geld, das zwischen den Blättern der Kontobücher und Register lag, eingesteckt, so bestätigte er dem Kammerdirektor, daß er die Zollkammer in glänzender Verfassung und Ordnung gefunden habe, nahm würdevoll ein Diner mit Champagner an, das der Kammerdirektor gab, und fuhr dann zur Ausübung seiner segensreichen Tätigkeit nach der nächsten Zollkammer, um dort mit demselben Eifer tätig zu sein.

Man soll ehrwürdige alte Bräuche nicht vernachlässigen, auch nicht, wenn es sich um Revisoren handelt, die aus Warschau oder Petersburg kommen. Der geistesgestörte Kammerdirektor in Cielawice hatte beschlossen, nicht einen Rubel in die Kontobücher der Zollkammer zu stecken, denn er hatte, mit Respekt zu sagen, ein reines Gewissen.

Der Tag der Revision kam herauf, heiter und goldig. Nachmittags gegen drei Uhr sollte mit dem Eisenbahnzuge der Revisor aus Petersburg eintreffen.

Als pünktlich um acht Uhr vormittags der Kammerdirektor in die Bureaus trat, fand er dort eine namenlose Verwirrung. Es war in der Nacht eingebrochen worden, und sämtliche Bücher der Zollkammer waren gestohlen. Die Einbrecher hatten sich nicht erst mit dem

Geldschrank aufgehalten, in dem die Einnahmen aus den Zollgebühren lagerten, sondern sie hatten nur die Kiste und die einfachen hölzernen Schränke erbrochen, in denen die gesamten Bücher der Zollkammer aufbewahrt wurden. Von den Einbrechern fehlte jede Spur. Die Posten der Grenzwache, welche nachts den Vorder- und Hintereingang der Zollkammer bewacht hatten, schwuren mit den gräßlichsten Eiden, daß sie nichts von einem Einbruch gesehen und gehört hätten.

Der Kammerdirektor saß an seinem Schreibtisch, vernichtet, zerschmettert. Daß Bücher bei russischen Behörden verschwinden, wenn der Revisor kommt, ist nichts seltenes. Dann weiß aber auch der Revisor, was die Glocke geschlagen hat, und von dem betreffenden verantwortlichen Beamten erhält er dann eine schwere Summe Geldes als Anteil. Wenn einem russischen Magazin, welches Proviant oder Waffen oder Bedürfnis für die Armee enthält, eine Revision droht, durch welche festgestellt würde, daß von den zahllosen Wertstücken, die Tausende und abermals Tausende von Rubeln kosteten und in den Büchern verzeichnet stehen, nicht ein einziges sich im Magazin vorfindet, brennt natürlich das Magazin vierundzwanzig Stunden, bevor der Revisor kommt, ab. Der Revisor findet nichts als die rauchgeschwärzten Ruinen und erfährt, daß die gesamten Vorräte, die bis auf das letzte Titelchen vorhanden waren, durch das Feuer zerstört worden sind. Auch in diesem Falle weiß er, was die Glocke geschlagen hat und erwartet einen Anteil von zwanzig- bis dreißigtausend Rubel allein für seine Person.

Der Kammerdirektor saß noch immer an seinem

Schreibtische. Zwei große Tränen flossen langsam über seine blassen Wangen.

Er war verloren!

Warum war er auch ein solch ungeheurer Esel gewesen, gegen den Strom schwimmen zu wollen? Warum hatte er als einzelner den törichten Versuch gemacht, gegen ein System anzukämpfen, das seit Jahrhunderten besteht, von Tausenden ausgeübt und von Millionen als berechtigt anerkannt wird?! Solch Wahnsinn mußte gestraft werden!

Der Kammerdirektor erhob sich, verließ sein Bureau und ging nach seiner Dienstwohnung, die sich im oberen Stockwerk der Bollkammer befand.

Frau Nadjesda Nikolajewna erschrak, als sie das leichenblasse Gesicht des Gatten sah. Aber er beruhigte sie und erklärte, er fühle sich nicht ganz wohl und bedürfe nur einiger Ruhe.

Er ging allein in das Herrenzimmer der Wohnung und holte aus dem Schreibtische den Revolver hervor. Den lud er sorgfältig, denn er wollte den letzten verzweifelten Schritt tun, der ihm übrig blieb, er wollte sich als ehrlicher Mann erschießen.

Aber er hatte die Rechnung ohne Frau Nadjesda Nikolajewna gemacht, welche ihn durch das Schlüsselloch in der Tür beobachtet hatte. Sie kam in das Zimmer gestürzt und wollte ihm den Revolver entreißen. Als ihr das nicht gelang, begann sie verzweifelt um Hilfe zu rufen. Auf ihr Schreien kamen auch zahlreiche Helfer, besonders die Beamten aus dem Bureau, und man entwand dem Kammerdirektor den Revolver. Darauf bekam

der Unglückliche einen Weinkrampf und erhielt ein niederschlagendes Pulver. Schließlich blieb Sasuchin, der erste Gehilfe, bei seinem Chef, um ihm gut zuzureden und ihm einmal ins Gewissen zu sprechen. Er machte ihm klar, wieviel Unheil er über die ganze Gegend diesseits und jenseits der Grenze gebracht habe, wie ihn kein Mensch achte, mit Ausnahme der preußischen Zollbeamten, die doch aber gar nichts zu bedeuten hätten, und wie wahnsinnig und gefährlich es sei, gegen den Strom zu schwimmen usw.

Diese Unterredung dauerte zwei Stunden und war ein Triumph für Sasuchin und das bestehende System. Der Kammerdirektor gelobte mit heiligen Eiden Besserung. Sasuchin verließ ihn und schickte nach einer Viertelstunde die Mitteilung, daß sich die gesamten Bücher „gefunden“ hätten.

Nachmittags kam der Revisor, fand die Bücher, fand die Banknoten in den Büchern und alles in schönster Ordnung.

Bald verbreitete sich jenseits und diesseits der Grenze das erfreuliche Gerücht, daß der neue Kammerdirektor in Cielawice wieder zu Verstande gekommen sei. Er „nahm“, anfangs schüchtern, aber als er erst einige Übung hatte, noch mehr als sein Vorgänger. Wahrscheinlich wollte er das Versäumte nachholen.

Der Vertreter der französischen Seidenfirma in der preußischen Stadt L. erzählte es jedem, der es hören wollte, daß der Kammerdirektor in Cielawice nicht nur ein feiner, lebenswürdiger Mann, sondern auch eine Persönlichkeit von wahrhaft vornehmer Denkart sei.

Jenseits und diesseits der Grenze achtete, schätzte und

verehrte man den Kammerdirektor als einen Mann, der den Grundsatz befolge: „Leben und leben lassen“.

Nach zehn Jahren zog sich der Kammerdirektor als Rentier aus dem Dienst zurück und kaufte sich in Mitteldeutschland eine Villa. Die allgemeine Achtung folgte ihm nach seinem neuen Wohnorte, und wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch heute.

Ich habe die humoristische Form der Erzählung gewählt, weil dadurch die Tatsachen, von denen ich berichten mußte, nicht so brutal in die Erscheinung treten. Die ungeheuerliche Korruption, die in Rußland zu allen Zeiten herrschte, hat für den Westeuropäer soviel Abstoßendes und Widerwärtiges, daß man ihr nur mit Humor einigermaßen beikommen kann. Wenn man vor wenigen Jahren noch Vorfälle, wie die oben angeführten, in Westdeutschland erzählte, stieß man auf heftigen Widerspruch. Man wurde von den Leuten, denen immer noch die „Freundschaft“ mit Rußland im Kopfe steckte, nicht nur der Übertreibung, sondern der schwersten Verleumdung beschuldigt. Erst durch die Enthüllungen, die seit dem japanischen Kriege bis jetzt auch in den deutschen Tageszeitungen auftauchten und Kunde von den Millionen-Diebstählen gaben, die in Rußland begangen werden, hat sich auch Westdeutschland dazu entschlossen, zu glauben, daß „etwas faul im Staate Rußland ist“.

Zu der vorstehenden humoristischen Geschichte aber könnte ich ein sehr tragisches Seitenstück liefern, wo ein ehrlicher Kammerdirektor sich wirklich erschießen mußte, weil ihn durch den Diebstahl der Bücher kurz vor der Revision seine eigenen Angestellten in eine Verlegen-

heit gebracht hatten, aus der er keinen Ausweg fand. Zur Ehre des russischen Beamtenstandes muß es gesagt werden, daß es immer wieder ehrliche russische Beamte auch an der Grenze gegeben hat. Aber sie kamen nicht weit, denn sie schwammen gegen den Strom, und das bekommt niemandem gut.

In den sechziger Jahren reffortierte die russische Grenzbesatzung noch vom Kriegsministerium, während in den achtziger Jahren die Objeszcziks, die Grenzwächter, nicht mehr zur aktiven Armee gehören, sondern dem Finanzministerium unterstellt waren. Damals erzählte man es sich an der oberschlesischen Grenze als offenes Geheimnis, daß die vornehmen, aus der Garde stammenden Offiziere, die für einige Jahre zu Zoll- und Kammerdirektoren ernannt wurden, nur deshalb nach der preußischen Grenze geschickt wurden, um sich dort zu bereichern. Sie hatten sich durch das luxuriöse Leben in Petersburg pekuniär ruiniert, und da man ihnen wohlwollte, hatte man sie an die Grenzen kommandiert, damit sie sich dort wieder ein Vermögen schafften, natürlich nicht auf ehrliche Weise, aber doch mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung.

Viel Schmuggel ist zu allen Zeiten auch in Oberschlesien durch Eisenbahnbeamte verübt worden, sowohl durch Lokomotivführer wie durch Schaffner. Früher kamen die russischen Schaffner und Lokomotivführer von Sosnowice bis Rattowitz. Da der Schmuggel nach Preußen aber in zu großartigem Stile getrieben wurde, erhoben die preußischen Behörden Protest, und nun führen die preußischen Wagen und Beamten die Züge bis Sosnowice. Die Verführung, die dort an die preu-

ßischen Eisenbahnbeamten herantrat, war eine ungewöhnliche, und mancher erlag ihr. Man wußte es auch in den sechziger Jahren genau, daß hin und wieder Lokomotivführer, wenn sie von Rattowitz nach Sosnowice fuhren, an der Brinikabrücke kurz vor dem Bahnhof Sosnowice Warnungssignale bekamen und dann für 5000 bis 10 000 Franks Seidenballen in die Feuerbüchse der Lokomotive warfen, um der drohenden Revision zu entgehen.

In der Myslowitzer Schule war ich mit einem Mitschüler zusammen, dem Sohne eines mittleren Eisenbahnbeamten, dessen Eltern in guten Verhältnissen lebten und ein kleines Häuschen mit Garten in der Nähe der Przemsza besaßen. Ich habe meinen Schulfreund öfters besucht und habe immer sein Spielzeug bewundert, das von einer Art war, wie man es in Oberschlesien gar nicht kannte: wunderbar feine Püppchen und Figuren, so schön und sauber, wie man sie eben nur in Paris herzustellen verstand. Seine Eltern hatten das Häuschen nur gemietet oder gekauft, um hier ein großes Schmuggellager zu errichten, und von hier aus zogen die Schmuggler mit ihren Packen über die so nahe russische Grenze. In dem kleinen Hause sind manchmal Waren im Werte von vielen Tausenden aufgestapelt gewesen. Die preußischen Behörden hatten natürlich nicht das mindeste Interesse an diesem Schmugglerdepot, denn es handelte sich nur um Schmuggel nach Rußland.

Wer damals an der Grenze lebte, wußte nicht nur, daß der Bestechlichkeit bei den russischen Zollbeamten Tür und Tor geöffnet war, sondern er kannte auch

genau die Manipulationen, die notwendig waren. Wer mit der Bahn nach Rußland fuhr und in seinem Reisekoffer Sachen hatte, die er nicht versteuern wollte, machte es genau so wie die Russen und Polen selbst. Er legte oben auf die Sachen einen Fünf- oder Zehn-rubelschein, so daß dieser sich den Blicken des russischen Zollbeamten geradezu aufdrängte, wenn der Koffer geöffnet wurde. Ohne jedes Genieren nahm dann der russische Beamte die Banknote, sah aber doch in den Koffer hinein, nicht etwa, um seine Pflicht zu erfüllen, sondern nur, um zu konstatieren, ob sich der schmuggelnde Passagier auch nicht zu niedrig eingeschätzt habe und nicht etwa zu viel für das Trinkgeld von fünf bis zehn Rubel einpasken wollte. Und wer nicht für einen Gramm Schmuggelware hatte, tat doch gut, wenigstens einen Einrubelschein oben auf das Gepäck zu legen, als Anerkennung und Höflichkeit für den Beamten, und wer seinen Paß visieren ließ, brauchte nicht zu fürchten, wegen verspäteter Visirung des Passes den Abgang des Zuges zu versäumen und auf der Station zurückbleiben zu müssen, wenn er einen Rubelschein in diesen Paß für den revidierenden Beamten hineinlegte.

Der eingeweihte Oberschlesier aber wußte gleichzeitig sehr wohl, daß er trotz aller „Freundschaft“, die man durch Geld mit den Russen schließen konnte, nicht einen Augenblick vor Perfidien sicher war. Oberhalb von Schoppinik, an der Brinika, befand sich eine Mühle, deren Besitzer es durch Schmuggel zu ansehnlichem Vermögen brachte. Sein Gehöft lag auf der preußischen Seite, dicht an der Grenze, und die russischen Objeszcziks kamen nachts zu ihm als Gäste und verabredeten mit

ihm auf Rubel und Kopelen die Bestechungsgelder, die für die herüberzupaschenden Waren an sie zu zahlen waren. Sie waren intime Freunde und Herzensbrüder des preußischen Müllers, bis er es sich einmal einfallen ließ, noch in später Abendstunde mit seinen russischen Freunden über die Grenze zu gehen. Raum hatte er auf der Brücke das letzte Belagsbrett passiert, das noch preußisch war, so packten ihn seine beiden getreuen Schmuggelbrüder rechts und links an und erklärten ihn für verhaftet. Doch der Müller war ein gewandter Mann; er hatte seinen Pelz nur umgehängt, er ließ den Pelz in den Händen der gaunerischen Objeszczys und sprang auf die preußische Seite zurück. Mit der Freundschaft hatte es nun für einige Zeit ein Ende.

Das Schlimmste, was einem anständigen Menschen passieren konnte, war, durch Zufall und ohne Paß über die russische Grenze zu geraten. Man erzählte sich in den sechziger Jahren, daß dieses Unglück auch einem Sohne des ehemaligen preußischen Handelsministers von der Heydt begegnet sei, der als Bergexpektant in Rosdzin praktisch arbeitete. Er machte eines Tages einen größeren Spaziergang bis in die Nähe von Milowice, wo es eine sogenannte trockene Grenze gibt und nur ein flacher, fast ganz verwachsener Graben die Grenze bildet. Nichts ahnend ging der junge Mann über die russische Grenze und wurde natürlich kurze Zeit darauf von ein paar russischen Grenzwächtern, die hinter einem Strauche lauerten, gepackt, nach Milowice gebracht und desselbigen Nachmittags noch bis Olkusz transportiert. Dort steckte man ihn in irgendeinen Schweinestall und stahl ihm alles, was er besaß, bis auf Hemd, Unterhosen

und Hosen. Dann transportierte man ihn barfuß bis Warschau und sperrte ihn hier ein. Vergeblich erklärte er, er sei der Sohn eines preußischen Ministers und bat zu telegraphieren. Man fragte ihn höhnisch, wo er denn das Geld zum Telegraphieren habe, und lachte ihn aus, als er behauptete, in Olkusz hätte man ihm alles gestohlen, was er besessen habe. Wäre er nun ein gewöhnlicher Sterblicher gewesen, so wäre er einem traurigen Schicksal entgegengegangen. In Rosdzin aber erfuhr man, daß er von den Russen verhaftet worden sei; der Telegraph spielte nach Berlin, und da natürlich der preußische Handelsminister sich hinter den Minister des Auswärtigen steckte und dieser sofort nach Petersburg telegraphierte, dauerte es „nur“ vier Wochen, bis der junge von der Heydt in wahrhaft erbarmungswürdigem Zustande, mit einem zerfetzten Hemde und dito Unterhosen bekleidet (denn die Hosen hatte man ihm auch noch gestohlen), mit Ungezieser bedeckt, halbtot von der Kerkerhaft, der schlechten Behandlung und der mangelhaften Ernährung in Myslowitz wieder den preußischen Behörden ausgeliefert wurde.

Wer solche Beispiele russischer „Freundschaft“ kennen gelernt hat, bekommt doch recht sonderbare Begriffe von ihr.

Wann wird endlich für das russische Reich der Retter kommen, wann werden dort geordnete Verwaltungs- und wirkliche Kulturverhältnisse eintreten? Deutschland hat ja an dieser Genesung und Reformation Rußlands das allergrößte Interesse, und die Bewohner der deutschen Ostgrenze, wie die Oberschlesier, hätten nur Vorteile davon, wenn auch in Rußland endlich geordnete und

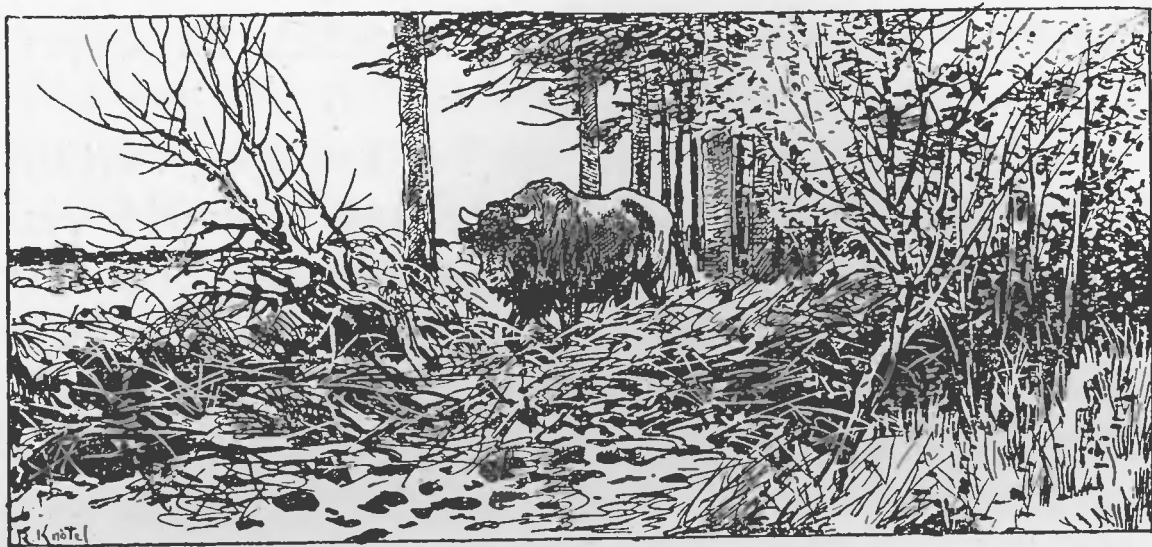
menschenwürdige Verhältnisse, namentlich im Grenzverkehr, eintreten würden!

Gar nicht zu vergleichen mit den russischen Verhältnissen war stets der Grenzverkehr nach Österreich hinüber. Die österreichischen Finanzwächter zeichneten sich allezeit durch Pflichttreue und Unbestechlichkeit aus. Sie waren im Verkehr lebenswürdig, solange sie sich nicht durch irgend etwas verlekt fühlten, und das war leider sehr häufig der Fall. Dann konnten sie freilich auch recht ungemütlich werden. Aber im allgemeinen kam man doch gut mit ihnen aus, und besonders die höheren Chargen waren stets von vollendeter Höflichkeit und Kurtoisie.

Wenn man über die österreichische Grenze ging, wurde man davor gewarnt, den österreichischen Unterbeamten eine Zigarre in der Weise anzubieten, daß man ihnen die ganze Zigarrentasche hinhielt. Sie räumten dann mit zwei kühnen Griffen die ganze Tasche aus und bedankten sich sehr höflich.

Man wurde dahin belehrt, daß man immer nur eine einzelne Zigarre mit der Hand überreichen dürfe; denn die preußischen Zigarren waren über alle Maßen hoch geschätzt.

Wie die Verhältnisse jetzt an beiden Grenzen liegen, weiß ich nicht. Was ich berichtet habe, bezieht sich auf vergangene Zeiten, die nunmehr 45 bis 50 Jahre zurückliegen.



Neunzehntes Kapitel.

Wald und Jagd in Oberschlesien.

Oberschlesien war stets auf weiten Flächen mit Waldungen bedeckt und besaß nicht nur Nadel-, sondern auch herrliche Laubwälder, welche letztere leider der Eisenindustrie zum Opfer gefallen sind, weil man zur Gewinnung von Holzkohle für den Eisenhüttenprozeß rücksichtslos die Laubbäume niederschlug. Nur in der Plesser Gegend findet man heute noch schöne Laubwälder; im eigentlichen Industriebezirk herrscht die Kiefer, während die Fichte, die Tanne und die Lärche selten sind. Auch Eichen, Rotbuchen und Eschen findet man nicht allzuhäufig. Nur die Birke steht überall eingesprengt in die Kieferbestände und bietet mit ihrem hellen Laub und ihren weißen Stämmen einen angenehmen Gegensatz zu dem dunkeln melancholischen Grün des Kiefernwaldes.

Trotz des Vordringens der Industrie sind die Waldungen unterhalten worden, weil die Großgrundbesitzer,



Wöhring-Verlag, Wien, Kattowitz

Prinz Wilhelm mit seinem Vater, Kronprinz Friedrich Wilhelm als Jagdgast
des Herzogs von Ratibor am 29. November 1892

phot. A. Gütner

Von links nach rechts: Hofmarschall Graf Eulenburg (jetzt Oberhof- und Hausmarschall) — Erbprinz (jetzt Herzog) von Ratibor — Graf von Bedlitz-Trübschler (damals Regierungs-Präsident von Oppeln) — von Pfulstein (Adjutant des Kronprinzen) — Fürst von Lichnowsky † — Prinz Heinrich XIV. von Ruß — Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen † — Prinz Egon von Ratibor † — Erbprinz (jetzt Fürst) zu Hohenlohe-Oehringen — Prinz Wilhelm von Preußen (jetzt Kaiser) — Herzog von Ratibor † — Prinz Franz von Ratibor † — Forstmeister Elias † — ein Adjutant

die Grafen Hendel von Donnersmard in Neudeck und Simianowik, der Graf von Ziele-Windler, die Herzöge von Ratibor und Ujest und vor allem nicht zu vergessen der Fürst von Pleß außerordentlich viel getan haben, um ihre kostbaren Waldbestände zu erhalten und das Wild zu hegen und zu pflegen. Das Eingattern der Wildgehege begann in Oberschlesien nach meiner Erinnerung erst am Ende der sechziger Jahre. Bis dahin wurden besonders die Hirsche in freier Wildbahn gehalten. Aber die Industrie verscheuchte die Tiere, und die fortwährend fluktuierende Menge von Arbeitern stellte auch sehr viele Raubschützen, die rücksichtslos mit Gewehr und Schlinge unter dem Wilde aufräumten. Besonders in den Revieren des Fürsten von Pleß hat es einen jahrelangen erbitterten und blutigen Kampf zwischen Forstbeamten und Wildddieben gegeben, bis endlich das Recht siegte. Der alte Fürst von Pleß war bekannt als ein energischer Mann, der auch dem Wildddiebsunwesen ein Ziel setzte, weil er es verstand, seine Beamten für ihren Dienst zu begeistern.

Schon in den siebziger Jahren hatte das Wild außerhalb des Waldes stark abgenommen. Hasen waren geradezu eine Sehenswürdigkeit geworden, und auch Rehwild sah man in den Forsten verhältnismäßig selten. Hin und wieder wurde von Wölfen erzählt, die in strengen Wintern von Rußland herüber gekommen sein sollten; gewöhnlich aber entpuppten sich diese Wölfe als große, wildernde Hunde. Am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts allerdings sollen die Wölfe von Rußland her auch den obereschlesischen Forsten sehr unliebsame Besuche abgestattet haben.

Das interessanteste Wild, das es in Oberschlesien schon vor fünfzig Jahren gab, waren die Auerochsen, die Wisente, welche Fürst von Pleß besonders hegte. Um dieser Auerochsen willen hatte Oberschlesien auch viel fürstlichen Besuch. Erst am Anfange der siebziger Jahre aber kamen zum ersten Male Kaiser Wilhelm I. und sein Sohn zum Jagdaufenthalt nach Oberschlesien, vor allem zum Fürsten von Pleß. Als Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1873 zur Auerochsenjagd in Pleß erschien, strömten die Leute aus meilenweiter Entfernung nach Pleß, nur um einen Blick auf den so überaus verehrten und beliebten Monarchen werfen zu können. Viele angesehene und hochstehende Männer boten alles mögliche auf, um wenigstens als Treiber bei der Jagd Verwendung zu finden und so in die Nähe des Kaisers zu gelangen. Wilhelm I. schoß damals zwei Wisente, und es wurde eine böse Geschichte dazu erzählt. Als die Strecke gelegt wurde, fand man, daß irgendein Bösewicht den Auerochsen die Ohren abgeschnitten hatte, um die Tiere zu entstellen. Man hatte einen Lehrer im Verdacht. Der Kulturkampf hatte damals in sehr unangenehmer Weise begonnen. Die Wahrheit dieser Behauptung war aber nicht zu erweisen, die angestellten Untersuchungen haben nichts ergeben.

Auch auf Reisen vernachlässigte Wilhelm I. ebenso wenig wie sein Enkel, der jetzt regierende Kaiser, die Regierungs- und Staatsgeschäfte. Täglich kam der Kurier nach Oberschlesien, der die Mappe mit den zu erledigenden Aktenstücken brachte. Auf einem Jagdschloß in der ober-schlesischen Waldeinsamkeit hatte Wilhelm I. stundenlang gearbeitet, bis er schließlich einen Augenblick der Erholung benutzte, um an das Fenster zu treten und auf

den Platz vor dem Schlosse hinunterzusehen. Da gewahrte er fünf sonderbare mit Musikinstrumenten versehene Gesellen, welche dienerten und grüßten. Sie winkten auch so energisch, daß der Kaiser seinen Adjutanten hinunterschickte und fragen ließ, ob die Leute etwas von ihm wollten.

Es stellte sich heraus, daß es die Kapelle der Kempener Juden war, welche um die Ehre baten, dem Kaiser etwas vorspielen zu dürfen. Sie wurden vorgelassen, spielten einige Stücke, sangen dazu und wurden mit freundlichem Danke von dem überaus lebenswürdigen Kaiser entlassen. Dann wendete sich der Kaiser aber wieder seiner Arbeit zu und setzte sich die große Stahlbrille auf, die er im einsamen Zimmer bei seinen Arbeiten trug. Nach längerer Zeit hörte er ein Krachen an der Türe seines Arbeitszimmers und schließlich ein Klopfen. Erstaunt rief er Herein, und einer der Kempener trat ein und bat den Kaiser um die schriftliche Bestätigung, daß er mit seinen Genossen vor ihm gespielt habe. Wie sich ergab, hatte sich der Leibjäger auf einen Augenblick entfernt, so daß sich niemand im Korridor befand. So war es dem Führer der Musikkapelle gelungen, bis in das kaiserliche Arbeitszimmer vorzudringen. Kaiser Wilhelm I. war über den Vorfall belustigt und beauftragte den Sekretär des Zivilkabinetts, den Kempenern die Bestätigung zu geben, daß sie vor Kaiser Wilhelm gespielt hatten. Diese Bestätigung auf vorgedrucktem offiziellem Papier des Zivilkabinetts niedergeschrieben, führten die Kempener fortab unter Glas und Rahmen als kostbares Dokument mit sich.

Einige Jahre nachher kam der Kronprinz, der spätere

Kaiser Friedrich ebenfalls zur Hofjagd nach Pleß. Er fuhr mit der rechten Oderufer-Bahn und machte in Schoppinitz Halt, weil hier die Maschinen gewechselt werden mußten. Aus weiter Entfernung, aus Myslowitz, Rattowitz und darüber hinaus waren die Kriegervereine gekommen, um auf dem Bahnhof Aufstellung zu nehmen. Hier hatte der Kronprinz eine eigentümliche Begegnung, um nicht zu sagen ein Wiedersehen. Als er die Front der Veteranen abschritt und den Rattowitzer Kriegerverein passierte, streckte ihm ein Polizeidiener eine halbe Zigarre entgegen und meldete:

„Kaiserliche Hoheit, ich gebe die mir anvertraute Zigarre zurück!“

„Was ist das?“ fragte erstaunt der Kronprinz.

„Kaiserliche Hoheit, ich habe im Jahre 1871 vor der Präfektur in Versailles, wo Seine Majestät der Kaiser wohnten, Posten gestanden. Da kamen Kaiserliche Hoheit angefahren, um in das Schloß zu gehen, und übergaben mir die Zigarre mit dem Auftrag sie zu halten. Kaiserliche Hoheit haben mir die Zigarre nicht wieder abgefordert, und ich habe sie bis heute aufbewahrt.“

„Das ist brav von Ihnen,“ sagte der Kronprinz, „geben Sie die Zigarre her!“ und zur Freude des getreuen Verwahrers steckte er die Zigarre in die Brusttasche seiner Jagduniform.

Als der Kronprinz zur Jagd nach Pleß kam, betrachtete es die Kempener Kapelle bereits als ihr gutes Recht, vor ihm zu spielen. Sie wendete sich dieserhalb an den Fürsten von Pleß, und dieser ließ sie nach Schluß des Jagddiners in den Saal treten, spielen und singen. Als sie ihr berühmtes patriotisches Lied: „Mac-Mac-Mac-

Mac-Mac-Macmahon, Friße kommt und hat ihm schon!“
fangen, zeigten sie demonstrativ auf den Kronprinzen, bei dem das größte Heiterkeit erzeugte. Auch für diese Vorführung erbat sich die Kempener eine Bestätigung, die ihnen der Kronprinz durch seinen Kammerherrn von Normann ausfertigen ließ, und von jetzt ab zog die Kempener Kapelle mit zwei wichtigen Dokumenten in Schlesien und Posen herum.

Wenn man heute die Spezialkarte von Oberschlesien betrachtet, freut man sich immer wieder über die weiten Flächen, die noch von geschlossenen Forsten bedeckt sind. Möge der herrliche Wald, der vielleicht hin und wieder der Industrie im Wege ist, Oberschlesien doch erhalten bleiben, nicht nur zum Nutzen der Forstkultur und des Waidwerks, sondern auch zum Nutzen der Einwohnerschaft, die bei der beständig zunehmenden Bebauung wohl nur noch in den Wäldern Erholung und gute Luft finden kann. Auch würden sich wahrscheinlich das Klima und die Witterungsverhältnisse Oberschlesiens gewaltig ändern, wenn diese großen Forsten verschwinden sollten.

Damit hat es aber wohl noch gute Wege!



Zwanzigstes Kapitel.

Der Krieg von 1870/71 und der beginnende Aufschwung Oberschlesiens.

Der Krieg von 1870 kam ganz plötzlich. Überraschend hatten sich die Verhältnisse so zugespitzt, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich wurde. Wie eine ungeheuere Flutwelle stieg die Begeisterung in Deutschland und auch in Oberschlesien für diesen neuen Feldzug. Man war jetzt an der Ostgrenze weit vom Schuß; aber das patriotische Empfinden war auch in den letzten vier Jahren ein viel stärkeres geworden. Mit Begeisterung eilten auch die Oberschlesier zu den Fahnen.

Eine sehr komische Szene soll sich damals auf dem Bahnhof Rattowitz abgespielt haben. Hier hatten sich Hunderte von Landwehrleuten bei der Bezirksfeldwebelabteilung versammelt, die mit einem Zuge nach Rosel geschafft werden sollten. Es waren mit den Landwehrleuten aber auch Hunderte von Frauen gekommen, welche weinten und schrieten und ihre Männer nicht fortlassen

wollten. Auf dem Bahnhof herrschte ein ungeheurerer Trubel. Es gab ja immer noch in dem ganzen Industriebezirk keine Garnison, und nur ein kleines Linienkommando war zur Abholung der Landwehrleute von Rosel herübergekommen. Die polnischen Frauen erklärten schließlich, sie wollten mit den Männern in den Krieg ziehen, und der Bahnhofsinspektor kam ihren Wünschen entgegen, indem er eine große Anzahl von leeren Wagen an den Militärzug anhängen ließ. Die Frauen stiegen ein, es trat Ruhe ein auf dem Bahnsteig, die Mannschaften konnten verladen werden; dann dampfte der Militärzug ab — und die Frauen blieben zurück, denn ihre Wagen waren nicht angekuppelt. Der Bahnhofsinspektor hatte sich vorher klüglich in Sicherheit gebracht, denn die wilden Landwehrfrauen hätten ihn sonst den Scherz gewiß schwer büßen lassen.

Die Spannung, die bei Beginn jedes Feldzuges unvermeidlich ist, dauerte diesmal nur etwas über zwei Wochen. Schon in den ersten Tagen des August kamen die ersten Siegesnachrichten, die sich nun so rasch folgten, daß man fast stutzig wurde.

Wir zogen ja in diesen Krieg nicht etwa mit Siegesicherheit. Die Erfolge von 1864 und 1866 hatten uns nicht dazu verleitet, den Gegner zu unterschätzen, und Napoleon III. hatte es verstanden, für seine Armee eine derartige Reklame zu machen, daß man sie für die beste der Welt hielt. Man war wohl in ganz Deutschland und auch in Oberschlesien überzeugt, daß wir schließlich siegen würden; aber man erhoffte diesen Sieg doch erst nach schweren Kämpfen. Die ersten Augusttage aber brachten schon die Sicherheit, daß sich der Krieg nicht

auf deutschem Gebiete abspielen würde; und den Siegen von Wörth und Weißenburg folgten die schweren, aber erfolgreichen Kämpfe um Metz. Dann begann der weitausgreifende Vormarsch des damaligen Kronprinzen gegen Sedan, um dem Feinde den Weg zur belgischen Grenze zu verlegen. An der Spitze marschierte das 6. Armee-korps, und an dessen Spitze wiederum die Oberschlesier. Bessere Soldaten zum Ertragen von Strapazen hätte sich auch der preußische Kronprinz nicht auswählen können. Der genügsame, zähe Oberschlesier hält wochenlang aus, wenn er nur Brot, Speck und etwas Schnaps hatte und wo der an gute Kost gewöhnte Pommer und Westfale umfielen blieb der Oberschlesier noch oben auf. Aber es war den braven Oberschlesiern beschieden, nicht nur ihre Fähigkeit im Ertragen von Strapazen zu zeigen, sondern sie haben sich auch bei den verschiedensten Gelegenheiten wie die Helden geschlagen. Besonders bei dem Ausfalle gegen La Haye an der Südfront von Paris Ende November 1870 haben sich auch die ober-schlesischen Regimente unvergänglichen Ruhm erworben.

Ich war während des Anfangs des Feldzuges auf der Universität in Breslau und kam erst während der Herbstferien zurück, half fleißig bis zum Januar die Siege feiern und trat dann selbst in das Ersatzbataillon des Elisabeth-Regimentes in Breslau. Die Nachricht von dem Siege bei Sedan empfing ich durch einen mir gänzlich unbekannten, wildfremden Herrn, der in einem Wagen von Rattowitz nach Myslowitz fuhr und mich in der Nähe der Wildenstein-Segensgrube nachmittags traf. Er ließ den Wagen halten und fragte mich, ob mir schon etwas

von dem Siege bei Sedan bekannt sei. Er ließ mich auch die Depesche lesen und fuhr dann weiter. In seiner Freude hatte er das Bedürfnis, allen ihm Begegnenden Kunde von dem großen Siege zu geben.

Wir haben in Oberschlesien die Franzosen nur als Gefangene kennen gelernt. In der Festung Kosel waren viele Tausende von ihnen interniert, und besonders an Sonntagen gab es eine wahre Völkerwanderung von Oberschlesiern aller Klassen nach Kosel, um sich dort die Gefangenen anzusehen. Die französischen Soldaten hatten sich über die Behandlung nicht zu beklagen; sie erhielten von den Besuchern allerlei Geschenke, verkauften gegen teures Geld ihre Uniformknöpfe und kleine Ausrüstungsstücke und empfanden anscheinend die Gefangenschaft nicht gerade schwer, trotzdem sich sehr viele Mobilgarden, also Landwehren, unter den Gefangenen befanden. Die Offiziere gingen innerhalb der Festung frei umher, trugen Zivil, und nur das rote Käppi des aktiven oder das schwarze Käppi des Mobilgarden-Offiziers. Beide waren mit Goldtreffen reich besetzt. Unter den Mobilgarden-Offizieren war der interessanteste der bekannte Pariser Journalist und arge Napoleonfeind Granier de Cassagnac, den das Schicksal bis nach Kosel verschlagen hatte. — Der Deutsch-Französische Feldzug ging nicht so schnell zu Ende, wie man anfangs gehofft hatte; aber er brachte doch die Erfüllung des Traumes, den unsere Väter und Großväter gehabt; die Einigung des deutschen Reiches.

Wenn man daran denkt, wie viel Verärgerung, Mißstimmung, Parteihader und Befehdung heute im deutschen Reiche herrschen, und man sich andererseits an die

hochgehende Begeisterung erinnert, die 1870 und 1871 die Deutschen erfüllte, könnte man irre werden an dem Empfinden des deutschen Volkes, wenn man nicht genau wüßte, daß es nur eines großen Anstoßes bedarf, um die nationale Begeisterung wieder einmal derartig auf-flammen zu lassen, wie beim Beginn des Feldzuges von 1870. Auch in Oberschlesien wird dann diese Begeisterung nicht fehlen!

* *

Schon seit 1866 war in den Verhältnissen Oberschlesiens unzweifelhaft ein Aufschwung zu erkennen, der sich nach den großen Erfolgen von 1870 und 1871 noch bedeutend steigerte.

Das Dornröschen Oberschlesien war aus seinem Schläfe erwacht; die südöstlichste Grenzmark des deutschen Reiches, die notorisch seit den Tagen Friedrichs des Großen auch von seiten der preußischen Regierung arg vernachlässigt worden war, hatte ganz und gar aus eigener Kraft die Vorbedingungen erfüllt und die schwere Arbeit geleistet, welche die gewaltigen Erfolge der Neuzeit vorbereiteten.

Wie viel hatte sich allein in den letzten zehn Jahren nur in dem engen Bezirk, den ich als meine ober-schlesische Heimat betrachte, geändert! Selbst Schoppinik und Rosdzin waren aus ihrer Entlegenheit und Unbedeutendheit gewaltig hervorgetreten. Erst bekam der Ort eine eigene Postexpedition, und es ging eine Post von Rosdzin bis Rattowitz zweimal täglich. Welche Fortschritte des Verkehrs hatten wir schon 1868 durch diese Post, als ich noch das Gymnasium in Beuthen besuchte. Die

Post kam von Rosdzin auf einem birkenbepflanzten Privatwege bis an die Chaussee Myslowitz-Rattowitz gefahren. Dort an der Kreuzungsstelle wartete ich mit meiner Reisetasche, wenn ich nach Beuthen wollte. Natürlich hatte ich mir am Tage vorher ein Billet für den Postwagen besorgt. Der Postwagen hielt, man stieg ein und fuhr bis Rattowitz. Dort setzte man sich auf die Eisenbahn und fuhr bis Station Morgenroth. Dort stieg man aus und suchte sich mit zwei oder drei anderen Reisenden zusammenzutun, um eine Droschke zu mieten, die direkt nach Beuthen fuhr. Das war ein kolossaler Fortschritt des Verkehrs, über den man wahrscheinlich heute an Ort und Stelle lächeln wird! Unterdes war aber auch die rechte Oderufereisenbahn stückweise von Breslau nach Oberschlesien hinuntergebaut, und nur der Krieg von 1866 hatte, wie Strousberg in seinen Erinnerungen erzählt, den Bau eine Zeitlang verhindert. Dann aber ging man rüstig an den Bau der Strecke Tarnowitz-Beuthen und endlich Beuthen-Schoppinitz. Ende 1869 wurde auch diese Strecke fertig und bald darauf der Anschluß bis Pleß.

Damals sah ich aus der Entfernung den großen Eisenbahnkönig Strousberg und ahnte natürlich nicht, daß ich zehn Jahre später mit diesem Manne nächtelang in einer Zeitungsdruckerei zusammensitzen würde, und daß der Mann, der so viel erfahren und gelitten hat, mir Episoden aus seinem Leben erzählen würde, die geradezu erschütternd waren. Aber als es Strousberg schon recht schlecht ging und er daran verzweifelte, sich jemals wieder emporzuarbeiten, konnte ich ihm noch eine Freude machen, wenn ich ihm mitteilte, welche großen Vorteile

der Bau der rechten Oderuferbahn für meinen Heimatsort gebracht hatte. Er war stolz darauf, gerade den Teil Oberschlesiens, durch den die rechte Oderufereisenbahn ging, gewissermaßen der Kultur erschlossen zu haben.

Strousberg konnte sich in dieser Beziehung, wie bekannt, wirklich ein großes Verdienst beimessen. Das Schicksal, das ihn schließlich betroffen hat, verdiente er wahrlich nicht. Er war ein Spekulant, für den auch der Krieg von 1870/71 verhängnisvoll wurde, und am allerschlimmsten war es, daß die perfiden Russen ihn in Warschau 1875 gefangen setzten. Er allein trug die ganze Last des ungeheuren Geschäftes und all der Risiken, die mit diesem Geschäfte verbunden waren, und als man ihn zwei Jahre lang in Moskau festhielt, mußte das Geschäft zusammenbrechen. Strousberg ist sehr falsch beurteilt worden, und viel gesündigt haben an ihm die Leute, welche ungeheure Summen Geldes an ihm verdienten. Sie hatten nichts für ihn übrig, als es ihm recht schlecht ging, und haben meist vergessen, was sie ihm verdankten.

Auch der Verkehr der Post und Telegraphie hatte sich in Oberschlesien gebessert. 1869 kam ein neuer Telegraphentarif von drei Zonen, wonach man für 20 Worte 5, 10 und 15 Silbergroschen bezahlte. Schon die Gründung der Post des Norddeutschen Bundes brachte am 1. Januar 1868 das Beihpfennigporto für das ganze Bundesgebiet und später für das deutsche Reich. Auch Schoppinik-Rosdzin erhielt einen Bahnhof der rechten Oderuferbahn, ein recht stattliches Gebäude, und einige Jahre später sah sich auch die Oberschlesische Eisenbahn veranlaßt, wegen der Konkurrenz eine Haltestelle an

dieser Strecke zu errichten, um die so lange vergeblich petitioniert worden war. Diese Haltestelle war ein recht primitiver Schuppen, und eine halsbrecherische Treppe, aus alten Eisenbahnschwellen gebaut, führte vom hohen Damm hinunter zur Straße, auf der man in wenigen Minuten bis zum Bahnhof der Rechten Oderufereisenbahn gelangte. Es wurde schließlich auch nach Sosnowice ein besonderer Anschluß direkt von der Rechten Oderufereisenbahn in Schoppinik gebaut, so daß jetzt auch hier ein direkter Eisenbahnübergang nach Rußland bestand, Es kam ein ziemlich großes Zollamt mit viel Beamten dahin. Der Ort erhielt auch eine Postexpedition auf dem Bahnhof und wurde eine selbständige, katholische Kirchengemeinde. Eine Notkirche wurde erbaut, und besonders auffallend waren die Fortschritte, welche die Schulen innerhalb zehn Jahren gemacht hatten. Ein neues großes Volksschulgebäude war gebaut worden, zahlreiche tüchtige Lehrkräfte amtierten, und es war staunenswert, was auch auf dem Gebiete der Förderung der deutschen Sprache in der Volksschule geleistet wurde. Die protestantischen Bewohner des Ortes hatten aus eigenen Mitteln eine besondere Schule gebaut, die eine Rektorklasse unter der Leitung des Rektors S. besaß und vortrefflich gedieh.

Aber auch in allen umliegenden Gemeinden sah man den Aufschwung, bestehend in der Vermehrung der Bevölkerung, in der Konsolidierung der Verhältnisse, in der Errichtung von öffentlichen kommunalen Instituten, an die man früher selbst in größeren Orten nicht gedacht hatte. 1867 war Rattowik Stadt geworden und entwickelte sich gewaltig. Rattowik hatte zuerst eine Zeitung

(die „Rattowiker Zeitung“), dann folgte Schoppinik-Rosdzin mit einem eigenen wöchentlichen Anzeiger. Fabriken für den Bedarf der Industrie wurden errichtet; Bergwerke, die in Fristen lagen, wurden wieder eröffnet, große neue Hüttenwerke, wie z. B. auf der Paulshütte die Zinkblenderösterei, die Schwefelsäurefabrik, die Blei- und Silberhütte, die Chamottefabrik usw. wurden erbaut.

Selbst unter den Arbeitern machte sich das Interesse für andere Dinge als bisher geltend. Die Hirsch-Dunder'schen Gewerkvereine, allerdings scheinbar betrachtet von den Gewerkschaften, gewannen Boden in der Arbeiterschaft, meist unter der deutschen.

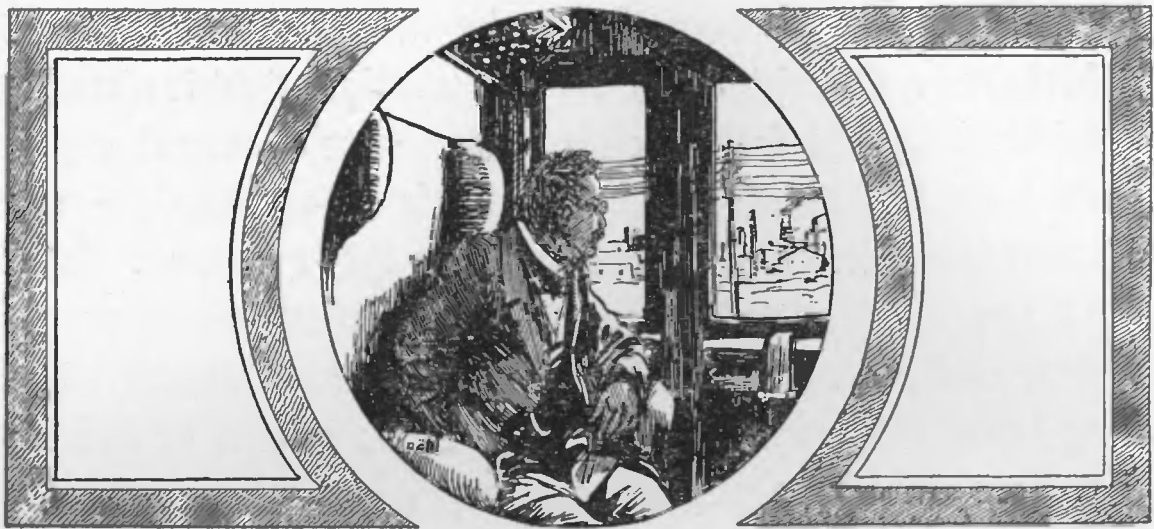
Die Qualität der Beamten verbesserte sich unzweifelhaft. Es kamen auf die Berg- und Hüttenwerke Beamte mit tüchtiger Fachbildung, welche Gewerbeschulen und Gewerbeakademien besucht hatten. Bis 1866 gab es selbst unter den höheren Beamten sehr selten einen Reserveoffizier; jetzt zeigte sich das Interesse für die Armee auch dadurch, daß sich in allen Berufszweigen die Zahl der Reserveoffiziere vermehrte.

Nur ein Ort wollte sich in jenem äußersten Winkel des Reiches nicht heben; das war Myslowik. Längst war ihm das einst so unbedeutende Rattowik über den Kopf gewachsen, und die letzte Hoffnung, die man in Myslowik hegte, daß bei der unumgänglich notwendigen Teilung des alten Beuthener Kreises in vier Kreise der Sitz der neuen Kreisregierung nach Myslowik kommen und so zur Hebung der Stadt beitragen würde, ging nicht in Erfüllung, denn Rattowik schoß den Vogel ab und wurde Sitz der Kreisverwaltung.

Daß die Gründerzeit gerade in einem Industriegebiete wie Oberschlesien eine gewaltige Hochkonjunktur brachte, ist wohl selbstverständlich. Der Taumel ergriff auch hier die Gemüter. Die Aktien der Königs- und Laurahütte stiegen zu schwindelnder Höhe empor. Alles ging zur Börse, selbst Beamte mit kleinem Einkommen, und mancher von ihnen hat noch nach dem Krach jahrelang seine Börsenspekulationen gebüßt, indem er bei den Bankiers Abschlagszahlungen auf seine Börsenschulden leisten mußte.

Das Jahr 1873 bildete den Höhepunkt des Gründertaumels; es brachte auch die Weltausstellung in Wien, die, wie bereits erwähnt, auch von Oberschlesien aus sehr stark besucht wurde. Dann setzte mit furchtbarer Gewalt der Krach ein, und die Folgen der Krisen auf allen Märkten blieben natürlich auch Oberschlesien nicht erspart. Der bisherige Aufschwung kam nicht nur zum Stillstand, sondern es erfolgte auch ein gewaltiger Rückschritt. Gruben wurden wieder in Fristen gelegt, Hüttenwerke geschlossen.

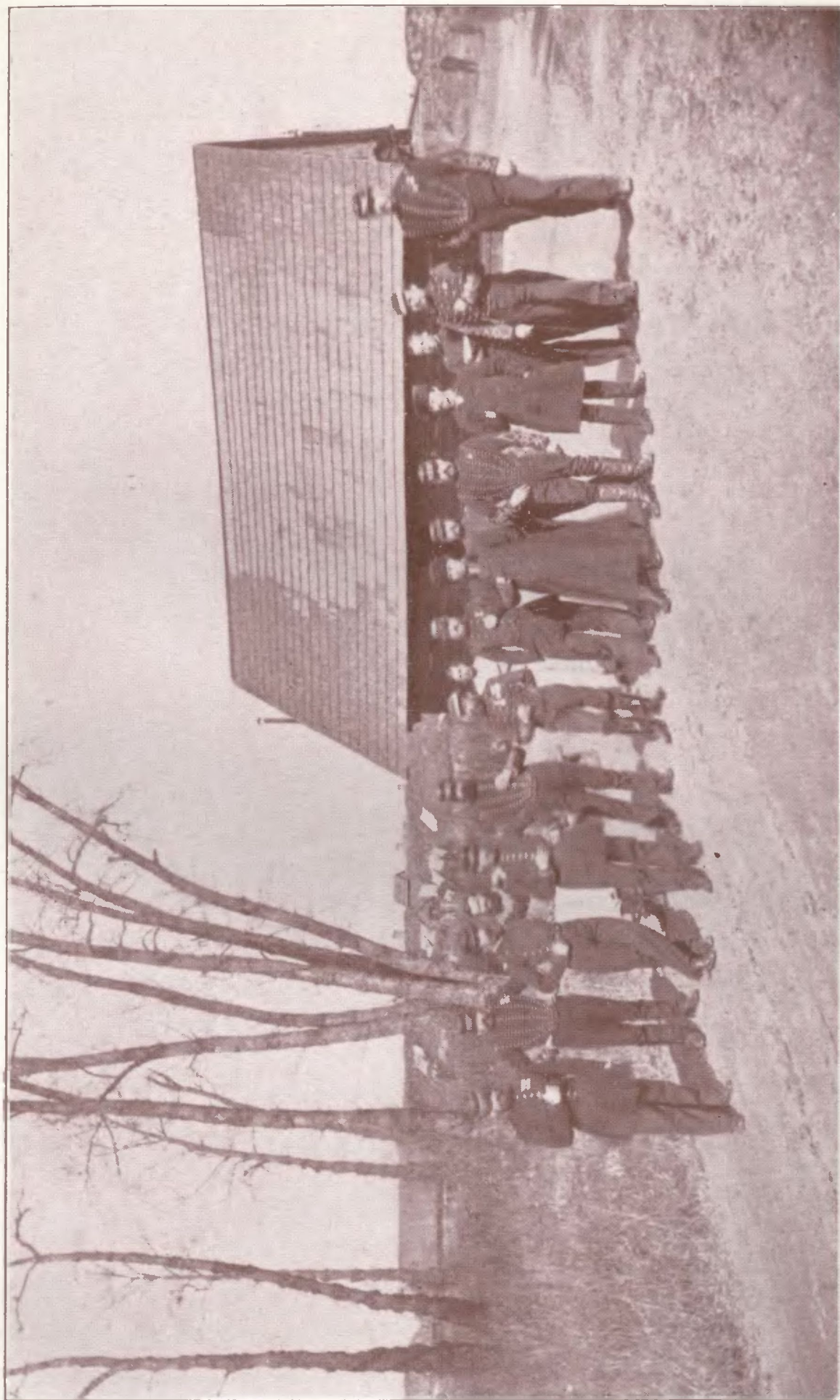
Aber dieser Niedergang war nur ein vorübergehender. Alle diese Kalamitäten wurden überwunden. Die Schutz-zollbewegung, welche Fürst Bismarck einleitete, kam in ihren Folgen auch Oberschlesien zugute. Langsam kehrten Vertrauen und Unternehmungsgeist zurück; das Privatkapital, das sich zurückhielt, trat auch in Oberschlesien aus seiner Reserve heraus, und auf sicherer Basis entwickelte sich nunmehr der Aufschwung, den Oberschlesien seit jener Zeit genommen hat.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich Oberschlesien wiederfand.

Es war der Wunsch der Herren Verleger, daß ich zu den vorstehenden Seiten, welche meine Jugenderinnerungen enthalten, einen Nachtrag schreiben sollte, in dem ich schilderte, wie ich die alte obererschlesische Heimat wiedergefunden habe, nachdem ich sie **z w e i u n d - d r e i ß i g** J a h r e nicht gesehen. Ich bin seit 1879 nur einmal in den agrarischen Teil Oberschlesiens gekommen (speziell in die Gegend von Gleiwitz, Rybnik, Loslau usw.), als 1881 die sogenannte „Hungersnot“ ausgebrochen war. Ich habe 1888, auf einer Fahrt von Krakau, Oberschlesien mit der Eisenbahn durchquert, bin jedoch nicht ausgestiegen. So kann ich wohl behaupten, daß ich seit dem Jahre 1879 keinen neuen Eindruck des obererschlesischen Landes gehabt habe, und es schien mir selbst außerordentlich interessant, die Stätten, an denen



Der franz. Militärgeistliche

Gefangene Franzosen in Gossel O.-S. 1870/71: Die Adjutanten und ihr Blockhaus.

Wieding-Verlag, Gossel, Gossel



Böhmisch-Berlag Givvina, Stettowitz

Geset D.-S. 1870/71: Die Gnselkirche für französishe Gefangene

ich vor zweiunddreißig Jahren gelebt, die ich häufig besucht, jetzt wiederzusehen.

*

*

*

Es war an einem der warmen, überaus sonnigen Septembertage des Jahres 1911, als ich morgens von Berlin abfuhr und der Heimat zustrebte. Traurig war, besonders in Niederschlesien, der Anblick der Felder, die man durchfuhr, überall machten sich die schlimmen Folgen der Dürre unangenehm bemerkbar. Nicht besser war es in Mittelschlesien. Vom blauenden Himmel, an dem sich kleine Wölkchen bildeten, um gleich wieder von der Hitze aufgesaugt zu werden, brannte die Sonne hernieder, und ein mittelschlesischer Gutsbesitzer, der mit uns fuhr, erzählte uns, daß er bereits seit sechs Wochen sein Vieh nicht auf die Weide schicken könnte, weil kein Grashalm mehr auf dieser zu finden sei. Wie würde das verräucherte, von der Industrie in Anspruch genommene ober-schlesische Land erst in dieser Dürre wirken! Ich war auf das Schlimmste gefaßt.

Die erste angenehme Überraschung sollte mir aber werden, nachdem wir in Gleiwitz die Strecke der ober-schlesischen Eisenbahn verlassen hatten und auf der für mich ganz neuen Strecke nach Beuthen dahinfuhren. Ich hatte ein so frisches, schönes und interessantes Landschaftsbild gar nicht erwartet. Aus meiner Erinnerung war es ganz und gar geschwunden, daß der alte Beuthener Kreis nicht eine Ebene ist, sondern aus hügeligem, welligem Gelände besteht, das durch die letzten Ausläufer der Beskiden dargestellt wird. Diese Hügel und Abhänge aber prangten im frischesten Grün. Es hatte

hier erst vor kurzem geregnet. Auf den Weiden grast die Rinder und neben ihnen sah man äsende Rehe. Grün und freundlich war das Land, in hellem Rot schimmerten dazwischen aus den gewaltigen Komplexen der Berg- und Hüttenwerke heraus moderne neue Gebäulichkeiten.

Hier schon konnte ich die gewaltigen Veränderungen bemerken, die sich im Laufe des Menschenalters, das seit meinem Weggang von Oberschlesien verflossen, vollzogen hatten. Ganz verschwunden waren die alten Zinkhütten, die langgestreckten Schuppen mit an der Firste offenen Dächern, aus denen sich die ungeheuren Rauchwolken wälzten, um sich dicht in der Nähe der Hütte auf die Landschaft zu legen. Überall stolze, schlanke Schornsteine, die über die anderen Gebäulichkeiten der neuen Berg- und Hüttenwerke hervorragten, fünf, zehn, zwanzig, vierzig Schornsteine und mehr in einem Komplex vereinigt. In parallelen Streifen entsandten diese Schornsteine den Rauch, welcher der Windrichtung folgte, aber lange nicht mehr den niederdrückenden Eindruck machte, den die früheren Rauchwolken erzeugten. Es war Sonntag und gewiß manches Werk nicht im Betriebe, aber der Horizont sah gar nicht so finster und undurchsichtig aus. Wenn man vom Grunewald bei Berlin auf die Reichshauptstadt sieht, ist die Rauch- und Dunstwolke, die sich im Sommer über der Stadt zeigt, größer, dichter und drohender als die Rauchwolken, die ich an jenem Tage sah. Auf den Hügeln, an den Abhängen und in den Vertiefungen sah man in näherer und weiterer Entfernung immer wieder die eigentümlichen Komplexe, bestehend aus Schornsteinen, hohen und niedrigen Ge-

bäuden, eigenartigen runden oder pyramidenförmigen Aufbauten, und jeder dieser Komplexe stellte ein Berg- oder ein Hüttenwerk dar. Zu ersteren gehörten die charakteristischen Turmskelette, die an ihren Spitzen die Seilscheiben der Fördermaschinen trugen.

Wie dicht lagen die gewaltigen Komplexe, diese Werkstätten der modernen Industrie nebeneinander. Besonders in der Entfernung schienen sie vollkommen miteinander zusammenzuhängen, und nur rechts und links von der Eisenbahn sah man zwischen den dicht herantretenden Werken und den unmittelbar hinter ihnen, gewissermaßen im zweiten Plan liegenden, noch weite grüne Flächen, die aber doch wieder von zahlreichen Arbeiterkolonien, von uniform gebauten Häusern meist in hellem freundlichen Rot unterbrochen wurden. Wie hatten sich die Werke vermehrt, und welche gewaltigen Veränderungen hatten sich vollzogen! Viele, viele neue Werke waren entstanden und alte vollständig verschwunden, und die älteren Gruben- und Hüttenkomplexe hatten sich in ihrem Äußern verändert, weil eine andere Technik des Betriebes gegen früher eingetreten war.

Dazu dieser gewaltige Verkehr. Die auf den Chaussees dahinsausenden auffallend langen Wagen der elektrischen Straßenbahn, diese verwirrende Fülle von Eisenbahngleisen, die neben, unter, übereinander liefen.

Und immer dichter wurden die Ortschaften. Der Zug jagte bald durch tiefe Einschnitte, bald auf der Höhe des Hügellammes dahin, und ununterbrochen wechselte die Szenerie zur Rechten und zur Linken. Im Südosten zeigte sich eine gewaltige Gewitterwolke, aber im Südwesten war der Himmel hell und klar und

leuchtete wie flüssiges Silber. Und von diesem lichtflimmernden Hintergrunde hoben sich schwarz die Essen der Werke ab, und die bereits tieffstehende Sonne beleuchtete von unten die grauen, gelben und weißlichen Rauchwolken, die aus den Essen quollen, und ließ sie in Orange und Silber aufleuchten. Drüben auf der anderen Seite hoben sich von dem stahlblauen Hintergrund der Gewitterwolke die rötlichen Schornsteine deutlich ab, und ihre bläulich-gelben und weißlich-grauen Rauchmassen bildeten einen eigentümlichen Kontrast gegen das dunkle Gewittergewölk. Darüber aber spannte sich ein Doppelregenbogen — das Zeichen des Friedens, das Protest zu erheben schien gegen das Marokko-Kriegsgeschrei, das auch in unserem Wagenabteil widerhallte.

Bei erquickendem Regen fuhr ich in den Bahnhof Rattowitz, dem Ziel meiner Reise, ein.

*

*

*

Unter sachkundiger und sorgfältiger Führung habe ich mich redlich bemüht, einen allgemeinen Überblick — um etwas anderes kann es sich hier nicht handeln — über das Oberschlesien der Jetztzeit, vor allem über die Außerlichkeiten, zu erlangen, um das nötige Vergleichsmaterial, aus dem ich meine Schlüsse ziehen sollte, zu erwerben:

Die Fortschritte, welche Oberschlesien in den letzten zweiunddreißig Jahren gemacht hat, sind außerordentliche, sind überwältigende, erinnern stark an amerikanische Muster.

Diese Fortschritte, diese glänzende, auch für die Zukunft vielversprechende Entwicklung haben sich auf den verschiedensten Gebieten vollzogen.

Oberschlesien ist ein Kulturland geworden, das sich jetzt schon selbstbewußt in die Reihen der anderen Kulturregionen des Deutschen Reiches stellen kann, und hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit auch im fernsten Westen die vollste Anerkennung finden wird.

Vollkommen verschwunden sind die charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche leider früher das obereschlesische Land kennzeichneten: der Schmutz und die Unordnung.

„Zeige mir deinen Abort, und ich werde dir sagen, auf welcher Kulturstufe du stehst.“

Um nicht Ekel zu erregen, will ich mich nicht auf eine Detailschilderung einlassen, wie es früher in Dörfern und Arbeiterkolonien gerade mit dieser Einrichtung stand, die heutige Generation würde die damaligen Verhältnisse für unmöglich halten — Verhältnisse, welche aller Gesundheitspflege, aller Reinlichkeit, allen Begriffen von Anstand und Ästhetik Hohn sprechen. Aber gerade hier zeigt sich der ungeheure Umschwung, den Oberschlesien in kultureller Beziehung genommen hat, deutlich. Ich habe absichtlich alte, seit vielen Jahrzehnten bestehende Arbeiterkolonien aufgesucht, und bin immer wieder überrascht gewesen über die Sauberkeit, über die Ordnung, die ich überall fand. Ich habe in die Höfe hineingesehen und habe sie tadellos rein gefunden. Selbst der Düngerhaufen, der früher eine so große Rolle spielte und den Ehrenplatz vor der Haustür einnahm, ist vollständig verschwunden, er befindet sich in einer ausgemauerten, mit Deckeln versehenen Grube. Und wie in den Arbeiter-

kolonien, ist es in den Dörfern und in den Weilern, die sich noch aus früherer Zeit erhalten haben. Die alten Strohschoben als Bedachung sind vollständig verschwunden, sie haben Schindeln oder geteilter Dachpappe Platz gemacht. Wie sauber sehen die Zäune aus, welche Gärten und Gehöfte umgeben. Früher waren sie in einer derartigen Unordnung, daß selbst das Malerische, das sie hin und wieder boten, nicht den abscheulichen Anblick wieder gutmachen konnte, den die zum Teil niedergerissenen, umgebrochenen, lückenhaften, mit wenig dekorationsfähigen Geschirren und Lumpen bedeckten Zäune boten.

Überall fand ich jetzt tadellose Zäune, vielleicht hier und dort geflickt, aber ganz, die Gärten gepflegt, vor den Türen gesetzt, vor den Fenstern Bretter mit blühenden Blumen, und sehr häufig helle Vorhänge. So sah es in den alten, mir von früher her bekannten Ortschaften aus. Von den neueren dörflichen Anlagen will ich nicht sprechen: mit ihren großstädtischen Trottoiren, ihrer elektrischen Beleuchtung, den freundlichen, in wohlgefälligem Stile erbauten Familienhäusern, bei denen man jetzt die großen Kasernen zu vermeiden sucht, um Häuser für zwei, höchstens drei Familien zu bauen, machen sie einen wirkungsvolleren Eindruck als manche Kleinstadt im Westen. Ich habe weder die nackten, noch die nur mit einem blauen Hemde bekleideten Kinder gesehen, die man in früherer Zeit in jenen Ortschaften fand. Es fiel mir auf, daß sich die Leute, sowohl Männer als Frauen, besser als früher kleideten und viel sauberer in ihrem Anzug waren, ebenso wie es mir auffiel, daß das Kostüm, die bäuerliche Tracht, die besonders die

Frauen, auch die der Arbeiter, früher trugen, mehr und mehr schwindet.

Das sind alles außerordentlich erfreuliche Zeichen und ein Beweis dafür, wie es unablässigem Bemühen gelungen ist, die Bevölkerung nicht nur sozial, sondern auch kulturell zu heben.

* *

Das Verdienst, die Bevölkerung Oberschlesiens in dieser Weise gefördert zu haben, verteilt sich gewiß auf eine große Anzahl von Faktoren. Die sozialen Verhältnisse sprechen natürlich gewaltig mit, gegen die früheren Zeiten hat sich das Einkommen des Arbeiters mehr als verdoppelt. Das Deutschtum, die Staats- und Gemeindebehörden, die Gewerkschaften haben ebenso rastlos wie gewissenhaft gearbeitet, um die Erfolge zu zeitigen, die demjenigen, der seit mehr denn dreißig Jahren Land und Leute nicht gesehen hat, so wohlthuend in die Augen springen. Es muß eine Sisyphusarbeit gewesen sein; die Bevölkerung hat sich nicht nur rapid vermehrt, sondern ist auch sehr beweglich, und beständig kommen wenig kultivierte Elemente aus Österreich und Rußland herüber, die in gewissem Sinne alle Bemühungen, die man sich mit der Bevölkerung gibt, zum Teil wieder zunichte machen. Aber der Erfolg ist da, ein großer, schöner Erfolg, wenn auch noch viel zu tun übrig bleibt. Eine Bevölkerung, die auf so tiefer Kulturstufe stand wie der ehemalige Oberschlesier, läßt sich nicht so ohne weiteres und restlos heben. Es ist ganz selbstverständlich, daß man hier und dort gewissermaßen

atavistischen Rückschlägen begegnet, welche nur um so deutlicher von der Vergangenheit sprechen, deren letzte schwache Überreste sie sind. Man sieht auch da und dort wohl einmal ein Stück Unreinlichkeit, das an frühere Zeiten gemahnt: einen Abessinierbrunnen, von einer gewaltigen Jauchenpfütze umgeben, ein Stück verunreinigten Straßengrabens, und selbst soweit vorgeschrittene Städte wie Gleiwitz und Rattowitz haben solche atavistischen Rückschläge noch zu verzeichnen. In Gleiwitz belästigen die Nase die entsetzlichen Düste der Ostroppa und in Rattowitz der scheußliche Geruch des Rawabaches. Man geht energisch daran, die Kalamität in Rattowitz zu beseitigen, indem man nach dem Muster der Emscherregulierung in Westfalen die Rawa wieder ehrlich machen will; aber in einer so prächtigen Stadt wie Rattowitz hätte man damit nicht so lange warten sollen. Indes gut Ding will Weile haben, und es mag nicht leicht sein, sämtliche Anlieger des durch solch einen großen Bezirk fließenden Rawabaches unter einen Hut zu bringen. Je eher aber solche Überreste aus vergangener Zeit beseitigt werden, desto besser.

*

*

*

Gieschewald ist ein Paradiesstück. Die Kolonie mit 5000 Einwohnern, in einem Walde errichtet, welchen die Gewerkschaft von Giesches Erben für 30 Millionen Mark angekauft hat, ist eine Musterleistung moderner Bemühungen um die Wohlfahrts- und Gesundheitspflege des Arbeiters. Millionen von Großstädtern würden glücklich sein, wenn sie in diesen kleinen, stets

nur für zwei Familien berechneten Häusern wohnen könnten. Jede Familie hat ihren eigenen Wohnungseingang, ihr eigenes wohlgepflegtes Gärtchen, und innerhalb der Kolonie liegen, durch weite Flächen voneinander getrennt, so daß überall Licht und Luft Zutritt, die Konsumanstalt, die Verwaltungsgebäude, die Vergnügungsorte, die Turn- und Spielplätze, und das alles in prächtigem Wald, aus Nadel- und Laubholz gemischt. Diese Arbeiterkolonie ist zu einem Ausflugsort für die weitere Umgebung geworden, und ist ein Beweis dafür, was geleistet werden kann, wenn nur genügende Mittel zur Verfügung stehen.

Es wurde bereits erwähnt, daß die Gewerkschaft, die diese Kolonie errichtete, für 30 Millionen Mark den Wald kaufte, natürlich nicht um des Holzes über der Erde willen, sondern der riesigen Kohlenvorräte wegen, die sich unter der Erde befinden. (Die Kohlenvorräte Oberschlesiens sind so groß, daß sie den gesamten Weltbedarf allein noch 150 Jahre lang decken können.) Um welche Summen es sich bei großen Gewerkschaften in Oberschlesien handelt, mögen folgende Zahlen beweisen, die sich speziell auf die mir aus früherer Zeit her wohlbekannte Gewerkschaft v. Giesches Erben beziehen. Diese Zahlen sind vor allem geeignet, dem Fernstehenden, der die Industrie Oberschlesiens nicht kennt, einen Begriff von der Großartigkeit der heutigen Verhältnisse dort zu geben.

Die Gewerkschaft, die sich aus kleinen Anfängen entwickelt hat und jetzt seit 200 Jahren besteht, beschäftigt ca. 21 000 Arbeiter und 500 Beamte, an die sie jährlich 21 Millionen Mark Löhne und Gehälter zahlt. Sie produziert jährlich Steinkohlen im Werte von 36 Mil-

lionen Mark, Zink im Werte von 14 Millionen Mark; dazu Bleifabrikate, Düngemittel, Alaun, Schamotte, Ziegelsteine, und ihr ganzer Grundbesitz umfaßt 5280 Hektar. Der Unterstützungsfonds für Beamte und Arbeiter hat ein Vermögen von 7 Millionen Mark. Im Jahre 1910 zahlte die Gesellschaft Beiträge zur staatlichen Invaliditäts- und Altersversicherung in Höhe von 770 500 Mark; an Beiträgen zur Oberschlesischen Knappschaftskasse und zu sonstigen Krankenkassen 781 500 Mark; an sonstige Kassen und Unterstützungen 468 000 Mark.

Das ist eine von den großen ober-schlesischen Gewerkschaften, und es gibt solcher gewaltiger Unternehmungen mehr als ein Duzend. Wo man mit solchen Zahlen operieren kann, muß sich unfehlbar ein großer Zug in Einrichtungen und Verhältnissen zeigen, der mir ebenfalls in dem heutigen Industriebezirk sehr angenehm aufgefallen ist. Es geht ein großer Zug durch den Verkehr, durch den Betrieb der Werke, durch das ganze Leben und Treiben. Nirgends Kleinliches, aber sehr häufig Großartiges und Imponierendes drängt sich dem Beobachter auf. Diese Großzügigkeit ist aber auch die Trägerin des Sinnes für Schönheit, des Gefühls für ästhetische Wirkung, ja für künstlerische Äußerlichkeiten, die man überall beobachten kann. Die Behörden, die Post, die Reichsbank, die Eisenbahn errichten großartige, architektonisch imposante Baulichkeiten, die Städte stehen nicht zurück. Es ist eine Freude, ihre Bauten, insbesondere die Schulen, Glanzleistungen moderner Architektur, zu sehen. Man bemüht sich selbst, die neue Dorfschule, die natürlich ein imposantes Gebäude ist, da sich frühere

Weiler von 1000 bis 2000 Einwohnern zu Ortschaften von 12 000 bis 16 000 Einwohnern entwickelt haben, in die Landschaft einzupassen und einen Bau hinzustellen, an dem der Vorübergehende seine Freude hat. Selbst in der Industrie hat man das Nützlichkeitsprinzip insofern zurücktreten lassen, als man auch die Schönheit zur Geltung kommen läßt. Wenn man früher über einem Schacht oder einer Maschinenanlage eine „Raue“, ein Schutzgebäude errichten wollte, so schlug man es aus Brettern zusammen und strich es mit Steinkohlenteer. Diese Bauten gaben den Industriestätten etwas Düsteres. Heute baut man massive Häuser und gestattet den Architekten, ihre Flächen zu gliedern, Fassaden zu komponieren, deren sich keine Großstadt zu schämen brauchte, und diese Gebäude sind großartig in ihren Längen- und Höhendimensionen und geben den gewaltigen Komplexen den freundlichen, ja man kann sagen, vornehmen Anstrich, besonders wenn man an die früheren Verhältnisse denkt. Welche Monumentalbauten hat nicht allein der Oberschlesische Knappschaftsverein für die Knappschaftslazarette in Beuthen, Rattowik, Königshütte, Laurahütte, Myslowik, Rudahammer, Zabrze, Tarnowik, Orzesche usw. errichtet! Und diese gewaltigen, aus vielen Gebäuden bestehenden Einzelanlagen sind so splendid mit modernsten Einrichtungen versehen, so großartig, so vornehm, daß jede Universität sich freuen könnte, solch prächtige medizinische Anstalten ihr Eigen zu nennen.

Die Privaten sind entschieden von diesem Zug nach dem Schönen, nach dem Künstlerischen beeinflusst, besonders in den Städten suchen sie der allgemeinen Strömung, die durch den Industriebezirk geht, gerecht zu

werden. Sie errichten moderne Häuser mit originellen, meist gut wirkenden Fronten. Selbst auf die Kruzifixe und auf die kleinen Kapellen, die am Wege stehen, hat sich der Drang nach dem Schönen und Künstlerischen erstreckt, ich habe mich vergebens nach den alten Kruzifixen, die am Wege standen, umgesehen: roh zusammengezimmert aus Balken, die blutrot angestrichen waren und benagelt mit der grob aus Blech geschnittenen und grell bemalten Christusfigur. Ich habe dafür überall steinerne Kreuze in sauberer Bildhauerarbeit mit metallenen, schön modellierten Christusfiguren gefunden.

So groß der gewaltige kulturelle Fortschritt heute in Oberschlesien ist, soweit es sich um Reinlichkeit und Sauberkeit handelt, so ist doch dieser Zug nach dem Schönen, nach dem Künstlerischen ein noch viel gewaltigerer Beweis für die Bildungsfähigkeit des ober-schlesischen Volkes, für den immensen Fortschritt, den man in den letzten Jahren hier gemacht hat. Die Bevölkerung ist, soweit das dem flüchtigen Beobachter erschien, dieselbe wie früher, sie ist intelligent, gutmütig und höflich, wenigstens solange der Alkohol seine Wirkung nicht ausübt. Aber auch in bezug auf die „Trunkenboldenhaftigkeit“ des Oberschlesiens ist ein verblüffender Fortschritt gegen früher zu verzeichnen. In den deutschen und gebildeten Kreisen ist der Alkohol, wenigstens in der Form von Schnaps, verpönt, und selbst der Ungarwein hat nur noch sehr wenige Verehrer, während er früher die einzige Weinart war, die man für trinkbar hielt, und die man in gewaltigen Quantitäten vertilgte.

*

*

*

Ganz ungeheure Fortschritte hat der Verkehr gemacht, und eine wahre Wohltat für die Verbindung der Ortschaften und Werke untereinander bildet wenigstens für den Personenverkehr die Straßenbahn, die mit dichtem Netz Oberschlesien überspannt hat. Die Wagen sind eigenartig langgestreckt, sie haben ein Abteil zweiter und ein Abteil dritter Klasse; in der Mitte ein Frauenabteil. Sie fahren sehr gut und ihr Personal ist tüchtig und höflich. Mir ist auch die Höflichkeit der obererschlesischen Eisenbahnschaffner angenehm aufgefallen, und ich wünschte, ihre Herren Kollegen in Norddeutschland würden sich ein Beispiel daran nehmen.

Für Berliner Begriffe ist ja der Tarif der Straßenbahn recht hoch, aber die Fahrgelegenheit ist häufig, der Betrieb funktioniert prompt und sicher. Daneben besteht der ganz kolossale Eisenbahnverkehr auf einer Menge von Linien, die sich in den letzten Jahren entwickelt haben. Welch ein Unterschied zwischen dem Eisenbahnverkehr vor fünfzig Jahren, wie er auf der Oberschlesischen, der Wilhelms-Bahn und der Oppeln-Tarnowitzer Bahn sich dahinschleppte, und den heutigen Verkehrsverhältnissen Oberschlesiens! — Der Automobilverkehr scheint in Oberschlesien noch nicht besonders entwickelt zu sein. Man sieht wohl hin und wieder recht elegante Automobile, aber ich fand jedesmal, wenn ein Automobil irgendwo hielt, dasselbe von einer großen Schar Neugieriger umgeben, denen die Sache etwas ganz Neues zu sein schien.

Um die äußere Physiognomie des heutigen Montanbezirks kennen zu lernen, sind wiederholte Fahrten mit der Straßenbahn sehr wertvoll.

Wie hat sich doch alles verändert! Ganze Gruben

und Hüttenwerke sind verschwunden, neue sind an anderer Stelle erbaut worden. Diese Umwälzung, bei welcher Werke und ganze Ortschaften verschwinden und neue entstehen, ist so häufig und erfolgt so rasch, daß, wie mir erzählt wurde, die Evidenzhaltung der oberschlesischen Landkarten eine recht schwierige ist. Die Physiognomie der großen Werkkomplexe hat sich gegen früher stark verändert; nicht nur durch die bereits erwähnten gewaltigen Gebäulichkeiten, sondern vor allem durch die Zahl der hohen Schornsteine, der Essen. Da, wo man früher 1 oder 2 Schornsteine auf einem Grubenwerk sah, stehen jetzt 5, 6, 8, und auf den Hüttenwerken sieht man 20, 30, 40 hohe Schornsteine einzeln und in Gruppen nebeneinander stehen. Ein Stück Romantik ist gegen früher geschwunden, indem man nicht mehr am Abend ringsum den Horizont in Flammen sieht. Die veränderte Technik des Betriebes hat diese eigenartige abendliche Beleuchtung beseitigt. Dafür überrascht die Fülle elektrischen Lichtes in Straßen und Ortschaften, und wenn man abends mit dem Eisenbahnzuge durch den Montanbezirk fährt, hat man einen recht eigenartigen imponierenden Anblick durch die Tausende und abermals Tausende von Bogen- und Glühlampen, die man sieht, soweit das Auge rechts und links von der Eisenbahn reicht.

Wie mir scheint, ist auch ganz und gar die Art und Weise geschwunden, in der man früher den Schichtwechsel bezeichnete. Jedes Werk hatte seine Glocke, die zum Schichtwechsel und zur Mittagspause geläutet wurde. Wenn ringsum, soweit das Ohr reichte, morgens, mittags und abends die Glocken klangen, so war das recht idyllisch und poetisch, und die Sirenen, welche heute brüllend den

Schichtwechsel anzeigen, sind zwar sicher praktischer und man vernimmt sie viel weiter, aber die Poesie ist dahin. Sie verträgt sich ja mit der Technik überhaupt nur bis zu einem gewissen Grade, wenn die Industrie auch durchaus nicht der Poesie ganz entbehrt.

Bei den Fahrten mit der Straßenbahn, die auf der Chaussee meist auf erhöhtem Bankett geht, überzeugt man sich von dem vortrefflichen Zustande der Straßen, welche oft mit großstädtischem Pflaster allererster Klasse versehen sind. Was der Eisenbahnverkehr bedeutet sieht man deutlich daran, wie oft die Straßenbahn die Eisenbahngleise kreuzt, sowohl die normal- wie die schmalspurigen; auf den letzteren sind eine Neuerung die kleinen Lokomotiven, die man früher abgeschafft hatte, die aber jetzt infolge besserer Bauart wieder den Pferdebetrieb verdrängt haben.

Vom Straßenbahnwagen aus und beim wiederholten Befahren derselben Strecken (Rattowitz, Königshütte, Beuthen, Zabrze und Gleiwitz) entdeckt man mehr und mehr den ungeheuren Aufschwung, den die oberschlesische Montanindustrie genommen hat. Die Wälder sind fast ganz verschwunden, die freien Felder sind recht klein geworden. Wege, die in früherer Zeit über freie Wiesen und Getreidefelder führten, sind rechts und links dicht bebaut, und nach seitwärts erstrecken sich neue Straßen. Weite Flächen sind bedeckt mit den Häusern der Arbeiterkolonien. Auffallend vermehrt hat sich die Zahl der schanzenartigen hohen Halden, theils zu den Hütten, theils zu den Bergwerken gehörig. Von manchem ehemaligen Hütten- und Bergwerk, das jetzt ganz und gar verschwunden ist, sind diese Halden das letzte Zeugniss. Aber auch

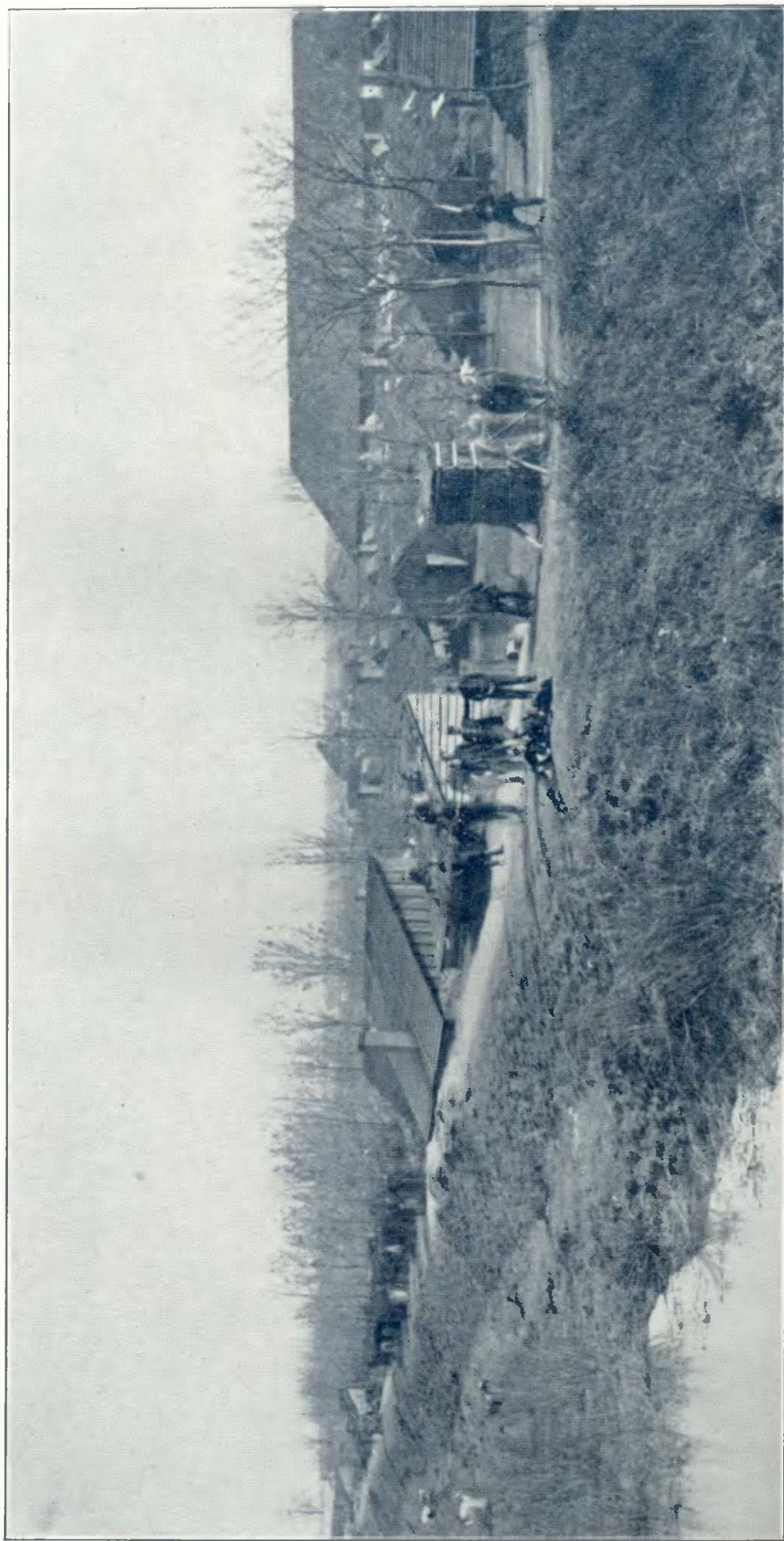
diese Zeichen verschwinden. Man verwendet die Räum-
asche zum Sandversatz in den Bergwerken. Manche alte
Grubenhalde ist heute dicht mit Buschwerk und Birken
bewachsen und erinnert gar nicht mehr daran, daß hier
einst eine Industriestätte stand, und manches Bechenhaus
ist in ein Wirtshaus umgewandelt, und ganze Dominien
mit allen Gebäuden, die auf ihnen standen, sind ver-
schwunden.

Naturgemäß ist die Veränderung dort am größten,
wo die Industriewerkstätten entstehen und vergehen, wo
die Industrie Dörfer verschlungen hat und neue Ort-
schaften entstehen ließ, wo sie weite Flächen zu Brüche
baute, während sie an anderer Stelle bergehohe Halden
aufstürmte. Geringere Veränderungen sind naturgemäß
in den Städten des Industriebezirks zu sehen.

* *

G l e i w i t z.

Wenn man in Gleiwitz den alten Weg vom Bahnhof
nach der inneren Stadt nimmt, stößt man wohl auf eine
Zahl neuer und neumodischer Gebäulichkeiten; aber der
Weg durch die Bahnhofstraße, über die Klodnitz und den
Kanal an der evangelischen Kirche vorbei, weist nur einige
neue Nebenstraßen auf. Die Ostropa duftet immer noch
so übel wie früher, ja noch viel schlimmer, und in der
inneren Stadt sieht man fast gar keine Veränderung,
wenn man nicht näher nachforscht, wobei man allerdings
entdeckt, daß dieses oder jenes Haus umgebaut, daß viele
alte Firmen verschwunden und neue entstanden sind.
Die Straßen sind aber noch ganz und gar wie sie waren.



Gefangene Franzosen in Cosel O.-S. 1870/71; Barackenlager mit Küche und Kantine auf der „Insel“
Pönitz-Verlag Schwinn, Gattowitz

Selbst das kleine Häuschen, in dessen Oberstock ich als Gymnasiast im Jahre 1864 gewohnt habe, steht noch, und nicht nur dieses Häuschen, sondern das ganze Gehöft mit Vorder- und Hinterhaus und dem großen Hofe. Wenig verändert sind die Straße, die zum Gymnasium hinunterführt und die Bebauung in der Umgebung des alten Klosters. Die Schulräumlichkeiten im alten Klostergebäude werden nicht mehr benutzt. Die heutige Zeit gestattet nicht mehr, solche schlecht ventilierten und belichteten Räume für Schulzwecke zu verwenden. Unter dem alten Kreuzgewölbe mit den kleinen Fenstern, die so wenig Licht einließen, da, wo sich einst die Quarta befand, in der ich als schüchternes, von Heimweh geplagtes Kind saß, befindet sich eine Waschküche und in den Räumen der ehemaligen Sekunda und Prima ein Holz- und Kohlenstall, die dort auch besser untergebracht sind als die früheren Oberklassen. Das neue Klassengebäude auf dem Hofe ist erweitert, und der Gegensatz zwischen den alten Klostergebäuden und den neuen Klassenhäusern ist ein noch schrofferer als vordem. Das Vestibül des neuen Klassenhauses und die Korridore fand ich mit Bildern unter Glas und Rahmen geschmückt. Auch hier das Wirken des modernen Zeitgeistes und nur der Aberglaube stirbt nicht. Ich erfuhr, daß der Wächter, der nachts im alten Klostergebäude patrouilliert, sich dort ebenso graut, weil es „umgeht“, wie wir uns als Quartaner und Tertianer fürchteten, wenn wir im Winter in den Abendstunden den Kreuzgang des Klosters passierten.

Man muß das alte Gleiwitz erst gesehen haben, um freudig zu erstaunen, wenn man dann die großartige Wilhelmstraße betritt, welche direkt vom Bahnhof zum

Marktplatz führt. Bauart und Größe der Häuser, Anlage der Straßen und Brücken, Kaufmannsläden und Schaufenster machen einen imposanten, wahrhaft großstädtischen Eindruck. Hier ist etwas wirklich Großes, Modernes geschaffen worden.

Staunenswert ist aber die Vermehrung der Industrie. Die alte Königliche Hütte und ein paar Drahtfabriken in der Nähe des Bahnhofs waren alles, was es von Industrie gab; und nun diese großartigen Anlagen, an denen uns die Straßenbahn, die nach Zabrze geht, vorüberführt. Immer und immer wieder die langgestreckten Werkstattgebäude, die hohen Schornsteine, die Maschinengebäude und dazwischen die neuen Stadtteile, welche natürlich den Tausenden der bei der Industrie Beschäftigten Wohnung und Unterkunft bieten müssen. Mehr als 66 000 Einwohner hat jetzt die Stadt Gleiwitz, und neben der Industrie haben sich Handel und Verkehr gewaltig gehoben. Ist doch die Stadt das Zentrum des oberschlesischen Getreidehandels.

Der Gleiwitzer Stadtwald ist zum Teil von der Industrie in Anspruch genommen worden.

B e u t h e n.

Nach Beuthen kam ich durch den Tunnel, den die Straßenbahn passiert, um bei „Pogoda“ einzufahren. Dort verließ ich die Straßenbahn, um durch die Krakauer Straße die alte gute Stadt zu betreten. Die Krakauer Straße wies äußerlich und auf den ersten Blick gar keine Veränderungen auf. Das waren alles noch die alten Gebäude, das waren alles die alten Nebenstraßen mit dem zum Teil recht primitiven Pflaster, bis der Ring

erreicht wurde. Hier freilich herrschte ein viel regeres Leben und Treiben als früher. Auch der Ring beginnt sich zu verändern. Neben den alten Häusern stehen ganz unvermittelt moderne Prachtbauten von vielen Geschossen, und diese Gebäulichkeiten sehen so verwundert aus, als fänden sie sich in der Nachbarschaft der alten Häuser nicht zurecht. Naturgemäß vollzieht sich die Veränderung alter Städte, selbst bei einer so großartigen Umwälzung aller Verhältnisse, wie sie im Montanbezirk stattgefunden hat, nicht mit großer Schnelligkeit. Der Besitzer eines Hauses, besonders wenn sich darin ein gutgehendes Geschäft befindet, entschließt sich nicht so leicht, das alte Gebäude, an dem die Traditionen der Familie und so viele Erinnerungen hängen, niederzureißen und einen neuen Bau aufzuführen. Es geschieht das nur sehr vereinzelt. Dadurch entsteht aber ein sehr unruhiges und eigenartiges Stadtebild, das an einen Vogel erinnert, der sich in der Mauser befindet und an dessen Körper man schon neugewachsene Federn sieht, während die alten erst zum Teile ausgefallen sind. Die Straßen, die an der Kirche vorbeiführen (die Pfarrkirche hat eine neue Umzäunung erhalten) und auf der anderen Seite bis zum Boulevard gehen, haben sich ebenfalls wenig verändert; aber es fällt sowohl in Gleiwitz wie in Beuthen die große Sauberkeit der Straßen angenehm auf.

Wandert man kreuz und quer durch die Straßen der alten Stadt, so sind die Veränderungen wirklich für den ersten Anblick nicht besonders groß. Das wird ganz anders, wenn man mit der Straßenbahn durch die Dyngosstraße und die neuen Stadtteile fährt, welche uns so fremd und ungewohnt anmuten. Hier steht ein Teil

des neuen Beuthen, der Stadt, die binnen einem Menschenalter ihre Einwohnerzahl mehr als verdreifacht hat. Hier finden wir die großartigen Schulbauten, die Denkmäler (wie das erst vor kurzem enthüllte Friedrichs des Großen); hier liegt für den Besucher eine gänzlich neue fremde Stadt, an die sich für uns naturgemäß gar keine Erinnerungen knüpfen.

Noch großartiger ist aber die Veränderung, wenn man die alten Gebäulichkeiten der *V o r s t a d t R o ß b e r g* betritt. Anstelle der Bauerngehöfte moderne Fassaden, gewaltige Häuser, und die alten Roßberger Bauern scheinen ganz und gar ausgestorben zu sein. Selbst das kleine, vielhundertjährige Kirchlein, in dessen Hügel man die sogenannten Perlen fand, ist verschwunden und ein moderner Prachtbau von Kirche mit zwei Türmen an seine Stelle getreten. Weit nach *S c h a r l e y* zu ziehen sich die Wohnhäuser, dehnen sich die Industriewerkstätten, insbesondere die Grubenanlagen. Scharley selbst hat sich in der Hauptstraße wenig verändert; es hat sich nur auf Beuthen wie auf Piekar zu ausgedehnt. Als ich durch Scharley hindurchfuhr, sah ich, wie das Haus, in dem ich im Jahre 1857 mit meinen Eltern gewohnt hatte, niedergedrissen wurde. Es mußte soeben erst mit dem Abbruch begonnen worden sein; der Dachstuhl war bereits vom Mauerwerk entblößt, aber noch stand das Dachgesperre, zu dessen Balken ich als Kind, im Bette liegend, so oft emporgeblickt hatte.

Das Terrain zwischen *S c h a r l e y* und *P i e k a r*, auf dem früher die Hasenheken der Grafen Hendel von Donnersmarck stattgefunden hatten, fand ich nicht so verändert, wie ich dies nach dem vorherigen Studium der

Karte vermutet hatte. Der Wallfahrtsort Piekarschein, wie früher, nur aus einer einzigen Straße zu bestehen, aber die Gebäulichkeiten sind gewaltig verändert. An die Stelle der alten niedrigen Häuser sind viele große moderne Bauten getreten, und die Bauerngehöfte, die man an der Straße nach Neudeck sieht, haben sich modernisiert und unzweifelhaft kultiviert, soweit es sich um Reinlichkeit und schönes Aussehen handelt. Die alte Wallfahrtskirche mit dem wunderthätigen Madonnenbild steht noch immer hochragend, stolz und imponierend da. Es war kein Ablassstag und deshalb in der Umgebung der Kirche kein besonderes Leben und Treiben.

Myslowitz.

Myslowitz hat sich sehr wenig verändert. 52 Jahre scheinen an der Stadt fast spurlos vorübergegangen zu sein; das war der erste Eindruck, den ich hatte. Am Eingang der Stadt, gegenüber der alten kleinen Kreuzkirche, ist der Neubau des Knappschaftslazarets an die Stelle der großen Menge alter Scheunen getreten. Aber je weiter man von dort aus in die Stadt hineinkommt, desto mehr sieht man, wie alles beim Alten geblieben ist. Hier und da ist ein Haus verändert, es sind auch natürlich Neubauten entstanden; am Marktplatz aber und in der Bahnhofstraße grüßen noch immer die alten Firmen von den Wänden der Häuser.

Natürlich ging es linksab hinunter zur Grenzbrücke. Auch hier alles beim Alten, alles wie es früher gewesen ist: die Brücke zum so und so vielen Male neu hergestellt, doch schon wieder durch das viele Befahren klapprig; der

alte Brückenheilige, der Nepomuk, der mitten auf der Brücke stand, noch morscher als früher und jetzt in ein kleines Häuschen eingeschlossen, da die Statue, wie man mir erzählte, gestohlen und den Dieben erst wieder abgejagt worden war.

Aber es war doch nicht alles genau so wie früher. Am Brückengeländer, gleich hinter dem Häuschen, in dem der heilige Nepomuk jetzt logiert, stand ein russischer Grenzsoldat, den ich kopfschüttelnd betrachtete. War dieser Mann in der grünen, tadellos sauberen Uniform, mit der anständigen Schirmmütze wirklich ein Russe? Doch noch eine größere Überraschung sollte ich erleben: der russische Grenzposten lehnte die ihm angebotene Zigarre ab!

Das ist die größte Überraschung, die mir in Oberschlesien begegnet ist. In früheren Zeiten zogen einem die russischen Grenzsoldaten die Zigarren aus der Tasche, wenn man sie ihnen nicht freiwillig gab. Also auch hier eine Veränderung!

Am Schlagbaum von Modrzejow beobachteten wir eine Zeitlang das Leben und Treiben, welches sich gegen früher in keiner Weise verändert hat. Dann ging es zurück über die Brücke, an den alten Häusern und alten Bäumen vorbei, welche die Myslowitzer Straße nach der Brücke schon vor 30 Jahren umsäumten; vorüber an der alten kleinen Kapelle, die noch baufälliger ist als in jener Zeit. Dann biegen wir links herum zum Rathause und dem großen Platz vor demselben und sind überrascht von dem Bauwerk, das sich zur Linken erhebt: die neue Synagoge. Dem Architekten*) ist hier eine schwere Auf-

*) Regierungsbaumeister M. Grünfeld in Berlin.

gabe gestellt worden: zwischen alten und neuen Häusern (modernen Schulbauten), zwischen Flußniederungen und Hügelabhang, an dem sich die Straße zum Bahnhof emporzieht, ein Bauwerk herzustellen, das in die Landschaft hineinpakte und nicht gar zu sehr von der Umgebung abstach. Diese Aufgabe scheint mir glänzend gelöst. Das Gotteshaus mit seinen beiden Ruppeltürmen in rotem und gelbem Ziegelstein aufgeführt, fügt sich so glatt in die eigentümliche Umgebung hinein, daß man seine Freude daran hat. Dieser Bau mit den beiden schlanken Türmen und die dahinterliegenden großen Schulbauten sind so ziemlich das einzige Neue, was dem Besucher in Myslowik auffällt. Einige neue Häuser stehen allerdings in der Straße bis zum Bahnhof; der letztere aber ist ganz und gar so, wie er vor einem Menschenalter gewesen ist, obgleich sich der Verkehr gewaltig gehoben hat. Aber auch in Gleiwik trifft man noch das alte Bahnhofsgebäude, ebenso in Schwientochlowik. Nur die Bahnsteighallen, die vor den Bahnhofsgebäuden liegen, sind außerordentlich erweitert und vermehrt worden.

Gleich hinter dem Bahnhof kommen wir zu einer Anzahl großstädtischer Bauten, und ein Schwibbogen spannt sich über den Weg, der nach Glupna hinunterführt. Das sind die großartigen Anlagen der deutschen Feldarbeiterzentrale. Diese besorgt die Sachsengänger für die deutsche Landwirtschaft. Im Jahre 1910 wurden allein 150 000 Leute, und zwar Rumänen, Serben, Ruthenen, Slowaken und Polen hier legitimiert. Die Zentralstelle gewährt in ihren ausgedehnten Gebäulichkeiten diesen Sachsengängern, welche

im Frühjahr nach Deutschland hineinkommen und im Herbst nach vollendeter Ernte nach ihrer Heimat zurückgehen, auch Unterkunft und Verpflegung. 2500 Personen können in den großen Baracken auf einmal untergebracht werden. In der großen Kantine werden täglich bis 5000 Menschen verpflegt.

Aber schon stehen wir auf der Höhe, von welcher ziemlich steil hinunter der Weg nach dem Birkenwäldchen von Slupna führt. Nichts scheint hier verändert. Die Bäume sind wohl größer und laubreicher geworden, aber der sich schlängelnde Grenzfluß da unten mit den Wiesen, die hier und dort mit Buschwerk bestanden sind, erscheint unverändert. Nur wenn wir den Blick nach links hinüberlenken, sehen wir, welch kolossale Werke drüben in Niwka usw. jenseits der Grenze entstanden sind. Kirchen, Wohn- und Schulhäuser, Fabrikgebäude, Gruben- und Hüttenwerke, zahllose hohe Essen winken von dort herüber, wo einst deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz den Grund zu einer Industrie legten, welche die Herren des Landes da drüben zu russifizieren versucht haben. Durch Vergnügungsorte verschiedener Art geht es in Slupna hindurch an einem „Drei-Kaiserreich-Kino“ vorüber, bis zu der historischen Stelle, dem Punkte, an dem die drei Kaiserreiche zusammenstoßen. Auf der scharf nach Osten vorspringenden russischen Landzunge ist eine Verladestelle eingerichtet. Die alten Grenzpfähle sieht man nicht mehr, aber der Weg am Flusse entlang ist noch gerade so unreguliert wie früher. Unter der Eisenbahnbrücke geht es hindurch, deren Landpfeiler von den Preußen 1866 gesprengt wurden. Dann gibt es mancherlei Überraschungen zu sehen: rechts auf der Anhöhe

der gedrungene Bismarck-Turm, links die Przemska, die von hier ab kanalisiert ist und sogar Dampfer trägt, auf denen man Vergnügungsfahrten unternehmen kann. Ganz neu aber für den Besucher ist der eiserne Fußgängersteg, der über die Przemska führt und so leicht und graziös aussieht. Auf Treppen erreicht man diesen Steig und geht man von ihm hinunter. Auf preußischer und österreichischer Seite stehen am Fuße der Treppen kleine Häuschen, für die Beamten der Zollbehörde bestimmt. Ohne Paß, ohne Umständlichkeiten kann man hier den ganzen Tag die österreichische Grenze überschreiten, und der Verkehr von und nach Österreich vollzieht sich ununterbrochen und ohne jene widerwärtigen schikanösen Schwierigkeiten, welche noch heute immer zu überwinden sind, wenn man nach Rußland hinein oder von dort heraus will. Dieser Übergang nach Österreich hinein ist besonders errichtet worden für die Arbeiter der deutschen Gruben, die drüben im Österreichischen zu Hause sind und nach Preußen auf Arbeit gehen. Es war an einem Lohntag, als ich diese Gegend aufsuchte, und Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen kamen über den Steg, um sich auf den preußischen Bergwerken ihren Lohn zu holen.

Natürlich wollte ich wenigstens die Stätte noch aufsuchen, wo früher das alte Schloß der Fürsten Sulkowski gestanden, an das sich so viele historische Erinnerungen knüpfen. Aber von dem alten Gebäude, das in der Zwischenzeit zum Teil abgebrannt und wieder neu errichtet war, fand ich keine Spur mehr. Es befand sich da ein großes Vergnügungslokal und in diesem ein Restaurationsgebäude, dessen Wirt verächtlich von der „alten Bude“ sprach, die dereinst der Schauplatz so vieler Greuel

gewesen und an die sich doch auch für mich Jugenderinnerungen knüpften; denn oft genug hatte ich in meinen Kinderjahren mit meinen Eltern hierher Sonntagsausflüge unternommen.

Fährt man mit der Eisenbahn von Myslowik nach Rattowik, so sieht man doch in der Nähe des Bahnhofs eine große Zahl baulicher Veränderungen. Die in rotem Ziegelbau gehaltene Kirche sieht recht hübsch aus. Die Myslowikgrube, die vor einem Menschenalter erst im Entstehen war, macht einen ganz imposanten Eindruck, und links in der Fahrtrichtung sah ich zur Seite der Chaussee, die ich einst als Schuljunge gewandert, die Turmskelette von Bergwerken, und nichts schien sonst verändert, als daß die hohen Pyramidenpappeln, die früher an der Chaussee gestanden hatten, natürlich verschwunden waren.

Schoppinik war außerordentlich verändert. Die kleinen Bahnwärterhäuschen, in denen ich mich als Kind aufgehalten, waren verschwunden, der Bahnhof auf die andere Seite der Straße verlegt, die ganze freie Strecke zwischen Wilhelminenhütte und Schoppinik mit Familienhäusern bebaut. Der obereschlesische Bahnhof in Schoppinik ist ein moderner Bau, wie die Berliner Vorort-Bahnhöfe. Die ehemalige große Verladestelle auf Wildenstein-Segengrube und die Kohlenseparation waren abgebrochen oder umgebaut, der Wald weiter auf Runigundenweiche zu vollständig verschwunden, Großindustriestätten liegen bei Runigundenweiche, und nach kurzem Aufenthalt hier ging es in den gewaltigen Bahnhof von Rattowik hinein.

Viel, viel des Bekannten gab es zu sehen, was Er-

innerungen weckte, die längst entschlafen schienen; und doch wieder so viel Neues, so viel Ungewohntes, überall aber Vergrößerung, Entwicklung, Fortschritt! Nur die polnische Sprache klingt um uns, wie sie vor 32 Jahren erklungen.

K ö n i g s h ü t t e.

Es ist erfreulich, in welcher Weise sich das kommunale Schmerzenskind Königshütte in den letzten 30 Jahren entwickelt hat. Unter schwierigeren Umständen hat wohl kaum ein anderes Gemeinwesen seine Karriere als Stadt begonnen. Aus verschiedenen, kaum zusammenhängenden Ortschaften wurde die Stadt gebildet, und ungeheure Anforderungen wurden an die Kommune gestellt, während doch der weitaus größte Teil der Bürgerschaft aus wenig steuerkräftigen Elementen bestand. Lange Jahre hat Königshütte den traurigen Ruf gehabt, daß man hier die höchsten Prozente der Kommunalsteuer in Deutschland zahlen mußte. Noch heute sieht man an einzelnen Stellen der Stadt, daß selbst ein Menschenalter den Ort noch nicht zu einer vollständig geschlossenen Stadt gemacht hat. Aber höchst erfreulich sind doch der Ring, wenn man bedenkt, wie er früher aussah, der Bismardring, die großstädtische Kaiserstraße, die Kronprinzen- und die Girndtstraße. Mitten in der Stadt liegt jetzt die imposante Königshütte, diese gewaltige Industriestätte, in deren Nähe die große Markthalle, das stattliche Reichspostgebäude liegen und sich würdig einreihen in die Prachtgebäude der Kirchen, Schulen und Profanbauten, auf die man allenthalben in diesem ausgedehnten Gemeinwesen stößt. Mehr als 72 000 Bewohner zählt jetzt der

Stadtkreis Königshütte. Die Verbindungen mit Rattowik und Beuthen durch die Straßenbahn sind rasch und häufig, und der preußische Bergfiskus sollte sich entschließen, auch ein wenig zur Verschönerung der Stadt beizutragen und ein monumentales Gebäude für die Berginspektion am Ring zu erbauen, an Stelle des wenig imponierenden Flickbaues, der sich jetzt am Ring erhebt und diesem schönen Platze wahrlich nicht zur Zierde gereicht.

Wie keine andere oberschlesische Stadt erinnert Königshütte an die gewaltigen rheinisch-westfälischen Industriestädte, und dieser Charakter der industriellen Großstadt unterscheidet es ganz scharf von den beiden Nachbarstädten Rattowik und Beuthen. Wer vor dreißig Jahren die Anfänge der Stadt Königshütte sah, muß sich freudig überrascht fühlen, wenn er die jetzigen zum Teil glänzenden und großartigen Straßen und Plätze mit ihrer vornehmen Architektur, dem regen Verkehr und den schönen Schaufenstern erblickt.

H o h e n l o h e u n d L a u r a h ü t t e .

Als Ortschaft hat sich Hohenlohe-Hütte, soweit es sich um seine Bewohner handelt, nicht besonders verändert. Aber von Domb über Josephsdorf und Hohenlohehütte bis nach Laurahütte findet man heute einen fast zusammenhängenden Ort, und gewaltig ist der Eindruck, den der Komplex der Laurahütte mit seinen Gebäulichkeiten selbst auf denjenigen macht, der nur flüchtig mit der Straßenbahn den Weg über Hohenlohehütte bis zum Endpunkt in Laurahütte nimmt. Moderne Bauten sind auch in Laurahütte entstanden; aber der Ort ist heute noch nicht geschlossen

und wird wohl nie zu einer Stadt im modernen Sinne werden, wenn auch seine Einwohnerschaft in der Zwischenzeit auf mehr als 16 000 Seelen angewachsen ist. Bis Siemanowik, bis nach Eichenau und Bogutschük im Südosten ist Laurahütte gewachsen, und von Michalkowik im Norden bis Schabelnia sieht man auf der Karte den deutlichen Zusammenhang aller Ortschaften. Wie viele freie Flächen fand man hier vor dreißig Jahren, wie spärlich waren Berg- und Hüttenwerke vertreten, und wie gering war der Verkehr! Raum Chausseen fand man, und nur die rechte Oder-Ufer-Bahn vermittelte die Verbindung zwischen Laurahütte und Schoppinik.

Z a b r z e.

Auch Zabrze hat sich, ähnlich wie Königshütte, dadurch entwickelt, daß eine Reihe von Ortschaften zu einer Gemeinde vereinigt wurde, welche später sogar der Kreishauptort wurde. Die einzige Verbindung aber, die Zabrze vor 30 Jahren hatte, war die Eisenbahn zwischen Gleiwitz und Ruda, und der Ort war nichts als ein aus zerstreuten Häusergruppen bestehendes Industriedorf. Bis auf mehr als 63 000 Einwohner ist Zabrze nunmehr angewachsen, und stellenweise hat der Ort großstädtischen Charakter angenommen. Von einer Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Ortsbildes kann natürlich noch keine Rede sein. Aber trotz manch alter Bauten, seien es Wohnhäuser oder Industriewerkstätten, die man aus früherer Zeit wieder erkennt, macht der Ort doch stellenweise einen großstädtischen Eindruck, und man zweifelt nicht daran, daß eine kräftige Entwicklung diesem großen Gemeinwesen auch für die Zukunft beschieden sein wird.

Die Donnersmarchhütte war vor 30 Jahren ein verfrachtetes Unternehmen, dem Sachverständige keine Lebensfähigkeit zutrauten. Aber gerade die heutige Donnersmarchhütte hat es bewiesen, welcher Entwicklung die oberschlesische Industrie fähig ist. Aus dem Eisenhüttenwerk, das im Jahre 1872 „gegründet“ wurde, hat sich ein gewaltiges Etablissement entwickelt, das heute über Steinkohlen- und Eisenerzbergwerke, Hochöfen, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Röhrengießerei, Kesselschmieden, Eisenhoch- und Brückenbauanlagen verfügt und das im Jahre 1910 fast 2 Millionen Tonnen Steinkohlen produzierte. 10 000 Arbeiter beschäftigt dieses eine Werk und zahlt an sie rund 10 Millionen Mark Löhne jährlich, während die Beamtenzahl mehr als 350 beträgt.

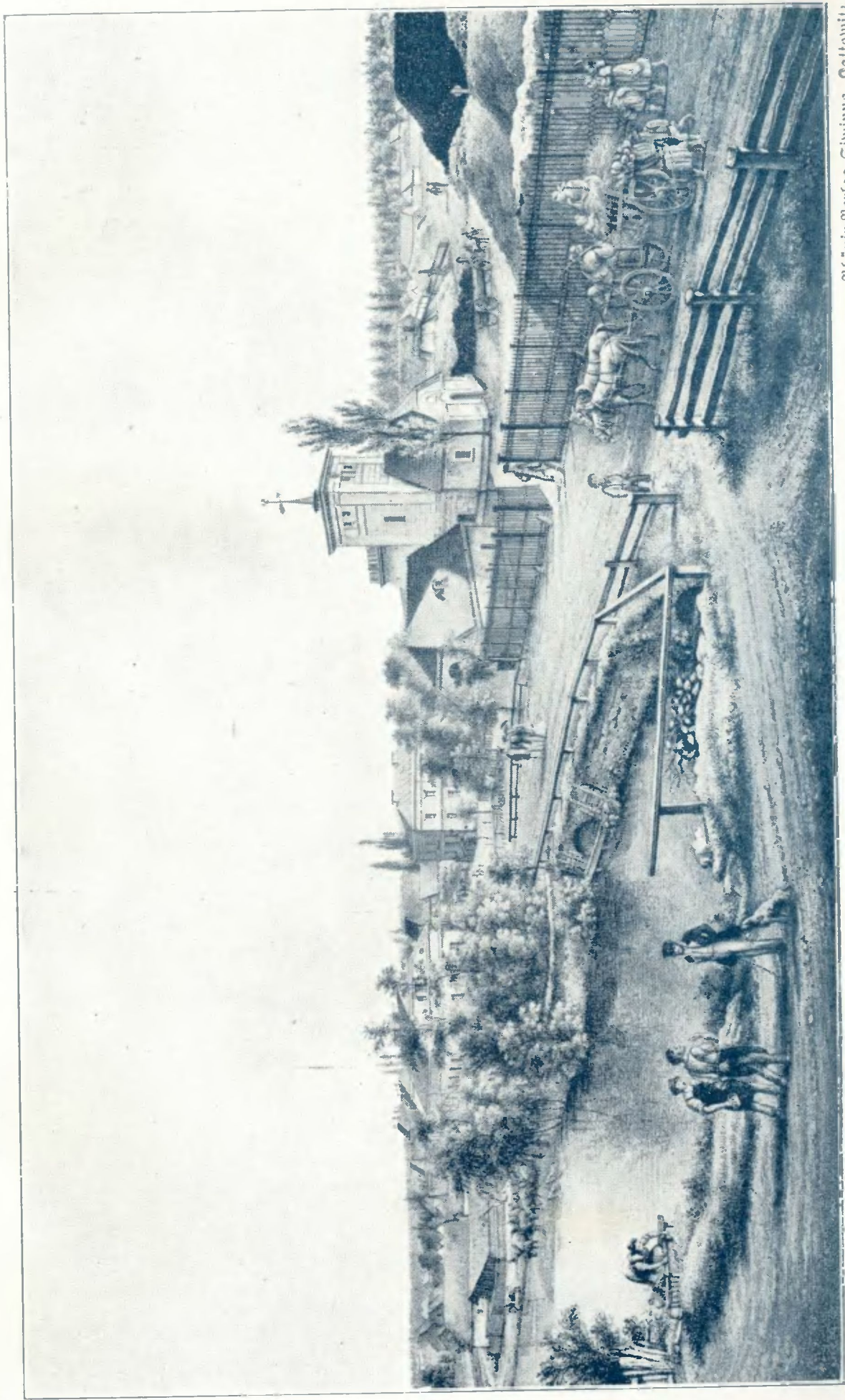
Ganz Hervorragendes leistet diese Gesellschaft auch auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge und der Gesundheitspflege für Beamte und Arbeiter. Außer den zahlreichen Hilfskassen, der Fortbildungsschule für Lehrlinge und jugendliche Arbeiter verfügt das Werk über ein Lehrlingsheim, über eine Handfertigungs- und Gartenbauschule, über eine Mädchen-Fortbildungsschule, über Kleinkinderbewahranstalten, eine Volksbibliothek, über 7 Badehäuser, über Turnhallen, ein Beamten- und ein Arbeiterkasino, über 150 Arbeiterhäuser mit 1000 Familienwohnungen, welche aus gefälligen Fachwerkbauten bestehen. Dazu treten Schlafhäuser und Volksküchen, und auf diese freiwilligen Wohlfahrtseinrichtungen verwendet die Donnersmarchhütte jährlich $\frac{1}{4}$ Million Mark, so daß sie mit den gesetzlichen sozialen Lasten jährlich weit mehr als 1 Million Mark für die Wohlfahrt ihrer Arbeiter aufzubringen hat.

R a t t o w i k .

Auch die Berliner Zeitungen haben in der letzten Zeit Schilderungen von Rattowik gebracht, in denen dieses jüngste größere Gemeinwesen Oberschlesiens als „Armüfrierstadt“ Oberschlesiens, als „geistiges Zentrum des Industriegebietes“ und als „die Perle der oberschlesischen Städte“ gepriesen wurde. Ich habe diese Schilderungen mit Vergnügen, aber doch mit einiger Skepsis gelesen. Gerade Rattowik kannte ich sehr genau, und der Sprung von dem Orte, dessen Mittelpunkt vor 50 Jahren eine große Pfütze und ein langgestrecktes, schuppenartiges Gebäude gewesen war, bis zu dem heutigen Städtebild, schien mir doch ein gar zu gewaltiger. Nachdem ich aber das moderne Rattowik gesehen und näher kennen gelernt habe, muß ich die oben angeführten Schilderungen bestätigen und kann nur erklären, daß dieser erst seit 1867 Stadt gewordene Ort zu den eigenartigsten gehört, die Deutschland überhaupt aufzuweisen hat. Der Sprung in der Einwohnerzahl von ungefähr 9000 auf mehr als 43 000 ist nicht das Charakteristische dieser Stadt, die mich in mancher Beziehung an Stuttgart und die kleineren deutschen Residenzen erinnert hat. Die Stadt hat etwas Vornehmes, Elegantes, selbst in ihren älteren Teilen, und überraschend ist für den Besucher, der Rattowik nur nördlich von der Eisenbahn kannte, die Entwicklung des großen Stadtteiles im Süden, insbesondere der architektonisch schöne Blücherplatz. Nördlich von der Eisenbahn besteht ja Rattowik aus der langen Straße, die von Balenze bis Zawodzie geht, und Zawodzie ist

in seinem östlichen Teil gegen früher wenig verändert, soweit es sich um die Entwicklung nach dem Großen und Schönen handelt. Aber die Friedrichstraße und die Grundmannstraße, noch mehr aber die rechtwinklig davon abgehenden Straßen, die Post- und die Direktionsstraße, könnten sich mit ihren Schaufenstern, ihrem Leben und Treiben ebenso gut in Berlin oder in Breslau befinden. Es ist das große Verdienst des verstorbenen Sanitätsrats Holke, welcher als Vater der Stadt Rattowik bezeichnet werden kann, wenn dieser Ort heute einen so günstigen Eindruck macht. Er setzte es in dem damals kleinen Gemeinwesen durch, daß die Straßen breit und regelmäßig angelegt wurden. Sein Denkmal, das er um die Stadt Rattowik wohl verdient hat, steht vor der stattlichen Badeanstalt in der August Schneider-Straße, welche außerdem noch so viele und schöne Bauten aufzuweisen hat. Die Restaurants, die Hotels, die Cafés, das Theater, ein Varieté, ein Kabarett, eine Kasino-Bar genügen großstädtischen Ansprüchen und sind durchweg im Berliner großen Stil gehalten. Man glaubt es, wenn behauptet wird, daß täglich 3000 Fremde nach Rattowik kommen, um hier Einkäufe zu machen oder sich dem Vergnügen zu widmen. Man überzeugt sich von der Größe des Verkehrs besonders mit dem Auslande, wenn man nach Ankunft einer der Züge, die über die russische Grenze kommen, den Strom von Menschen sich die Treppen hinunter durch das Bahnhofsgebäude auf die Straße ergießen sieht.

Am Abend wird bei der verschwenderischen Beleuchtung der Straßen und Geschäfte der Eindruck einer modernen Großstadt noch verstärkt; ebenso durch das leb-



Kreuzburgerhütte im Jahre 1850

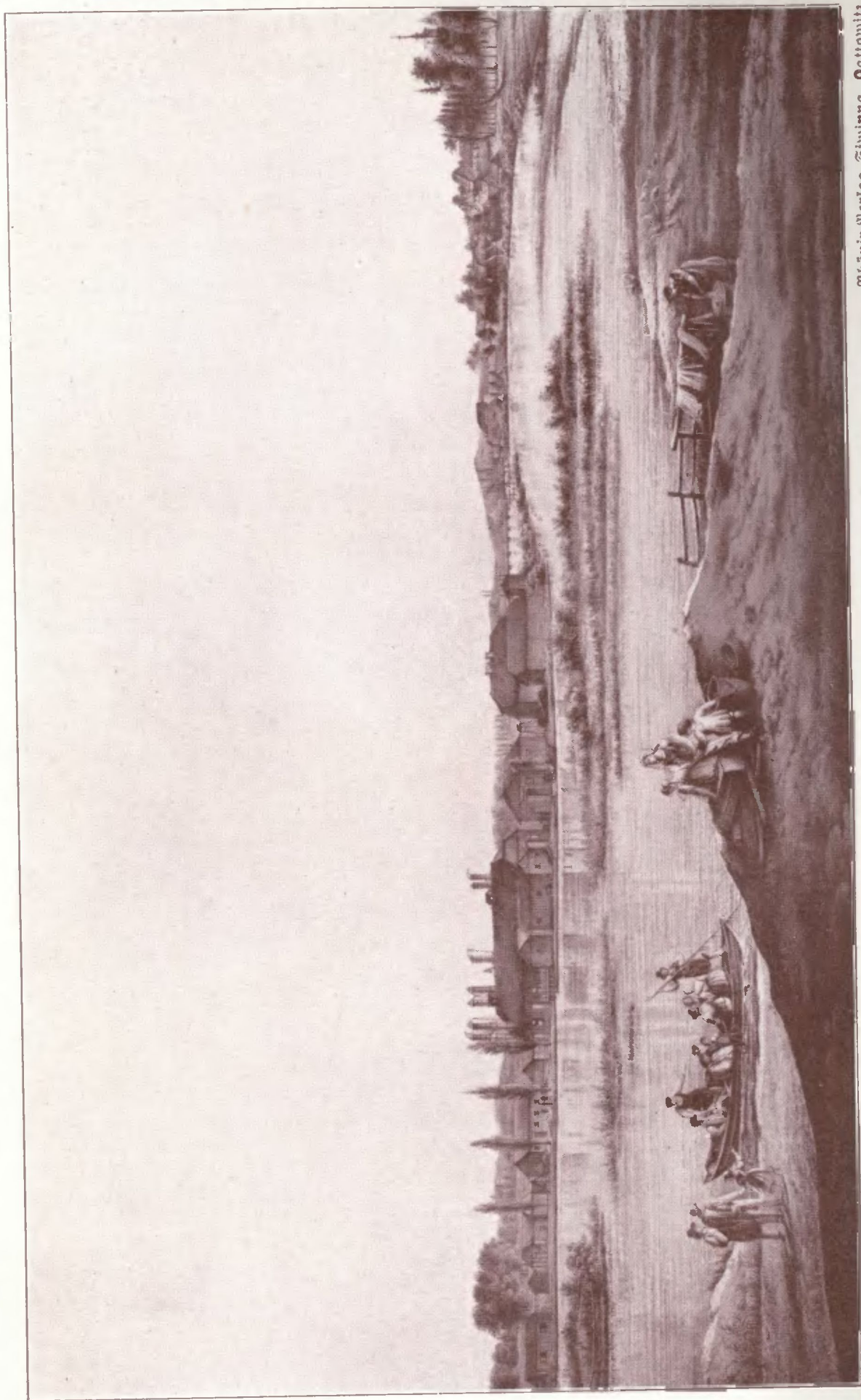
Phot. Verlag Eilwinna Gattowitz

hafte Treiben, das in den wenigen Straßen des Ortes auch zur Abend- und Nachtzeit herrscht. Bezeichnend ist es, daß vor 32 Jahren der Ort nur 3 Ärzte aufzuweisen hatte und daß er heute 40 Ärzte zählt. Unter ihnen befindet sich eine große Anzahl von Spezialisten, die nicht nur von den Bewohnern von Rattowik, sondern auch der Umgegend, ja von ganz Oberschlesien konsultiert werden. Die Stadt verfügt über alle modernen Einrichtungen: Schlachthaus, höhere Schulen, Kanalisation, Fleischhallen, Badeanstalt, und der Südpark, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, zum Teil bereits im Forst gelegen, entspricht ebenfalls den modernen Anforderungen der Großstadt und ist ein Vorteil für die Bevölkerung, die ja außerdem noch in dem benachbarten Emanuelsfeng ein wahres landschaftliches Paradies besitzt, in das man schon nach kurzer Eisenbahnfahrt gelangt und wo man sich unter den herrlichen alten Buchen, im Hügelwalde, mit der Aussicht auf die Beskiden und die Industriestädte, die sich bis zur österreichischen Grenze hinziehen, in eine Idylle, fernab von allem Geräusch und allem Rauch der Industrie versetzt sieht. Vom Südpark aus zeigt uns der Blick auf Rattowik, daß diese Stadt ein künstlerisch schönes, dem Auge wohlthuendes Äußere angenommen hat, nicht zum mindesten durch das Verdienst der Architekten, welche die hervorragendsten Gebäude in originellem Stil doch ungemein geschickt in die Landschaft eingepaßt haben. Wenn man Gleiwik, Beuthen, Zabrze, Königshütte und Rattowik miteinander vergleicht, dann gebührt die Krone doch Rattowik, der Stadt der ober-schlesischen Intelligenz. Trotzdem Rattowik an Einwohnerzahl viel geringer ist als die soeben genannten

Städte, hat es doch den größten Verkehr der Eisenbahn, Post, Telegraphie, Telephonie und den größten Umsatz der Reichsbank-Nebenstelle. Hier fühlt man deutlich den Pulsschlag der gewaltigen, obererschlesischen Industrie. Dem Orte eröffnen sich die besten Aussichten für die Zukunft, auch als Touristenstadt, wenn man sich nur die Mühe geben will, die Beskiden, die man von Rattowitz aus so bequem erreichen kann, für den norddeutschen Touristen zu erschließen.

Wir Berliner sind wirklich überdrüssig des bayerischen Gebirges, des bayerischen Dialektes und der bayerischen Kostüme, die wir nicht nur im Sommer an der Quelle genießen, sondern auch im Winter bei allen Festlichkeiten. Man sehnt sich nach einem neuen Zielpunkt für den sommerlichen Touristenstrom speziell Berlins, und da Riesengebirge und Harz auch allzu bekannt sind, würde man wahrscheinlich mit Vergnügen nach den Beskiden gehen, wenn dort Vorkehrungen für gute Aufnahme und Verpflegung großer Touristenmassen getroffen würden. Rattowitz würde das Zentrum des Touristenverkehrs werden, und das käme nicht nur der Stadt, sondern dem ganzen obererschlesischen Industriebezirk zugute. Man müßte den Touristen nur die obererschlesischen Industriewerkstätten zugänglich machen, damit sie einen Begriff davon bekämen, welch ein interessantes, für Preußen und Deutschland höchwichtiges Land Oberschlesien, und zwar speziell sein Industriebezirk ist.

So viel steht fest: das Oberschlesien von heute, das sich gegen früher in verschiedener Beziehung ganz unvergleichlich gehoben hat, dieses aufstrebende, kulturell sich mehr und mehr entwickelnde Land an der



Phönix-Berlag Schwinn, Rattowitz

Unbekannte obereschlesische Landschaft aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts

Südostgrenze des Reiches ist im Reiche selbst viel zu wenig bekannt. Und doch verdient es, daß jährlich Tausende und abermals Tausende von Touristen von Norden, Süden und Westen hierherkommen, um über das zu erstaunen, was in den letzten 30 Jahren durch das Zusammenwirken verschiedener günstiger Faktoren an Land, Leuten und Industrie geleistet worden ist.

Oberschlesien hat eine große Zukunft, obwohl vielleicht augenblicklich die Konjunktur für das Eisen schlecht steht, die Kohle nicht den Absatz findet, den man wünscht, und nur die Konjunktur für Zink einigermaßen günstig steht. Oberschlesien hat aber so viele Hilfsquellen, hat so viele Reize und diese könnten so zur Geltung gebracht werden, daß große Erfolge auch auf anderem als industriellem Gebiete in den nächsten Jahrzehnten zu verzeichnen wären.
